



Kamala Das
Herbstbeginn

Kamala Das, Herbstbeginn

KAMALA DAS
H e r b s t b e g i n n

My Story

Autobiographie der indischen Dichterin

Übersetzung aus dem Englischen,
Anmerkungen und Nachwort von
Ingrid von Heiseler

Titel der Originalausgabe: My Story

Sterling Paperbacks. An imprint of Sterling Publishers (P) Ltd. L-10 Green Park Extension, New Delhi- 110016. Auflage 1998 (zuerst 1976).

Rechte bei DC Books (www.dcbooks.com)

Sumitha Jothidas DC Books

editorial.rights@dcbooks.com

überträgt die Rechte für eine digitale deutsche Ausgabe.

Impressum

Ingrid von Heiseler
Am Mühlengraben 22
38440 Wolfsburg
Telefon: 05361 22874

ingridvonheiseler@t-online.de

www.ingridvonheiseler.de

48 Jyotsna Arts and Education Society

A society formed to give schooling & lessons in dance & music

49 Balamurali

~ A singer (Madras)

Kumar Gandharava

~ A famous singer who died a few years ago.

My school records show 1934 as the year of my birth. Later there was legal trouble after my marriage and the date of birth was then printed as 31-3-32 in the Govt gazette. Madhava Das is the name.

Schriftprobe: Kamala Anfang 1999

Der indische Verlag über die Dichterin und das Buch:

„Jedes Ehebett der Mittelschicht ist ein Kreuz, an dem die Frau gekreuzigt wird ... Die Männer verfallen der Lust, sie lieben nicht. Frauen stürzen in wahre, selbstzerstörerische Liebe.“

Kamala Das schrieb mehr als 30 Romane in Malayalam und veröffentlichte drei Bände Gedichte in Englisch. Sie hat einen neuen Pfad für die Emanzipation der indischen Frauen geschlagen. In *My Story* verbinden sich ihre Wahrheitsliebe mit Freimütigkeit und Schärfe. Das Buch wurde von Millionen Indern gelesen und hat heftige Reaktionen hervorgerufen - einerseits der Bewunderung, andererseits der Kritik. Das sind die Kennzeichen eines bedeutenden Werkes.

Kamala Das ist eine der bedeutendsten Gestalten der Literatur in Malayalam. Sie wurde 1934 in Punnayurkulam in Süd-Malabar, Kerala, geboren. In der Hauptsache wurde sie zu Hause unterrichtet und schrieb seit ihrer frühen Jugend Gedichte und Prosa, die ihr einen dauerhaften Platz in der modernen Literatur in Malayalam gesichert haben.

Sie bekam so berühmte Preise wie den *Poetry Award for the Asian PEN Anthology*, der 1964 vom philippinischen PEN-Zentrum in Manila vergeben wurde, den *Kerala Sahitya Akademi Award* für die beste Kurzgeschichten-Sammlung in Malayalam und den *Chaman Lal Award for fearless journalism*. Ihre berühmten Gedichtbände tragen die Titel *Summer in Calcutta*, *The Descendants* und *The Old Playhouse and other Poems*.

Kamala Das' Arbeiten sind in vierzehn Anthologien erschienen, darunter so berühmte wie *An Anthology of Commonwealth Verse*, *Young Commonwealth Poets* (1965), *The Penguin Anthology of Women Poets* (1973) und *World Anthology of Living Poets* (1973).

Sie liefert regelmäßig Beiträge zu Zeitschriften in Indien und im Ausland und macht Radiosendungen mit Gedichten in Englisch. Sie war 1971 und 72 Gedicht-Redakteurin der *Illustrated Weekly of India*.



Kamala Das im Februar 1999. Foto: Ingrid von Heiseler

Inhalt

VORWORT DER DICHTERIN.....

1. Demütigungen eines braunen Kindes in einer europäischen Schule .
2. Über Kindheits-Albträume und den einzigen guten Freund.....
3. Jedes meiner Gedichte brachte mich zum Weinen.....
4. Nalpathaus - das Geschenk eines verliebten Stammesfürsten
5. Im Geheimfach stand eine braune Flasche, die nach Amber roch.....
6. Ich war in seinen Charme vernarrt
7. Frauen aus guten Nair-Familien sprachen niemals über Sexualität ...
8. Einsame Göttin.....
9. Sie hätten es gerne gehabt, wenn er jede Nacht mit einem Geist ins Bett gegangen wäre.....
10. Sie war vor Liebe halb verrückt und bemerkte mich kaum.....
11. Die Mädchen im Internat kamen aus sehr unterschiedlichen Familien.....
12. Annie bekommt heimlich einen hübschen jungen Geliebten
13. Die Nonnen zensierten die Briefe, die wir schrieben
14. Ich wollte einen reichen Mann heiraten, um zur guten Gesellschaft zu gehören.....
15. Wir waren verschiedenartigen subtilen Sadismen ausgesetzt.....
16. Ich betete zum Sonnengott, er möge mir ein männliches Kind geben
17. Eines Morgens war der Sannyasi gegangen - nur der Opiumgeruch blieb

18. Spielte jeder verheiratete Erwachsene im Bett den Clown, den Zirkuskünstler?.....
19. Ihre Stimme war seltsam - es fiel mir leicht, mich in sie zu verlieben
20. Sie lag neben mir und hielt mich fest
21. Seine Hände quetschten meinen Körper und ließen blaue und rote Flecke auf der Haut zurück.....
22. Hochzeitsnacht: Immer wieder tat er mir weh und während der ganzen Zeit hämmerten dumpf die Kathakali-Tommeln.....
23. Eine Goldmünze für Liebe
24. Ich schickte den Koch Schlafmittel kaufen
25. Das blutbefleckte Mondlicht
26. Das erste Kapitel der Dunkelheit
27. Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich völlige Hingabe
28. Meine Liebe war wie Almosen, die eine Bettelschale suchen
29. Ich sehnte mich immer noch nach meinem grauäugigen Freund
30. Sexualität und Co-operative Movement
31. Er ging schweigend ein paar Meter vor mir her
32. Es war der Anfang des entzückenden Todes
33. Das Hinscheiden meiner Urgroßmutter
34. Immer wieder rief derselbe Mann an.....
35. Cocktailsaison in Kalkutta
36. Ich war Carlos Sita.....
37. Zum ersten Mal sah ich die Eunuchen in Kalkutta tanzen.....
38. Die Straßen Delhis dufteten und waren dunkel... Ich fühlte mich sehr jung.....
39. Calicut ist voller Verrückter

40. Wie ein Phönix erhob ich mich aus der Asche meiner Vergangenheit.....	
41. Ich zog mich in die von mir selbst gegrabene Höhle zurück.....	
42. Mein letzter Geliebter: schöner, dunkler Mann mit einer Tätowierung zwischen den Augen	
43. „Auch ich habe es eine Weile mit dem Ehebruch versucht“	
44. Ich war nie eine Nymphomanin.....	
45. Rückkehr nach Nalapat: War meine vierundzwanzigjährige Ehe am Ende?	
46. Nur die Reichen hassten mich... Sie streuten üble Gerüchte über mich aus	
47. Der Zauberer kam nachts auf einem Fahrrad.....	
48. Die alten Sehnsüchte, die mich gequält hatten, waren erfüllt.....	
49. Wer waren wir, dass wir neben ihren Göttern sitzen sollten?.....	
50. Ich habe aufgehört, den Tod zu fürchten	
Kamala Das: Iqbal.....	
Kamala Das, Lost in Obscurity. Essay	
Dom Moraes, Das Unglück, in Kerala eine Frau zu sein	
NACHWORT DER ÜBERSETZERIN	
NACHRUF in der New York Times	
ANMERKUNGEN	

VORWORT DER DICHTERIN

My Story ist meine Autobiografie. Während des ersten Anfalls meiner Herzkrankheit fing ich an, sie zu schreiben. Der Arzt dachte, das Schreiben würde meinen Geist von der Furcht vor einem plötzlichen Tod ablenken, und außerdem gab es da alle die Krankenhausrechnungen, die beglichen werden mussten. Ich schickte einem Verleger, der mich schon lange gedrängt hatte, ein solches Buch zu schreiben, ein Telegramm. Er wollte den Text in Fortsetzungen in seiner Zeitschrift veröffentlichen. Einen Tag später kam er und brachte das Honorar für die gesamte Serie mit. Er nahm damit ein Risiko auf sich, denn ich war sehr krank und es schien wenig wahrscheinlich, dass ich in der Lage sein würde, mehr als ein paar Kapitel zu schreiben. Und trotzdem willigte er in den Handel ein. Er saß neben mir und hielt meine Hand, die grünlich und verwelkt aussah. In diesem Augenblick packte mich das Buch und trug mich so schnell in die Vergangenheit zurück, als wäre es ein Motorboot, das nachts durch tintiges Wasser tuckert. Zwischen kurzen Stunden des Schlafes, die durch die Mittel, die mir die Krankenschwestern eingaben, herbeigeführt wurden, schrieb ich ununterbrochen, nicht nur, um meiner Verpflichtung nachzukommen, sondern vor allem weil ich mich von allen Geheimnissen befreien wollte, damit ich, wenn die Zeit käme, mit reinem Gewissen Abschied nehmen könnte.

Meine Erholung war eine solche Ernüchterung! Die Fortsetzungen erschienen bereits in den Ausgaben der Zeitschrift, die die Bücherstände Keralas überfluteten. Meine Verwandten waren verstört. Ich hatte meine bekannte Familie dadurch entehrt, dass ich meinen Leserinnen und Lesern erzählt hatte, ich hätte mich in einen anderen Mann als meinen rechtmäßigen Ehemann verliebt.

Ich hatte ja sogar eingestanden, dass ich mich immer wieder und ständig in Menschen mit glutvollem Wesen verliebte. Als ich für kurze Ferien in meinen Heimatstaat reiste, empfing man mich keineswegs mit Wärme. Schnell entkam ich wieder nach Bombay. Dieses Buch hat mich vieles gekostet, das mir lieb und teuer war, aber ich bedauere trotzdem keinen Augenblick, es geschrieben zu haben. Ich habe in meinem Leben einige Bücher geschrieben, aber keines hatte mir beim Schreiben so viel Freude bereitet wie das Schreiben von *My Story*! Weiter habe ich nichts dazu zu sagen.

Kamala Das

1. Demütigungen eines braunen Kindes in einer europäischen Schule

Als kleines Kind lebte ich in Kalkutta. Damals herrschten die Engländer noch in Indien.¹ In der gehobenen Gesellschaft behandelten sie uns wie Ihresgleichen. Für jede britische Familie war es üblich, ein oder zwei enge indische Freunde zu haben, mit denen man sich regelmäßig traf.

Der Vorgesetzte meines Vaters war ein kahlköpfiger Mann mit rotem Gesicht, der Ross hieß. Er sagte zu meinem Vater „mein guter Freund Nair“², wenn er zu uns kam und wir waren alle ganz begeistert davon.

Wenn wir einmal nach Malabar³ fuhren, um einen Monat bei meiner Großmutter zu verbringen, liehen wir Frau Ross unseren Koch, damit sie ihm die Grundlagen der europäischen Küche beibringe. Mit jedem Ferienaufenthalt machte er größere Fortschritte in der kulinarischen Kunst, bis sich unsere Essgewohnheiten schließlich änderten und sich der Verfeinerung seiner Kochkünste anpassten.

Statt Reis und Curry servierte er uns Suppen, Koteletts und Eintopf. Für meine Mutter kochte er Reis und Linsen, denn er glaubte, dass es zu spät sei, ihren Geschmack noch zu ändern. Mein Vater aß mit Messer und Gabel. Wir Kinder, mein älterer Bruder und ich, aßen früher als die Erwachsenen und unbeaufsichtigt. Wir aßen europäische Speisen mit kleinen, braunen Fingern, leckten unsere Hände ab und genossen alles, was auf unsere Teller kam, während der Koch stirnrunzelnd dabeistand. Er hielt uns für Wilde.

Mein Vater war immerzu mit seiner Arbeit beschäftigt. Eine Autofirma hatte ihn angestellt. Er verkaufte Rolls-Royce-, Humber- und Bentley-Autos an die indischen Prinzen und ihre Verwandten. Meine Mutter war unbestimmt und gleichgültig. Sie verbrachte ihre Zeit damit, in einem großen Himmelbett auf dem Bauch liegend Gedichte in Malayalam⁴ zu schreiben. Während dieser Zeit wohnte kein Dienstmädchen bei uns. Der Koch brachte uns zur nahe gelegenen europäischen Schule und holte uns dort am Nachmittag wieder ab.

Er war kein fürsorglicher Mensch. Deshalb wuchsen wir mehr oder weniger vernachlässigt auf und weil uns, die wir in einem Umkreis verwöhnter Kinder lebten, bewusst war, dass wir vernachlässigt wurden, entwickelte sich zwischen uns eine starke, liebevolle Beziehung, so wie sie ein Leprakranker für seinen Kameraden empfinden mag, der ihn in einem Schubkarren vor sich herschiebt, wenn sie betteln gehen.

Mein Bruder war mollig und dunkel. Seine runden Augen leuchteten. Obwohl er der Intelligenteste in der Klasse war, trieben die weißen Jungen ihre Späße mit ihm. Sie peinigten ihn, indem sie ihm angespitzte Bleistifte in die Nasenlöcher bohrten. Eines Tages war sein Hemd vorne voller Blut. Er war von der Grausamkeit wie gelähmt und auch seine Tränen stockten und blieben an seinen Wimpern hängen. William, der Anführer, rief: „Schwarzer, dein Blut ist rot.“ Ich zerkratzte ihm in blinder Wut das Gesicht, wurde aber schnell von den groben Anglo-Indern überwältigt. Sie waren immer auf der anderen Seite und kämpften für die Rechte des weißen Mannes. Wir erzählten unseren Eltern nichts von der Folter, die wir in der Schule dafür erlitten, dass wir unter unserer Schuluniform aus weißem Stoff nussbraune Haut trugen.

Gelegentlich bekam die Schule vornehmen Besuch, ein Vogel im bunten Federkleid erleuchtete eine Zeit lang die Räume: eine

Gouverneursgattin oder ein Admiral mit weißem Schnurrbart oder eine Dame in grauer Seide, die Anspruch darauf erhob, mit der Familie im Buckingham-Palast verwandt zu sein.

Ich weiß nicht, wie unsere Direktorin, die wir Madam nannten, es fertigbrachte, derartig erhabene Personen hereinzulocken. Unsere Schule war nicht groß. Vielleicht kamen sie, weil wir die Nationalhymne *“Rule Britannia“* lauter als andere sangen. Wenn wir morgens unsere Stimmen zum Gesang erhoben, während Madam am großen Klavier saß, auf dem die kolorierte Fotografie der königlichen britischen Familie stand und „Britten werden niemals, niemals Sklaven sein“ sangen, verlangsamte sogar der Briefträger seinen Schritt, um uns zuzuhören. König Georg VI. (Gott sei seiner Seele gnädig) winkte uns aus seinem Goldrahmen zu, als wüsste er, dass die Briten in Indien ihren Schwanengesang sängen . . .

Damals erfüllte Shirley Temple mit ihren goldenen Löckchen und ihrem strahlenden Lächeln alle mit Begeisterung. Alle kleinen Mädchen imitierten sie. In unserer Schule hing ihr Bild an der Wand hinterm Klavier. In meiner Klasse gab es auch eine Shirley. Sie war Schottin und hatte rosa Wangen und gelbe Löckchen. Wenn die ehrwürdigen Herrschaften kamen, überreichte immer sie den Blumenstrauß. Einmal wurde sie gebeten, ein Gedicht vorzulesen, das ich geschrieben hatte, und als die Besucherin fragte, wer es geschrieben habe, sagte unsere Direktorin : „Natürlich Shirley, sie verbindet Schönheit mit Verstand.“ Dafür bekam sie von der Gouverneursgattin einen extra Kuss. „Was für ein intelligentes Kindchen!“ sagte sie.

Wenn die Besucher kamen, wurden die braunen Kinder immer diskret verborgen, sie wurden wie Kehrlicht unter den Teppich gekehrt. Man sagte ihnen, dass sie im Korridor hinter den Toiletten warten sollten, wo ihnen die Schul-Ayas⁵ Gesellschaft leisteten.

Damals sah niemand von uns allzu hübsch aus. Wir waren zu sechst, Louis, den schwarzen Anglo-Inder inbegriffen, der sich nicht entscheiden konnte, zu welcher Seite er gehören wollte. Uns hassten die weißen Kinder schon genug, aber den armen Louis hassten sie noch mehr. Trotzdem versuchte er ihnen zu gefallen und spielte den Clown, um sie bei Laune zu halten: Er bellte wie ein Hund und schrie wie ein Esel.

2. Über Kindheits-Alpträume und den einzigen guten Freund

Als mein Vater im Jahre 1928 heiratete, war Mahatma Gandhis⁶ Einfluss auf dem Höhepunkt. Die Einfachheit, die er predigte, gefiel der Mittelschicht. Mein Vater bestand gleich nach der Verlobung darauf, dass seine künftige Frau ausschließlich *Khaddar*⁷, am liebsten weißen oder naturfarbenen, tragen sollte.

Nach der Hochzeit brachte er sie dazu, allen Goldschmuck außer der „*Mangalsutra*“, der Hochzeitskette⁸, abzulegen. Das musste ihr vorgekommen sein, als legte sie das Witwengewand an, aber sie widersprach nicht. Sie hatte tödliche Angst vor dem dunklen Fremden, der sie aus ihrem Dorf mit seiner Sicherheit herausgerissen hatte. Sie fürchtete ihren Vater und sie fürchtete ihren Onkel, die beiden Männer, die den Plan ausgeheckt hatten, zum ersten Mal einen Bräutigam in die Familie zu holen, der weder zu einer königlichen Familie gehörte noch ein Brahmane war.

Die finanzielle Situation der Nalapat-Familie⁹ war damals äußerst unsicher. Aller Schmuck hatte verkauft werden müssen, um Prozesse und Bankrott abzuwenden. Mein Vater war kein müßiger Landbesitzer. Er arbeitete in Kalkutta für seinen Lebensunterhalt. Das sprach für ihn.

Als das junge Paar nach Kalkutta abreiste, ging meine Großmutter mit, um beim Einrichten zu helfen. Meine Mutter verliebte sich nicht in meinen Vater. Sie waren völlig verschieden und passten überhaupt nicht zusammen. Aber die Schüchternheit meiner Mutter trug dazu bei, eine Illusion von häuslicher Harmonie zu schaffen, die Verwandte und Freunde befriedigte. Aus einer

solchen dürren Verbindung wurden die beiden ersten Kinder geboren, mein Bruder und ich. Wir trugen schwer an der Last einer dunklen Haut und gewöhnlicher Gesichtszüge.

Wir müssen unsere Eltern sehr enttäuscht haben. Zwar sagten sie uns das nie, aber es war an jeder Geste und an jedem Wort zu erkennen. Besonders erkennbar war es an den Tagen, an denen mein Vater uns anschrie und uns dazu zwang, unser monatliches Darmreinigungsmittel, pures Castor-Öl¹⁰, zu trinken. Das war einer unserer Kindheits-Albträume: die Qual, vor Morgengrauen aus dem Schlaf gerissen zu werden, um dreißig Gramm Öl gewaltsam in den Mund gegossen zu bekommen. Rohe Hände hielten unsere Lippen zusammen, sodass wir das Zeug schlucken mussten. Dann sanken wir in unsere Kissen zurück und Tränen der Demütigung strömten aus unseren Augen.

Allmählich sagte uns unser Gefühl, wir sollten uns lieber fern vom Rampenlicht halten und uns in der Nähe der Küche verstecken, wo wir die letzten Reste unserer Selbstachtung zusammenhalten konnten. Wir sprachen mit dem Portier oder dem Gärtner, der jeden Morgen für die Messingvasen in unserem Wohnzimmer Sträuße von Ringelblumen oder Asten brachte, die er auf dem alten europäischen Friedhof hinter unserem Haus gepfückt hatte.

Wir wohnten im obersten Stockwerk der Reparaturwerkstatt der Autofirma. Man musste sechsunddreißig Stufen steigen, um unsere Wohnung zu erreichen. In der Mitte war rechts eine Öffnung, die zum Bereich der Diener führte, wo Tag und Nacht laut und traurig ein Wasserhahn tropfte. Uringestank bewirkte, dass man eben da im Treppenhaus eine Pause einlegte, weil man wissen wollte, woher er kam.

Aber oben im Wohnzimmer, in das nur selten Besuch kam, roch es nach Wäschestärke und Blumen. Wir hatten weiße

Khaddar-Vorhänge, die alle vierzehn Tage abgenommen und durch frisch gewaschene ersetzt wurden. An freien Tagen saßen mein Bruder und ich an den Fenstern, die bis zum Boden reichten, und sahen hinaus oder ließen manchmal ein Gummi-Spielzeug an einer Schnur auf die Straße hängen, um die Vorbeigehenden zu ärgern. Wenn jemand an der Schnur zerrte, zogen wir sie schnell hoch und versteckten uns im Schlafzimmer. Wir genossen die Angst, er könnte heraufkommen und uns fangen. Es war ein aufregendes Spiel.

Wir hatten nur einen guten Freund, einen einzigen Freund, der gerne unsere Hände berührte und mit uns über das Leben sprach. Das war ein stämmiger Mann namens Menon, der als Manager der Autofirma arbeitete. Wenn unsere Mutter an warmen Nachmittagen schlief, schlüpfen wir aus dem Haus, um ihn zu besuchen. Er saß an seinem Tisch und ließ sich hohe Gläser mit schäumendem Tee bringen, auf den er blies, bevor er ihn trank, und mit dem er seinen gezwirbelten Schnurrbart anfeuchtete.

Zu dieser Zeit war eine Malayali-Familie¹¹ mit uns befreundet. Sie hatten zwei Söhne. Der jüngere, ein schwächtiges, blasses Kind, besaß ein Puppenhaus, das er uns zeigte, als wir ihn besuchten. Davon erzählte ich unserem Freund Menon und vielleicht war er gerührt, denn einen Monat später brachte er ein großes Puppenhaus für mich, mit zierlichen Möbeln eingerichtet, die er alle selbst geschnitzt hatte. Das wurde auf den runden Tisch mit der Messingplatte gestellt und nachts, wenn die Lichter angezündet waren, leuchtete es in seiner ganzen lackierten Pracht wie ein Taj Mahal. Verglichen mit unserem Haus war das des Freundes eine Hütte. Ab und zu rannten wir ins Wohnzimmer, um noch einmal einen Blick ins Esszimmer zu werfen oder um den roten Anstrich des Daches zu riechen.

Wenn die Westfenster des Wohnzimmers offenstanden, kam das Wellblechdach der Fabrik in den Blick. Auf dieses Dach hämmerten die Füße der Affen, die auf den Bäumen des Friedhofs lebten. Gelegentlich stieg einer von ihnen in unser Haus ein und stahl aus der Küche eine Kokosnuss oder einen Brotlaib. Eines Tages, als der Koch den diebischen Affen wild beschimpfte, sagte der Portier: „Thakur, sprich niemals so zu einem Affen! Er könnte der Gott Hanuman¹² persönlich sein, der unsere Frömmigkeit prüfen will.“

Der Koch war ganz und gar nicht religiös. Er machte sich über alle Hindu-Gottheiten lustig. Damit verletzte er die Gefühle des manchmal bei uns arbeitenden Dienstmädchens und die des Portiers. Eines Tages sagte der Portier, dass der Koch sich in Vilayat ansiedeln solle, er sei so ein Saheb, ein vornehmer Herr. „Ja, das will ich“, sagte der Koch. „Frau Ross, die weiße Memsahab, die Herrin, will mich als ihren Koch mit nach England nehmen. Ich brauche ihr nur zu sagen, dass ich dieses Land verlassen will.“ Der Portier lächelte skeptisch. „Ram Ram“¹³ murmelte er und trank seinen Tee aus einer nur ihm vorbehaltenen Emaille-Tasse.

3. Jedes meiner Gedichte brachte mich zum Weinen

An ganz besonderen Tagen kaufte uns der Koch auf dem Schulweg schmale, weiche Nestle-Schokoladen-Riegel, die in rotes Glanzpapier eingewickelt daherkamen und in deren zweiter Schicht Farbfotos der britischen Königsfamilie steckten. Wir sammelten so viele davon, dass wir von dem Händler ein Album verlangen konnten.

Außerdem sammelten wir Zeitungsausschnitte für ein politisches Album. Das enthielt alle Fotografien von Hitler und Mussolini, die damals in unseren Augen zweifellos die größten Helden waren. Die Zeitungen berichteten aufs Ausführlichste von ihren Reden und bauten sie zu Supermännern auf. Wir hofften heimlich, dass wir einmal wie sie würden, wenn wir erwachsen geworden wären.

Zur selben Zeit hielt mein Bruder es für einen guten Einfall, eine Manuskript-Zeitschrift ins Leben zu rufen. Keiner unserer Altersgenossen konnte Essays oder Gedichte herausbringen, weil er seiner Rechtschreibung nicht traute. Deshalb fiel die Last der Verantwortung auf meine Schultern.

Ich war sechs Jahre alt und sehr gefühlvoll. Ich schrieb traurige Gedichte über Puppen, die ihren Kopf verloren hatten und die nun für die Ewigkeit kopflos bleiben mussten. Jedes meiner Gedichte brachte mich zum Weinen. Mein Bruder illustrierte meine Verse und schrieb leicht politische Artikel.

Wir hatten zwei Hauslehrer: Mabel, eine hübsche Anglo-Inderin, und Nambiar, den Malayalam-Lehrer. Der Koch zog die Dame vor und servierte ihr Tee und kleine belegte Brötchen auf einem Tablett, während er Nambiar, der sehr viel später am Abend

kam, nur ein Glas Tee und ein paar boshafte Bemerkungen anbot. Nambiar ging mit schweren Minderwertigkeitskomplexen in unserem Haus umher und hätte sich am liebsten hinter der Anrichte versteckt, wenn mein Vater durchs Esszimmer ging, wo wir unseren Malayalam-Unterricht bekamen. Wir lernten unsere Landessprache nur, um mit unserer Großmutter korrespondieren zu können, die uns sehr liebte.

Eines Tages machten alle Kinder unserer Schule einen Picknickausflug in den Victoria-Park. Man gab uns Zuckerrohrsafte und Schinkenbrötchen, die ich, da ich Vegetarierin war, hinter einen blühenden Busch warf. Die junge Lehrerin kreischte ab und zu dem dunklen Geschichtslehrer „o Archie, o Archie“ zu, der völlig erfolglos versuchte, sie zu fangen und zu küssen. Sie rannte um die Bäume herum, um seinen Umarmungen zu entgehen und lachte fröhlich dabei, als wäre es ein großer Spaß.

Ich ging zum entferntesten Zaun und legte mich neben eine Henna-Hecke, die winzige Blüten getrieben hatte. Die Sonne war an diesem Tag weiß, eine weiße Sonnenlampe am Winterhimmel. Ich war einsam. An diesem Tag war ich so einsam! Anscheinend wünschte niemand meine Gesellschaft, nicht einmal mein Bruder, der mit seinen Klassenkameraden eine Art Fußball spielte. Helen, das einzige Mädchen, das tanzen konnte, erzählte den anderen von dem Film „Der blaue Vogel“. Ich verstand selbst nicht, warum ich mich nicht den Mädchen anschloss, die sich um sie scharten.

Ich verstand nicht, warum meine Eltern Inder waren und nicht ein weißes Paar, das vielleicht stolz auf meine Verse gewesen wäre. Dann prasselten plötzlich raue Worte wie Küchenlärm in meine Abgeschlossenheit. „Was um Himmels willen machst du denn hier, Kamala?“, schrie die Lehrerin. „Warum spielst du nicht mit den anderen? Was bist du nur für ein seltsames Kind!“ Und die weiße Sonne füllte meine Augen mit ihrer eigenen Einsamkeit. Der

Duft der Hennablüten überwältigte mich. Schluchzend stand ich auf und ging auf meine Lehrerin zu. Die Kinder starrten mich an. Die Lehrerin lachte und, als wäre das für die Kinder ein Signal, brachen sie auch in lautes Gelächter aus. Die Vögel in den Bäumen flogen davon.

Gelegentlich schlüpfte ich nachmittags aus dem Tor, wenn der dicke Wächter auf seinem Charpoy¹⁴ fest schlief und spazierte zum alten Friedhof. Die Grabsteine waren wie gelb gewordene Zähne und sogar die Schrift war vom Regen eines halben Jahrhunderts verblichen. Aber es war aufregend, die Worte zu lesen, die nicht verblichen waren, und zu erfahren, dass Elisabeth Hardinge 1818 geboren worden und 1838 gestorben war. Wer war Elisabeth? Wer war Roger Upton, der erst mit dreiundachtzig Jahren gestorben war? Wer war Rosamund? Außer den Affen war ich dort das einzige lebendige Geschöpf, aber die roten Bougainvilleen, die grellrot wie vergossenes Blut die Mauern hinaufkletterten, schwangen im leichten Wind. Die Ringelblumen neigten höflich ihre Köpfe. Die Affen übersahen mich und säugten ihre Jungen. Ich war noch zu jung, um etwas von Geistern zu wissen. Ich konnte die Toten ebenso so sehr lieben wie die Lebenden. Ich konnte sogar zur unbekanntenen Rosamund gehen und mich ihr anvertrauen. Von den Toten konnte keine Rohheit ausgehen, keine Grausamkeit.

4. Nalapathaus - das Geschenk eines verliebten Stammesfürsten

Als der Zweite Weltkrieg ein Schrecken ohne Ende zu werden drohte, entschloss sich mein Vater, uns zum Haus unserer Vorfahren in Malabar zu schicken, das Nalapathaus genannt wurde.

Zwar war das Haus nach örtlichen Maßstäben nicht groß, aber es hatte einen Innenhof und einen Tempel in der großen Halle, die sich nach Süden öffnete. Es besaß ein Treppenhaus mit steiler Treppe, die zum luxuriös eingerichteten Schlafzimmer meines Großonkels führte, ein Vordach, das von Säulen getragen wurde und zu einer höheren Kolonnade führte, wo einige Male im Jahr die Ottanthullal-Tänzer¹⁵ tanzten, eine Halle, in der die Männer aßen, ein Esszimmer für die Frauen des Hauses, die Unterkünfte der Diener, drei kleine Schlafzimmer im Erdgeschoss, drei Schlafzimmer im ersten Stock, die auf eine schmale Veranda führten und einen Dachboden, in dem alte Koffer und Sänften aufbewahrt wurden.

Südlich des Hauses stand der Schlangentalar, der wenigstens zweitausend Jahre alt war, wo die Bilder von Renuka und ihrem Vater Vasuki¹⁶ verehrt wurden. Dahinter erstreckte sich der Bereich der Toten, der Sradhappura, das Gebäude, in dem an den Todestagen Essen für die Toten gekocht wurde, und der Kokosnussgarten, in dem nach jeder Einäscherung ein Baum für den zuletzt Verstorbenen gepflanzt wurde. In der Nähe des Teiches stand ein Badehaus. Ein Krokodil kam am Nachmittag heraus, wenn auch die Diener gebadet hatten, um mit offenem Maul in der Sonne zu liegen und Libellen zu fangen.

Im Norden standen die üblichen Viehställe und dort lag auch die Tenne. Über all diesen Gebäuden hing wie ein grüner Baldachin das Laub der vielen Bäume, die meine Vorfahrin Kunji während ihrer Flitterwochen gepflanzt hatte. Große Bäume, die Blüten oder Früchte trugen, warfen einen Flickenteppich grüner Schatten auf den das Haus umgebenden Boden, auf dem mein Bruder und ich tagsüber spielten.

Der junge, bis zum Wahnsinn verliebte Ehemann schenkte meiner Vorfahrin, der fünfzehnjährigen Kunji, das Haus, nachdem sie in sein Dorf gekommen war auf der Flucht aus der brennenden Stadt Cochin, wohin sie mit ihren Onkeln gereist war, um an der Hochzeitsfeier eines Verwandten teilzunehmen. Man wollte ihr in Cochin einen Aristokraten zeigen, der sie heiraten sollte, wenn er ihr gefiele und wenn ihre Onkel seine Manieren billigten.

Aber die englische Ost-Indien-Gesellschaft wusste nichts von all diesen köstlichen Vorhaben, als sie beschloss, den wichtigsten Handelshafen in die Luft zu jagen¹⁷, um die Macht der Holländer zu schwächen, von denen sie gerade die Stadt zurückerobert hatten. Sie war damals sehr schön mit ihren gut angelegten Straßen und Parks. Die Holländer hatten die portugiesischen Kirchen in Lagerhäuser umgewandelt. Sie waren zwar nicht religiös, aber doch kunstliebend genug, ihren Straßen wohlklingende Namen zu geben wie Linde-Straat oder Bloomendaal-Straat.

Um die Holländer und ihren letzten indischen Gouverneur van Spall zu ärgern, sprengte der englische Gouverneur die prächtigen Lagerhäuser und die Wohnsitze der Kaufleute und der Nair-Barone mit Schießpulver in die Luft. Frauen und Kinder kamen in den Flammen um. Diejenigen, die mit dem heimlichen Einverständnis der Engländer und ihrer geheimen Verbündeten aus der brennenden Stadt entkamen, waren zu benommen, um von ihren Qualen zu sprechen.

Kunji, von einem Diener begleitet, der zwei rot und golden bemalte holländische Koffer trug, machte sich auf den Heimweg in das Fürstentum Alengad, zu dem auch Always gehörte, aber ein verliebter Stammesfürst veranlasste sie dazu, ihre Route zu ändern. Er brachte sie in sein Haus und heiratete sie. Er war wohl bewandert in Astrologie und Architektur. Er wählte einen Platz für das Nalapathaus und entwarf es.

Im Osten lagen ebenso wie im Norden üppige Reisfelder. Von Westen brüllte nachts das schäumende Arabische Meer. Neben dem Schlangental stand der seltene Nirmatalabaum, der jeden Sommer einen Überfluss gelber Blüten hervorbrachte, die auch noch die inneren Räume mit ihrem Duft erfüllten.

Das Nalapathaus hatte damals, als wir Kinder dorthin kamen, sieben Bewohner, die Diener nicht mitgerechnet: meine Großmutter, meine Tante Ammini, meinen Großonkel, den Dichter, meine Urgroßmutter, ihre beiden Schwestern und Mahatmaji.

„Ob das Mahatmaji gefallen würde?“, flüsterten die alten Damen zu Beginn jeder ihrer Unternehmungen einander zu. Es war, als wäre Mahatma Gandhi das Haupt des Nalapathauses. Seine Fotografie hing in jedem Raum. Auch die Diener empfanden seine Gegenwart im Haus und trugen Kleider aus Khaddar.

Meine Großmutter spann Khadi-Garn¹⁸ auf einem Thakli¹⁹. Sie hob es hoch über ihren Kopf, während die anderen nachmittags schliefen und die Fensterrahmen in der Hitze knarrten. Sie war rundlich und hellhäutig und sah gut aus. Wenn ich mich an sie schmiegte, roch ich das Sandelholz an ihrem Hals. Sie erzählte mir von der Reise, die die Frauen der Familie nach Guruvayoor unternommen hatten, um ihren Schmuck der Harijan-Stiftung²⁰ zu übergeben.

Mahatmaji hatte in Hindi und in Englisch gesprochen, beide Sprachen konnten sie überhaupt nicht verstehen, aber sein Lächeln hatte sie hypnotisiert. Aller Schmuck wurde weggegeben. Ich stellte mir Gandhiji als Räuber vor, aber ich äußerte das damals nicht. Ich hielt es für sein teuflisches Ziel, den Damen allen Schmuck wegzunehmen, sodass sie unscheinbar und glanzlos würden. Entsagung stellte zu dieser Zeit meines Lebens keinen Wert für mich dar. Es erschien mir als ein grausamer Streich.

Meine Tante Ammini war eine anziehende Frau, die ständig alle Heiratsanträge zurückgewiesen hatte, die ihr widerfahren waren. Sie trug nur weißen Khaddar und benutzte kein Öl für ihr welliges Haar. Sie hatte sich dazu entschlossen, ein asketisches Leben zu führen, aber wenn sie allein in ihrem Schlafzimmer saß, den wohlriechenden Parijatambaum vor sich, rezitierte sie Liebeslieder von Kumaranasan²¹, dessen Gedichte damals Mode waren. Während ich ihrer Stimme lauschte, fühlte ich zum ersten Mal, dass Liebe eine schöne Qual und eine Thapasya²² war.

Mein Großonkel Narayana Menon war ein berühmter Dichter-Philosoph. Er beanspruchte die Kolonnade für sich, wo Sessel und ein mit schweren Büchern beladener Tisch standen. Über seinem Stuhl war ein hölzerner Punkah²³ mit weißen Baumwollrüschen angebracht, den ein weit entfernt sitzender Diener durch das Ziehen an einer Schnur bewegen konnte. Neben seinem Stuhl stand der Hookah²⁴, den meine Großtante jeden Morgen peinlich genau reinigte. Großonkel sah ganz und gar wie ein König aus, obwohl er nicht einmal genug Geld hatte, die Bücher zu kaufen, die er lesen wollte.

Südlich der Kolonnade befand sich die mit Regalen versehene Bibliothek, die von einem Sammelsurium aus Büchern von Blavatsky, Gurdjieff, Havelock Ellis und Varahamihira²⁵ beherrscht wurde. Das Nalapathaus besaß die feinste Sammlung

von Palmblätter-Manuskripten in Vatteluttu²⁶, die wahrscheinlich durch die Phönizier nach Malabar gekommen waren.

Mein Großonkel muss ein einsamer Mensch gewesen sein, denn kein Freund lebte in der Nähe, der mit ihm über die Themen hätte diskutieren können, die ihn interessierten. Mit den Besuchern sprach er über die unbedeutenden Gerüchte, die in der literarischen Welt kursierten. Er lachte herzwinnend und schlug dabei seine rosa Handflächen zusammen. Er war geistreich und beredsam und auch gegen Ende seines Lebens, als der graue Star ihm das Lesen unmöglich machte, blieb er frohgemut und versuchte seine Aufmerksamkeit auf das Studium klassischer Musik zu richten.

Zum Abend-Durbar²⁷ meines Großonkels kamen gelegentlich hervorragende Philologen und Schriftsteller von weither, um bei ihm zu sein, aber ihre Zungen waren wie gelähmt, denn seine Gegenwart schüchterte sie ein.

5. Im Geheimfach stand eine braune Flasche, die nach Amber roch

Die jüngere Schwester meiner Urgroßmutter war Dichterin. Ich habe ihre Verse erst dreißig Jahre nach ihrem Tod gelesen. Als ich mit sechs Jahren nach Nalapat kam, um mit den alten Leuten dort zu leben, lag sie gelähmt im dunklen Schlafzimmer neben den Unterkünften der Diener. Sie lag da wie eine zerbrochene Puppe, ein blassgesichtiges Spielzeug, von einem eiligen Kind zufällig aufs Bett geworfen, aber ihre Augen, die wunderbarerweise nicht von der Krankheit umwölkt waren, bewegten sich ständig und nährten sich mit seltsamem Fieber gierig von denen, die in ihre Nähe kamen.

Wenn sie ihr etwas zu essen gegeben und die Gummiunterlagen gewechselt hatten, ließen die Erwachsenen des Hauses sie allein und murmelten: „Schlaf jetzt.“ Aber der Schlaf schien ihr fremd zu sein, denn sogar um Mitternacht, wenn meine Großmutter schlaftrunken in die Küche ging, um mir ein Glas Wasser zu holen und ich in ihr Zimmer sah, fand ich die klaren Augen der Kranken weit offen. Sie hieß Ammalu. Für ein Nair-Kind gehörte es sich nicht, eine alte Verwandte mit dem Vornamen anzusprechen, aber ich nannte sie Ammalu. Sie konnte ohnehin nicht dagegen protestieren. An freien Tagen saß ich ziemlich oft an ihrem Bett auf den quietschenden Gummiunterlagen und erzählte ihr von meinen Klassenkameraden. Manchmal zitterten ihre Lippen etwas, als wollte sie eine Bemerkung machen, aber kein Ton kam heraus.

Sie verständigte sich mit den Augen, in denen jedes Mal, wenn ich ihren Raum betreten hatte und ihre Hand in meine nahm, kleine Flammen aufleuchteten.

Die alten Damen des Hauses erzählten mir von Ammalus Ordnungsleidenschaft. Als junge Frau entschloss sie sich, unverheiratet zu bleiben, obwohl sie hübsch und begehrenswert war. Sie war pingelig sauber und badete dreimal am Tag. Es war kaum möglich, sie zu irgendeiner Stunde des Tages ohne Feuchtigkeit im Haar und ohne Basilikumzweiglein in den Locken zu finden. An den Nachmittagen las oder schrieb sie unaufhörlich, während die andern hinter geschlossenen Fensterläden Mittagsruhe hielten und sich auf dünnen Schilfmatten auf dem kühlen schwarzen Fußboden räkelten. Sie sprach sehr wenig und ging nur zum jährlichen Ekadasifest²⁸ des Tempels in Guruvayoor aus. Sie saß hinter dem hölzernen Geländer der Veranda verborgen und beobachtete die Prozession der reich geschmückten Elefanten. Die begeisterte sie. Das Dröhnen der Tempeltrommeln und das Heulen der heiligen Muschelhörner hörte sie mit einem Lächeln. Sie war zutiefst fromm und verbrachte die Dämmerstunden im Gebet.

Schließlich richteten die kalten Bäder sie zu Grunde. Lähmung befiel sie ohne jede Warnung während der Monsunzeit, als sie gerade nach ihrem Morgenbad aus dem Teich gestiegen war. Sie brach zusammen und stieß einen lauten Schrei aus. Dieser Schrei, qualvoll wie der eines gepeinigten Vogels, war der letzte Ton, den sie in ihrem Leben hervorbrachte. Zwei Jahre lang, bis ich die Szene betrat, lag sie still da und nur die Spatzen, die in ihr Zimmer flogen, leisteten ihr Gesellschaft mit ihrem tröstenden Schilpen. Ich wurde ihre liebevolle Freundin, denn es gab nichts, was ich ihr nicht hätte erzählen können. Wenn sie hinter ihrem verschlossenen Gesicht überhaupt lächeln konnte, sah ich dieses Lächeln in ihren Augen glimmen.

Als ich eines Tages aus der Grundschule, die ich besuchte, zurückkam, sah ich sie, ganz in ungebleichten Baumwollstoff gewickelt, auf dem Boden liegen. Sie lag in einem großen Rechteck, das mit Reiskörnern und Dochten, die in Kokosnusshälften steckten, geschmückt war. „Was tut sie hier?“, fragte ich meine Großmutter. Nur das bleiche Gesicht war zu sehen und die Augen waren geschlossen. „Wirf dich zu ihren Füßen nieder“, sagte meine Großmutter. „Sie verlässt uns.“ „Ammalu ist tot“, flüsterte mein Bruder. Dann schickte man uns hinaus und sagte, wir sollten bis zum nächsten Morgen oben in unserem Zimmer bleiben. Mein Abend-Monolog mit der Gelähmten fehlte mir.

„Wird sie denn nicht wieder aufstehen?“, fragte ich meinen Bruder. „Du bist blöd“, sagte mein Bruder. „Sie ist tot und sie werden sie bald verbrennen.“ Da brach ich zusammen. Sie sägten schon die schweren Äste des Mangobaumes ab, der wie ein Wächter vor ihrem Fenster stand und noch vor der Dämmerung sahen wir den weißen Rauch im südlichen Hof in der Nähe des Damsonbaumes aufsteigen. Der Südwestwind wehte herein, beladen mit dem süßen Gestank von verbranntem menschlichen Fleisch. „Brennt Ammalu dort?“, fragte ich meinen Bruder und er nickte feierlich.

Vor fast einem Jahr kehrte ich als eine Frau in mittleren Jahren ins Nalapathaus zurück. Die schmerzhaften Siegeszeichen des Lebens hatten mich zerbrochen. Zwischen alten Büchern fand ich Hefte mit Ammalus Gedichten.

Ich staubte die Notizbücher ab und trug sie nach oben in mein Zimmer. Die meisten Gedichte handelten von Krishna. Ihm war sie treu gewesen. „Meine Keuschheit ist das einzige Geschenk, das ich dir geben kann, o Krishna“, schrieb sie in ihrem letzten Gedicht. Ihre Schriften brachten mich in Verwirrung. Ich hatte das Gefühl,

dass sie nach dreißig Jahren noch einmal versuchte, sich mit der Welt und mit mir zu verständigen. Es gibt keine Fotografien, die meine Erinnerungen auffrischen könnten. Es gibt nur die wie Herbstblätter vergilbten Blätter ihrer Hefte auf meinem Schreibtisch und eine hölzerne Truhe, in der einmal ihre Kleider lagen. Im Geheimfach ihres Schreibsekretärs fand ich eine braune wie ein Kürbis geformte Flasche, die schwach nach Amber riecht.

Die Nairs glauben, dass die Toten wegen ihrer geliebten Besitztümer zurückkehren könnten und werfen deshalb alle Kleider und andere Besitztümer der Toten gleich nach der Einäscherung weg oder geben sie den Armen. Die wertvollen Schmuckstücke werden schnell eingeschmolzen und für die Lebenden neu geformt, indem das Muster so vollständig verändert wird, dass der Besitzer-Geist keine Möglichkeit hat, Ansprüche darauf zu erheben.

Wenn wir sterben, sterben wir. An der Stelle meines Scheiterhaufens sollen meine Söhne eine Kokospalme pflanzen. Dann mag eines Tages eine meiner Nachfahrrinnen zum Baum kommen und ihre Handflächen an der Rinde reiben, so wie ich zum Baum der armen Ammalu gegangen bin, ihn gestreichelt und der Toten dabei nutzlose Botschaften zugeflüstert habe.

6. Ich war in seinen Charme vernarrt

Als ich in die Grundschule in Punayurkulam kam, die nur einen Katzensprung vom Nalapathaus entfernt lag, hatte ich das Gefühl, dass ich kulturell gestorben und in eine ganz andere Welt wiedergeboren worden sei, in der die Briten mit den harten Augen nicht mehr meine Rivalen waren.

Die Kinder unserer eigenen Landarbeiter und Tischler, die nur in dünne Handtücher²⁹ gekleidet waren, wurden meine neuen Schulkameraden. Einer von ihnen, der Junge, der neben mir saß, war Velu. Er hatte immer entzündete Augen und Wunden am ganzen Körper. Seine Eltern waren angesehene Bettler, die jeden Morgen für eine Handvoll Reis unser Haus aufsuchten. Velu war gelb von falscher Ernährung. An Geburtstagen veranstalteten wir Bettlerfeste, zu denen Velu kam. Sein Vater zerzte ihn herein und zog ihn am Ohr, um vor uns mit seinen elterlichen Vorrechten anzugeben. Zwei hölzerne Töpfe mit Reisbrei wurden in den Hof unter den größten Mangobaum gestellt und dazu ein Kessel mit rotem Curry. Für die Kinder gab es als zusätzliche Delikatesse eine große gesalzene Mango, die die Dienstmädchen aus den alten hohen Gefäßen schöpften, die in der Vorratskammer aufbewahrt wurden. „Gebt Velu noch eine Mango“, rief ich den Dienern zu, die mit der Verteilung beschäftigt waren. „Gebt Velu mehr Reis, gebt ihm mehr Curry.“ Und Velu, der Gast mit den entzündeten Augen und dem Schorf überall, schickte ein freundliches Lächeln in meine Richtung.

Eine meiner Schulkameradinnen war die rundliche Devaki. Einmal schrieb sie mir einen Liebesbrief und überreichte ihn mir heimlich hinter dem Schulklo. „Lies den Brief nicht jetzt“, sagte

sie, „nimm ihn mit nach Hause und lies ihn, wenn du alleine bist. Ich habe Geist, Herz und Seele darin ausgeschüttet.“ Ich war durch die Worte verwirrt. Als ich nach Hause kam und meine Großmutter den Brief in meiner Tasche fand, erlaubte sie mir nicht *mehr*, als die Anrede zu lesen: „Mein liebster Liebling!“ Meine Großmutter war völlig außer Fassung. Sie sagte mir, dass ich mich nicht mit Devaki einlassen dürfe, die sich als so böse erwiesen habe, einer Unschuldigen wie mir solche Briefe zu schreiben.

Als mich Devaki nach dem Wochenende um eine Antwort bat, log ich, dass ich noch nicht gut genug in Malayalam sei, um einen Brief zu schreiben, und dass ich ihr wahrscheinlich vor Schuljahrsende einen langen Liebesbrief schreiben würde. Da wurde sie ungeduldig und wandte sich trostsuchend einem älteren Mädchen zu. Sie tauschten monatelang im Klo Liebesbriefe aus, bis eines Tages der Mathelehrer sie dabei erwischte und ausschimpfte.

In der achten Klasse gleich neben meiner in derselben dämmrigen Halle saß ein Junge. Er wurde von den Lehrern als vogelfrei angesehen. Sie fanden ein sadistisches Vergnügen daran, ihn jeden Tag zu bestrafen. Er war hübsch und hatte ein Grübchen in der rechten Wange, das nur zu sehen war, wenn er lächelte. Ich konnte nur mit Mühe meine Augen von ihm abwenden. Ich war so sehr in seinen Charme vernarrt. Einmal hatte er in der Pause unanständige Wörter an die Tafel geschrieben und der Klassenlehrer schlug ihn ins Gesicht. Ich konnte von meiner Klasse aus die roten Striemen auf seiner Wange sehen. Govinda Kurup, der Vogelfreie, lächelte nur und flüsterte seinem Banknachbarn etwas zu, sodass der rot wurde und den Kopf senkte. „Verlass die Klasse!“, schrie der ärgerliche Lehrer. „Govinda Kurup, verlass sofort die Klasse!“ Der Junge schürzte seinen Dhoti³⁰ und ging pfeifend davon. In diesem Augenblick wäre ich ihm am liebsten

gefolgt, um ihm zu sagen, dass ich, falls er ein böser Junge sei, auch die Bosheit liebte.

Eines Nachts, als ich bei meiner Großmutter lag, sagte ich: „Ich möchte Govinda Kurup heiraten.“ „Sei nicht dumm“, sagte meine Großmutter, aber sie lachte und es schien ihr zu gefallen. Eines Nachmittags in den Sommerferien saßen wir auf dem Sims des Schlangenaltdars und spielten mit Würfeln, als wir Govinda Kurup durchs Tor und auf uns zukommen sahen. Wir waren sechs: mein Bruder und ich und vier Vettern, die in der Nähe wohnten. Ich weiß nicht, was Govinda Kurup veranlasst hatte, ein fremdes Haus zu betreten, aber er schien unternehmungslustig und erzählte uns von einem Streich, den er der Handarbeitslehrerin in der Schule gespielt hatte.

Als seine Stimme vor Begeisterung immer lauter wurde, bekam ich schreckliche Angst, denn ich wusste, dass mein Großonkel auf keinen Fall in seiner Mittagsruhe gestört werden wollte. Einige Minuten später kam der Großonkel herunter und brüllte den Eindringling an. „Wer ist dieser Straßenjunge?“, schrie der Großonkel. „Wer hat ihn hierher eingeladen?“ Obwohl mein Großonkel Dichter und Philosoph war, bestand er auf der Einhaltung der sozialen Grenzen. Er glaubte, dass er der unteren Mittelschicht und den Armen ein gutes Benehmen vorschreiben könnte, das *wir* wegen der glücklichen Tatsache hoher Abkunft nicht an den Tag zu legen brauchten. Er zeigte ihnen, wo sie hingehörten. Er war auch ungeduldig mit Leuten, die nicht intelligent waren. Aber er war nett zu den Kindern der Familie. Er brachte uns aus Trichur von seinem Verleger Kopierstifte mit.

Mein Großonkel sah es gern, wenn Frauen sich mit Juwelen und Blumen schmückten. Seine zweite Frau, meine Lieblingstante, war nicht einmal in der Nacht ohne ihren schweren Schmuck anzutreffen. Der Schmuck war mit Steinen besetzt und strahlte. Sie

trug die traditionelle Kosmetik der Nair-Frauen: Tupfer von Gelbwurz auf den Wangen, eine Sandellinie auf der Stirn, Kollyrium³¹ an den Augen und Betel auf den Lippen. Sie benutzte ein Parfum, das damals bei den Muslimen beliebt war und Otto dil Bahar hieß. Ihr Haus, das Ambazethhaus, war das erste große Haus, das in unserer Nachbarschaft emporwuchs. Sie war die Tochter eines sehr wohlhabenden Landbesitzers, der glaubte, es sei gut, wenn er seine Kinder zur Ausbildung nach Großbritannien schickte. Sie hätte also eine bessere Partie machen können, aber sie hatte weiße Pigmentflecke am Körper, die sie jahrelang verbergen konnte, denn sie nahm ihre Bäder im Badezimmer, während die anderen Damen fröhlich im Familienteich planschten.

Als sich die Flecke auf ihren Armen ausbreiteten, vertraute sie sich meinem Großonkel an, der sie aus Mitleid heiratete. Zwischen den beiden entwickelte sich eine starke Bindung, die vor allem auf Sexualität beruhte. Mein Großonkel hatte damals ein Buch über Sexualität geschrieben, das *Rati Samrajya*.³² Es war eine akademische Studie, die sich auf die Schriften Havelock Ellis und die indischen Sexualforscher gründete.

Ich habe gehört, wie mein Großonkel zu seiner Frau sagte, sie sei die hirnloseste Frau, die er je kennengelernt habe. Sie lachte melodios über solche Bemerkungen. Nachts versklavte sie ihn mit ihrem sinnlichen Leib. Deshalb konnte sie es sich leisten, ihm tagsüber seinen Willen zu lassen. Jede Nacht kam sie, von ihren Mägden und einer Laterne begleitet, in unser Haus. Sie sah wie eine Braut aus. Und sie stieg die steile Treppe hinauf, um ihrem berühmten Ehemann in ihrem gemeinsamen luxuriösen Schlafzimmer zu begegnen. Der Raum duftete stets nach Weihrauch und Jasmin-Girlanden.

7. Frauen aus guten Nair-Familien sprachen niemals über Sexualität

Bis zu meiner Hochzeitsnacht hatte ich nicht die leiseste Ahnung von dem, was zwischen Mann und Frau beim Zeugungsakt vor sich ging. „Sex“ war kein Modewort wie heute, aber seine Anhänger waren sicherlich nicht untätig.

Wir hatten im Nalapathaus ein Küchenmädchen, das ständig mit dem Koch flirtete, der ohnehin beschlossen hatte, sie zu seiner Frau zu machen, sobald seine Ersparnisse ihn reich genug machen würden, den Hochzeitsputz zu kaufen. Die Hochzeiten der Nairs, besonders die der ärmeren, waren äußerst einfach. Das Ritual dauerte nur ein oder zwei Minuten, denn alles, was der Mann zu tun hatte, war, der Frau eine gewisse Menge Stoff zu überreichen und wenn sie den Stoff annahm, wurde sie seine Frau

Stoff war im alten Malabar ein teurer Artikel, er war wertvoll. Es war damals nicht leicht für die Häupter der matriarchalischen Familien, die Nichten hübsch anzuziehen, obwohl die Mädchen nur zweieinhalb Meter für das Unterkleid und zwei Meter für das Oberkleid brauchten. Die Brüste wurden von den schweren Halsketten bedeckt, die sie trugen.

Unser Koch plante eine Reise zu den Basaren von Trichur, um dort den Brautstoff zu kaufen und er schwätzte unaufhörlich von seinem ausgefallenen Plan, bis dem Mädchen die Geduld ausging. Gerade während der Zeit ihrer Unzufriedenheit weckte ihr beschwingter Gang die Begeisterung eines unserer reichen Verwandten.

Er lockte sie jeden Mittag in ein leeres Haus und bedrängte sie dort, mit ihrer Moral zu brechen. Als seine Glut wuchs, begann er - wie der berühmte Profumo³³ - kleine Briefe zu schreiben und sie dann in Raketenform auf sie abzuschließen, wenn sie unter seinem Balkon vorbeiging. Eine dieser zuckersüßen Botschaften fiel meiner Großmutter in die Hände, die das Mädchen sofort aus dem Dienst entließ.

Der Koch stahl sich abends aus dem Haus, um die irrende Jungfrau zu besuchen und zu trösten. Als er eines Tages von einem Tempelfest zurückkam, überfielen ihn die Helfershelfer des reichen Mannes, warfen mit Felsbrocken nach ihm und verwundeten ihn. Er kam nach Hause und stolperte, blind vom Blut, das ihm in die Augen und über die nackte Brust floss, die Stufen herauf. Meine Großmutter war entsetzt. Sie streute eine Handvoll Zucker in die Wunde auf seiner Stirn, um den Blutstrom zu stillen. Er murmelte den Namen seines Rivalen und schlief in der hölzernen Scheune ein, wo wir die Ölkuchen für die Kühe aufbewahrten. Am Morgen fanden wir an der Stelle, wo er gelegen hatte, nur noch geronnenes Blut. Er selbst war verschwunden.

Als meine Großmutter einen Diener in sein Dorf schickte, um ihn dort zu suchen, sagten seine Eltern, dass er nicht bei ihnen angekommen sei. Die Diener schabten mit Messern das Blut in der Scheune weg und wischten den Boden mit einer Mischung aus Wasser und Kuhdung. Es war, als ob ein wildes Tier, ein Raubtier, in der Nacht dort seine Beute geschlagen hätte. Der reiche Mann traf sich nicht mehr mit unserem früheren Küchenmädchen und heiratete bald darauf eine mondgesichtige Kusine, die jede Nacht mit ihm stritt und so hysterisch schluchzte, dass sein Onkel an die Schlafzimmertür klopfen und einschreiten musste.

Es war kein Wunder, dass die Frauen der besten Nair-Familien niemals über Sexualität sprachen. Es war ihre größte

Furcht. Für sie war Sexualität Gewalt und Blutvergießen. Man hatte sie mit den Geschichten von Ravana gefüttert, der an seiner Liebe zu Sita zugrunde ging, und von Kichaka, der von Draupadis gesetzmäßigem Ehemann Bhima zerrissen wurde, nur weil er sie begehrte.³⁴ Es war für ein Nair-Mädchen üblich zu heiraten, wenn sie kaum der Kindheit entwachsen war, und es war für den viel älteren Ehemann ebenso üblich, die junge Frau mit seiner Rücksichtslosigkeit in der Hochzeitsnacht tief zu verschrecken. Die einzige Heldin, deren Liebesleben vergleichsweise ruhig gewesen zu sein schien, war Radha, die an den Ufern des Jumna auf ihren blauhäutigen Geliebten wartete. Aber sie war die Frau eines anderen und also eine Ehebrecherin.³⁵ Im Umkreis der erlaubten Geschlechtsliebe schien es nur Rohheit und Gewalt zu geben.

Das nächste Küchenmädchen, das ins Nalopathaus kam, war die bleiche Kunhukutty, die im Frachtboot aus einem Dorf auf der anderen Seite des Cannolly-Kanals kam. Sie trug ein Bündel mit Kleidern bei sich. Sie war von kleiner Statur und ihr Hals zeigte ein feines Muster blauer Adern. Meine Großmutter war mit ihrem Betragen zufrieden. Sie sprach nur in einsilbigen Worten mit nieselnder Stimme, die uns an ein Schwein erinnerte. Sie war eine herzhaftes Esserin, aber an manchen Abenden ging sie hinter den Viehstall und erbrach alles, was sie gegessen hatte.

Eines Tages folgte ich ihr und beobachtete sie von hinten, während sie sich lautstark erbrach und sich dann mit einer Ecke ihres Dhotis den Schweiß vom Gesicht wischte. „Was fehlt dir?“, fragte ich sie. „Nichts“, sagte sie. „Ich habe heute viel grüne Tamarinde gegessen und deshalb ist mir schlecht. Immer wenn ich grüne Tamarinde esse, wird mir schlecht. Sag deiner Großmutter nichts davon.“ Ich fragte sie, warum sie unbedingt grüne Tamarinde essen müsse, wenn sie doch wisse, wie schlecht die für

sie sei. „Ich bin nicht so gebildet wie ihr alle. Ich kann weder Englisch noch sonst etwas“, sagte sie. „Ich bin nur ein armes, unwissendes Mädchen. Wie könnte ein Mädchen wie ich anders als dumm sein?“

Ich hielt sie für äußerst dumm. Ein oder zwei Monate später wachte ich morgens durch Lärm unten im Haus auf. „Zieh dich um und verlass noch diese Minute das Haus!“ schrie meine Großmutter Kunhukutty an, die in einer Blutlache vor ihrem schmutzigen Raum stand. „Was ist los?“, fragte ich meine Großmutter. Sie gab mir nur einen Schubs.

Eine halbe Stunde später war Kunhukutty mit ihrem Bündel und allem so weit, sich von uns zu verabschieden. Der Landarbeiter, der mit der Verantwortung betraut worden war, sie zur Fähre zu bringen, murmelte Verwünschungen, als er am Tor wartete. Mir war klar, dass das Küchenmädchen in Ungnade gefallen war. Ich wusste nicht, welches Verbrechen sie begangen hatte. Mir erschien es eher wie ein Unfall. War sie vom Dachboden gefallen und hatte sich verletzt?

Später sagte mir der Koch, dass sie eine unmoralische Frau sei und dass sie an sich selbst eine Abtreibung vorgenommen habe. Die Wörter waren mir neu und ergaben für mich keinen Sinn. „Deine Großmutter ist ein zu guter Mensch, um irgendetwas Schlechtes von jemandem zu erwarten“, sagte der Koch. „In dem Augenblick, als ich sie mit ihrem schmutzigen Bündel hereinkommen sah, wusste ich, dass sie schlecht war. Aber wer hört schon auf meinen Rat?“

8. Einsame Göttin

Hinter den nördlichen Reisfeldern lebte Lazar, der Ölhändler. Er trieb seine weiße Kuh und die drei Frauen seines Hauses rund um die Ölmühle, um Öl aus Kokosnüssen und Sesam zu pressen, während er sich ausruhte. Er lehnte mit dem Rücken gegen einen Baum und beschimpfte die Frauen in pornografischen Redensarten, was allerdings seine Opfer nur amüsierte, denn er sorgte immer gut für sie und sie waren von masochistischer Natur.

Er hatte einer jeden eine Goldkette und schwere Ohringe geschenkt. Er war ein starker Trinker, aber das Öl aus seiner Mühle war unverfälscht. Das Sesamöl war schaumig und roch süß.

Die wohlhabenden Damen des Ortes kauften es für ihre Ölbäder. Sie mischten es mit Gelbwurz und Sandelholz zu einer Salbe, von der es hieß, sie erhalte die Haut golden und faltenfrei. Lazars Sohn, der Student war, trug das Öl von Haus zu Haus, aber er war sich seiner Bildung zu bewusst, als dass er besondere Anstrengungen unternommen hätte, es zu verkaufen. Die Damen respektierten diese Schwierigkeit und kauften das Öl, ohne um den Preis zu feilschen. Sie waren die geborenen Feilscherinnen und ein guter Streit um den Preis machte ihnen Spaß, wenn die anderen Hausierer kamen, die ihre Ware mit sich führten: gläserne Armreifen, Schilfmatten und Gemüse der Jahreszeit.

Hinter Lazars Haus standen die mit Palmblättern gedeckten Hütten der Parias³⁶, die von Beruf Korbflechter und Zauberer waren. Ihre Frauen trugen Ketten von roten Glasperlen um den Hals und ließen ihre Brüste unbedeckt. Die armen Leute kamen zu ihnen, um Liebestränke und das Versprechen zu bekommen, dass

ihre Feinde zu Tode geängstigt würden. Deshalb wurden die Parias als vogelfrei angesehen und auf Abstand gehalten. Aber im Monat Makaram, zwischen Januar und Februar, bekamen sie plötzlich Bedeutung, denn das war der Monat, der der Verehrung der Göttin Kali³⁷ vorbehalten war, die die Parias besonders liebte, denn sie gehörten zu den Ureinwohnern.

Im Makaram zogen sie sich so an, dass sie wie Kali aussahen, und kamen zum Tanzen in unsere Häuser. Sie trugen schimmernde Brustschilder aus Kupfer, klirrende Fußringe und große Perücken aus geteerten Palmlättern. Begleitet wurden sie von Trommlern und Rohrflötenspielern, deren Heulen uns an den heißen Nachmittagen wie Schmerzschüre peitschte.

Wenn Kali tanzte, fühlten wir in der Herzgegend gleichzeitig Unbehagen und ein sprunghaftes Wiedererkennen. Tief im Inneren trugen wir das Wissen, dass Kali älter war als die Welt und dass sie, da sie für andere getötet hatte, jetzt einsamer als alle anderen war. Alle unsere Urinstinkte wurden wach und sangen in unserem Blut die magischen Zauberformeln: *Om Aim Hrim Klim Mahadurge Navakshari Navadurge Navaimike Navachandi Mahamaye Mahayoganidre*. Die Dunkelheit gebiert das Licht, die Nacht zeugt den Tag, Schande zerbricht die Stimme des Orakels, die Rosen vergossenen Blutes im Heiligtum, *Rupam Dehi Sriyam Dehi Yaso Dehi Dvisho Jahi*.

Im Monat Makaram wurden alle Bhagavatialtäre³⁸ lebendig und loderten mit ihren tausend Lampen. Lange Reihen junger Frauen, die in ihren Händen Tablett mit einer Lampe, einer Kokosnuss und anderen Gegenständen mit guter Vorbedeutung trugen, schlängelten sich an den dunklen Abenden zum Tempel, während die Trommeln in ihren Ohren dröhnten, sodass sie in Trance verfielen, ihr Gang dem Gleiten von Schlafwandlerinnen glich und ihre Augen glühten, weil sich in ihren Pupillen die roten

Flammen ihrer Lampen spiegelten. Das Orchester beendete sein Spiel und das Orakel begann seinen Tanz. Der Mann rannte auf und ab durch die Menge und schwang sein Schwert, bevor sich seine Trance verdichtete und ein Zittern die Bewegung seiner Glieder beschleunigte. Er sprang und schrie. Seine Stimme verwandelte sich in die kehlige Stimme einer ärgerlichen Göttin. Er schlug sich mit dem Schwert auf den Kopf. Dann sprach sein Partner besänftigende Worte. Der Sohn des Orakels nahm dem Vater das Schwert aus der Hand und rieb Gelbwurz in die Wunden auf seinem Kopf. Kali war für diesmal besänftigt. Die Leute stießen Seufzer der Erleichterung aus und gingen nach Hause.

Das Orakel besuchte an besonderen Tagen die Häuser der Wohlhabenden. Der Mann wurde von den Trommlern und den Männern des Partners begleitet. Er tanzte vor den Altären und warf Reis auf die gebeugten Köpfe der Hausbewohner, um sie mit Wohlstand zu segnen, und er trillerte: „Ich werde euch und eure Nachkommen vor Feinden und Krankheiten beschützen, ist das nicht genug?“ Und die älteste Frau des Hauses antwortete: „Das ist genug. Ich bin dankbar, ich bin dankbar.“

Ich wuchs als Kind des Nalapathauses auf und man lehrte mich, den Vorbau für den Besuch des Orakels mit Reisähren und Kokosblüten zu schmücken und das Orakel auf die traditionelle Art willkommen zu heißen, indem ich es mit einer brennenden geweihten Lampe ins Haus führte. Ich lernte, wie man die Tempellampen und die vielen Dochte in Öl anzündete, die jeden Abend an bestimmten Stellen um das Haus herum aufgestellt wurden, um die Götter der Himmelsrichtungen zu ehren. Auch in den alten Schriften wurde die Erde als rund angesehen. Der Norden wurde von Brahma regiert, der Süden von Ananta, der Osten von Indra und der Westen von Varuna, dem Wassergott. Der Nordosten wurde von Shiva regiert, der Nordwesten von Vayu und zwischen

beiden lag Kuberas Königreich. Der Südosten wurde von Agni und der Südwesten von Ratri regiert und irgendwo dazwischen, aber über dem Reich Anantas, war das dämmrige Reich Yamas, des Todesgottes.³⁹

In den ruhigeren Monaten, hauptsächlich während der Regenzeit, kam der Ottanthullaltänzer mit seinem Trommler und seinem Zymbelspieler. Er brachte seine Ausrüstung für das traditionelle Schminken mit: grünes Manola⁴⁰ für sein Gesicht, Puder, um die Augenpartie rot zu färben und Kollyrium. Sein Bündel enthielt die große vergoldete Krone, den Fadenrock und den unechten Schmuck. Im Nalapathaus gab es diese Vorführungen einige Male im Jahr. Ich saß nachmittags dicht bei dem Tänzer, wenn er langsam und methodisch sein Gesicht bemalte, um einem übernatürlichen Wesen zu gleichen.

Nachdem die Erwachsenen ihren Mittagsschlaf gehalten und Tee getrunken hatten, begann der Tanz. Das Rollen der Trommel rief die Schulkinder und die Armen herbei und sie füllten den Hof. Freunde und Verwandte saßen auf Schilfmatten und kauten Betel. Die Erzählungen waren dem Mahabarata⁴¹ entnommen. Ich hatte die von Kalyana Sougandhikam am liebsten. Sie erzählt von den Abenteuern Bhimas, der auf die Suche nach der legendären Blume ging, die im Garten eines Dämons wuchs, nur weil seine Frau Draupadi ihr Haar damit schmücken wollte. In meinen Tagträumen wurde auch ich Draupadi, die ihrem Geliebten befahl, den Dämonen die Stirn zu bieten, nur damit sie Blumen für ihr lockiges Haar bekäme.

9. Sie hätten es gerne gehabt, wenn er jede Nacht mit einem Geist ins Bett gegangen wäre

Die Mutter Madhavi Amma⁴² meines Großonkels war die Tochter eines bekannten Zauberers von Malabar, des ältesten Namboodiripad von Kattumadam. Sie hatte von ihm eine große Begabung für das Schweigen geerbt. Sie war wie einer der Sümpfe, die während der Monsunzeit in Malabar entstehen, mit harten Krusten an der Oberfläche, die den Matsch und seinen fleischfressenden Hunger verbergen, der mit schmatzenden Geräuschen jedes lebendige Wesen, das hineingerät, verschlingt. Ich nannte sie Valiamma, große Mutter, und stellte ihr Fragen, weil ich nun einmal die Angewohnheit hatte, Fragen zu stellen, aber sie gab mir selten eine Antwort.

Sie hatte ein hartes Gesicht. Es war ein verschlossener Eisensafe, der alle Bitterkeit ihres unglücklichen Lebens einschloss, von dem die anderen mir nur widerstrebend ein paar Einzelheiten andeuteten. Es gehörte sich nicht für das Kind einer orthodoxen Familie, gewichtige Fragen zu stellen, und die Älteren wurden ärgerlich, wenn es das doch tat. Ich erfuhr, dass Valiamma mit einem gut aussehenden Gelehrten verheiratet worden war, der ihr einen Sohn schenkte und der bald darauf bei ihrem Onkel in Ungnade fiel, sodass der ihn eines Tages aus dem Haus warf und ihm verbot, jemals zurückzukommen.

Die Nairs, besonders die Männer, waren grob, wenn ihr Zorn erregt worden war. Der junge Brahmane ging fort und wagte nicht einmal, auch nur noch einen Blick auf Frau und Sohn zu werfen. Die junge Frau wurde innerhalb weniger Wochen mit dem Neffen ihres Vaters verheiratet, der weder so einfühlsam noch so

freundlich war wie der, der fortgegangen war. Tagelang wartete sie am Zaun unter dem Zitronenbaum und hoffte, ihren ersten Mann vorbeigehen zu sehen, aber er kam nicht.

Valiamma sprach nie mit ihrem Sohn. Sie war schüchtern und hielt sich von dem Bereich der Männer fern. Außer an seinen Geburtstagen reichte sie ihm nicht einmal das Essen und sie schien sich in seiner Gesellschaft unbehaglich zu fühlen. Vielleicht hatte sie das Gefühl, sie hätte ihn betrogen, indem sie ein zweites Mal geheiratet hatte, noch dazu jemanden, der so völlig anders als sein Vater war. Die Augen ihres Sohnes durchbohrten ihr Herz und setzten ihre unklaren Gefühle von Schuld und Bitterkeit frei. Aber sie brauchte sich keine Sorgen zu machen, denn ihr Sohn war ein Kind des Lichts, unbeschwert und ausgeglichen. Kein Abwasser floss durch die Kanalisation unter den Straßen seines Gemütes.

Er wuchs auf und lernte Englisch und Sanskrit: Er wurde das geistige Kind von Varahamihira und Platon. Die größten Denker betrachtete er als seine Eltern. Es hatte keine Bedeutung für ihn, dass er den Lenden eines geringeren Wesens entsprossen war, denen eines wenig männlichen Gelehrten, der seine Mutter mit rosiger Haut und süßem Lächeln bezaubert hatte. Der Sohn baute sich eine Bibliothek mit Regalen an den Wänden und begann Bücher zu sammeln. Er freundete sich mit Vallathole⁴³ an, der damals der aufsteigende Stern am literarischen Malayali-Himmel war. Zusammen gingen sie umher, sprachen über ihre unerprobte Philosophie und nahmen damit ihre Zuhörer gefangen. Er schloss sich der theosophischen Bewegung an. Glänzende Persönlichkeiten wie der verstorbene Sardar K.M. Panikkar⁴⁴, James Cousins⁴⁵ und Miss Lightfoot, die australische Tänzerin, wurden seine Freunde. Das Nalapathaus summt von intensiven und intellektuellen Gesprächen. Über dem Summen trieb wie ein Vogel mit schwerem Gefieder Vallatholes Lachen aus voller Kehle. Vallathole war taub

geworden und er konnte seine Stimme nicht mehr modulieren. Wenn er sprach, flossen seine Sätze wie das Strömen von Flüssen, die nicht wissen, wohin sie fließen, und seine glückliche, tremolierende Stimme zitterte manchmal mitten im Sprechen.

Mein Großonkel wurde durch eine Elegie mit dem Titel „Kannuneerthulli“ berühmt. Die Übersetzung davon - „Teardrops“ - wurde in Großbritannien gedruckt. Sie verkaufte sich nicht gut. Zwischen Vallathole und meinem Großonkel entstanden Spannungen und vielleicht ein Hauch von Berufsneid. Großonkel war neidisch auf die Leichtigkeit und Glückseligkeit, die sich in Vallatholes Schriften zeigten, und Vallathole war wahrscheinlich neidisch auf die Fähigkeit seines Freundes, in die Tiefe zu denken. Die erste Frau meines Großonkels war bei der Geburt eines Kindes gestorben. Ihr Tod hatte sein Glück zerstört. Er brauchte fast fünfzehn Jahre, um darüber hinwegzukommen. Als er zum zweiten Mal heiratete, wusste er, dass es keine Liebesheirat war wie die erste. Die Malayali-Leser, die beim Lesen seiner berühmten Elegie reichlich Tränen vergossen hatten, waren bestürzt, als sie von seiner zweiten Heirat hörten. Sie hätten es gerne gehabt, wenn er jede Nacht mit einem Geist ins Bett gegangen wäre. Ich erinnere mich daran, dass eine junge Dame, die Sarada hieß und zwei Monate lang Gast im Hause war, meiner Mutter sagte, sie werde niemals, aber auch niemals dem Nalapat Narayana Menon vergeben, dass er wieder geheiratet habe.

Als die Mutter meines Großonkels an Krebs starb, lag er nur wenige Meter von ihr entfernt mit großen Diabetes-Geschwüren am ganzen Körper in seinem Zimmer. Er konnte überhaupt keine Kleider tragen. Er lag da, mit einem weißen Laken zugedeckt, das Blutflecke und gelbe Stellen von einer Salbe aufwies. Als meine Großtante ihn wusch, guckte ich einmal in sein Zimmer und sah mit Schrecken die roten Krater auf seiner Brust. Sie sahen wie

Sternrubine aus. Er stöhnte vor Schmerz, als sie die Wunden mit einer Borlösung auswusch. Seine Mutter hatte über Magenschmerzen geklagt und um eine Aspirin-Tablette gebeten, obwohl sie bis dahin niemals irgendein allopathisches Mittel genommen hatte. „Was fehlt dir?“, hatte meine Großmutter gefragt.

Valiamma gehörte zu denen, die der Welt niemals etwas so Persönliches wie Schmerz zeigten. Sie hatte viel Gewicht verloren und sah blass aus. Dann blutete sie und der Arzt sagte den anderen, dass es wahrscheinlich Krebs sei. Er gab ihr Morphium, sodass sie friedlich dalag, während ihre Kopfhaut einen süß-schimmeligen Geruch verströmte und weiße Läuse in ihrem Haar umherkrochen. Als sie vierzehn Tage später starb und in Leinen gehüllt in den südlichen Hof hinausgetragen wurde, setzte sich mein Großonkel in seinem Bett auf und weinte wie ein kleines Kind. Es war das erste Mal, dass er Liebe zu seiner Mutter zeigte. Wenige Minuten später, nachdem der Scheiterhaufen von anderen Händen angezündet worden war, brach er wieder auf seinem Bett zusammen.

Valiamma hatte das Nalopathaus dreißig Jahre lang nur verlassen, um zur Toilette zu gehen, die eine kurze Strecke vom Haus entfernt lag und um ihre Bäder im Teich zu nehmen. Ich weinte auch, als ich sah, wie ihr zarter Körper weggetragen wurde. Sie hatte langes welliges Haar, das bis zu den Waden gereicht hatte, unglaublich weich und seidig und mit einem Anflug von Grau. „Ihr armes armes Haar“, flüsterte ich, als die Flammen groß wurden und sie verschlangen. Am nächsten Tag holte mich mein Vater nach Kalkutta zurück, denn er hatte das Gefühl, dass ich genug Krankheiten und Tode erlebt hätte und dringend eine Veränderung brauchte.

10. Sie war vor Liebe halb verrückt und bemerkte mich kaum

Mein Bruder und ich riefen mit der Hilfe unserer Freunde und in Zusammenarbeit mit ihnen eine Theatergruppe ins Leben und nannten sie „Dramatische Gesellschaft der Kinder von Vannery“⁴⁶. Alle Produktionen wurden in dem mehrstöckigen Patio des Nalapathauses aufgeführt. Wir mieteten bunte Vorhänge, Kostüme und Bühnenarbeiter in der nächstgelegenen Stadt.

Die angesehenen Bürger saßen in den ersten drei Reihen. Hinter ihnen saßen auf gemieteten Schulbänken unsere Verwandten und im Hof saß das Volk im Sand. Es klatschte in die Hände und schrie vor Begeisterung, wenn die Gefühle ihren Höhepunkt erreicht hatten.

Das erste Stück, das wir aufführten, war die Malayalam-Fassung eines Kapitels aus dem Klassiker „Die Elenden“ von Victor Hugo. Das Kapitel handelte von Jean Valjeans Besuch im Haus der Familie Thénardier, wo er die kleine Waise Cosette besuchen wollte. Ich war Éponyne, die hochmütige Tochter der Thénardiens. Als ich die Bühne betrat und die Scheinwerfer blass wie die Sterne eines Wintermorgens schimmern sah, dazu die nach oben gewandten Gesichter, verlor ich alle Befangenheit und rezitierte mit klarer, ruhiger Stimme.

Es gelang uns, den Stammesoberhäuptern mit den steinernen Herzen, die vorne saßen, Tränen abzupressen. Das Volk schluchzte sich die Seele aus dem Leib, als Jean Valjean der Waise eine teure Puppe mitbrachte. Sie schrien vor Freude. Uns nahmen der Zauber

des Rampenlichts und der Applaus gefangen. Wir mussten immer weiterspielen, um immer mehr Applaus zu hören.

Meinen besten Auftritt hatte ich in der Rolle der Moghulkönigin Noor Jehan. Meine beste Szene war die, die zeigte, wie sie das Schlachtfeld besuchte, nachdem der blutige Krieg vorüber war. Ein Papp-Elefant war an einem Hocker befestigt, auf dem ich saß, das rechte Bein über die ausgeschnittene Papp geworfen. Meine Krone aus Pappe und Flitter war schwer und die Stellung war unbequem. Aber im Publikum herrschte solche Stille, dass es uns vorkam, als hätten die Zuschauer vergessen, dass es nur ein Kind war, das die Rolle der Königin spielte. Ich war von der Wärme ihrer Anteilnahme berauscht. Mein Bruder gratulierte sich später dazu, darauf bestanden zu haben, dass man mir die Rolle geben sollte, obwohl andere Gruppenmitglieder gemeint hatten, ein hübscheres Mädchen sei passender. Die Hübschere bekam die Rolle der Mumtaz Mahal, der Gemahlin des Prinzen Khurram, und sie zeigte sich überzeugend hübsch.⁴⁷

Innerhalb eines Jahres hatten wir alle Dramen von Dvijendralal Roy⁴⁸ in Malayalam-Übersetzung aufgeführt und gingen zu Kalidas' *Sakuntalam*⁴⁹ und Bhashas' *Swapnavasavadattam*⁵⁰ über. Mein Bruder war als Rana Pratap eine Theaterüberraschung. Er stand wie ein erfahrener Mime auf der Bühne, trug Kronen und glitzernde Harnische mit Schwertern in der Schärpe und sprach ausdrucksvoll davon, dass er für sein Land sterben wolle. „Jeden Tropfen meines Blutes werde ich vergießen, um dich zu schützen, o mein teures Vaterland“, schrie er und die Scheinwerfer warfen wilde, rote Glut auf die Pailletten seines Anzugs. Ein mondartiger Heiligenschein umgab seine Stirn. Aus dem Durcheinander der Garderobe erklang sanft und melancholisch das Trommeln der Maskenbildner, um das Publikum auf den nahe bevorstehenden Tod einzustimmen.

Meine Großmutter war von der Dunkelheit meiner Haut beunruhigt und rieb dienstags und freitags vor dem Ölbad meinen ganzen Körper mit rohem Gelbwurz ein. Sie ölte mein Haar und wusch es sorgsam mit einem halbflüssigen Haarwaschmittel, das aus zarten Hibiskusblättern hergestellt war. Damals war es Mode, lockiges Haar zu haben, und es war ihr ganzer Stolz, unsere Verwandten auf mein Haar hinzuweisen. Sie lobten meine üppigen Locken, aber sie murmelten Unfreundlichkeiten über meine Hautfarbe. Ich erinnere mich daran, dass ich am Nachmittag zu unserem Koch ging und ihn heimlich fragte, ob ich wirklich hässlich sei. Er lachte laut und rief: „Nein, nein, überhaupt nicht. Im Gegenteil, ich bin davon überzeugt, dass du in zehn Jahren eine richtige Schönheit sein wirst.“

Als ich neun war, meinte mein Vater, der zum Urlaub nach Hause gekommen war, dass ich für seinen Geschmack zu rustikal geworden sei, und brachte mich sofort in ein Internat, das römisch-katholische Nonnen unterhielten. Ich fuhr mit ihm im Taxi hin und hatte einen langen schwarzen Kasten in der Form eines Kindersarges bei mir, in den meine Großmutter meine spärlichen Besitztümer gepackt hatte: vier weiße Kleider aus handgesponnener Baumwolle, vier altmodische Unterhöschen und zwei Handtücher. Damals kannte meine Großmutter weder Unterröcke noch Hemdchen. Auch ich hatte keine Ahnung von der städtischen Mode.

Mein Vater stellte mich zuerst der Mutter Oberin vor, die um ihre Taille nicht nur einen Rosenkranz mit Silberkreuz, sondern auch eine kleine Schere trug, die vielleicht dazu dienen sollte, eventuell auf ihrer Kopfhaut spießende Haare abzuschneiden. Alle Nonnen trugen unter ihren schwarzen Schleiern sauber rasierte Köpfe, die im trüben Licht ihrer Schlafsäle rosa leuchteten, wenn sie sich für die Nacht auszogen. Aber das erfuhr ich erst später.

Als mein Vater mich der Internatsschwester Philomene vorstellte, nahm sie mich in ihre runden Arme und flüsterte mir zu: „Mach dir keine Sorgen, Liebes, ich kümmere mich um dich.“ Sie war etwa fünfzig und hatte auf ihrem blassen Kinn zwei dünne Haare. Ihr rundes Gesicht war heiter und ihr Lächeln zärtlich. Aus Dankbarkeit traten mir Tränen in die Augen. Als mein Vater ins Auto gestiegen und um die Ecke verschwunden war, folgte ich Schwester Philomene zum Wohngebäude, das ein paar Meter entfernt lag.

Ein zwölfjähriges Mädchen in gestreiftem Kleid stand neben dem Tor und sah hinaus. „Komm, Raji“, rief Schwester Philomene. „Begrüße Kamala, sie ist auch neu hier.“ Raji sah aus, als hätte sie viel geweint. Ihre Augen waren rot und drückten Unglück und Misstrauen aus. Aber sie begleitete uns zum Wohngebäude. Es war ein zweistöckiger runder Bau mit einem Garten, in dem statt Blumen nur Tapioka wuchs. Hinten breitete ein Guavebaum seinen Schatten über einem Brunnen aus.

Das Gartentor war immer abgeschlossen. Es führte zur Straße und zu einem Hotel, in dem die Mädchen Eis kauften, wenn sie heimlich im Dunkeln über die Mauer geklettert waren. Eine andere Nonne sollte Schwester Philomene bei ihrer Arbeit unterstützen. Sie war unangenehm und hielt es für ihre Lebensaufgabe, Kinder beim Begehen von Sünden zu ertappen, bei Unterlassungssünden ebenso wie bei begangenen Sünden, und sie zur Mutter Oberin zu bringen, damit sie gehörig bestraft würden. Ihr Mund wässerte und ihre Korinthenaugen glitzerten, wenn sie eine während der Arbeitszeit beim Dösen oder beim Schwatzen mit ihrer Nachbarin ertappt hatte. Die Mädchen hassten sie.

Als ich hereinkam, hörten die anglo-indischen Mädchen, die in der Halle saßen, auf zu nâhen und fingen an zu singen. „Sie hatte nichts drunter, als sie kam“. Ich begriff nicht, warum sie

lachten, wenn sie mich ansahen. Dann stand ein älteres Mädchen auf und kam auf mich zu. „Ich bin Sarada Menon“, sagte sie. „Ich werde deine Zimmergenossin sein.“

Sie führte mich zum nördlich gelegenen Zimmer im Erdgeschoß, dem sich ein Ankleideraum anschloss und neben dessen Fenster eine Jasminranke wuchs. Vier Betten standen dort. Ich bekam das breiteste Bett gleich neben dem Fenster. Raji sollte in dem Bett neben mir schlafen. Außer uns dreien war da noch die dünne vierzehnjährige Meenakshi, die wie ein Gemälde von El Greco aussah. Sarada war die hübscheste. Da sie auch die älteste war, erkannten wir sie gerne als unsere Sprecherin an. Sie teilte die Süßigkeiten mit uns, die sie von zu Hause mitgebracht hatte. Raji lehnte es ab, irgendetwas zu essen. „Wozu nützt einer das Heimweh?“, fragte Sarada. „Wir müssen es hier bis zu den Dezemberferien aushalten.“

Sarada war in Singapur aufgewachsen. Sie trug modisch geschnittene Kleider, die nur bis zu den Knien reichten und die Sicht auf die Biegung ihrer Unterschenkel freigaben, sodass ihre Beine nur noch anziehender erschienen. Sie war zurückhaltend und sprach nur mit ihrem Lehrer und ihren Zimmergenossinnen. Eine Internatsschülerin aus Goa, die in die zweite Klasse ging, verliebte sich in sie und belästigte sie unaufhörlich mit Liebesbriefen und Liebesblicken, bis Sarada wütend wurde und sie anschrie.

Die lesbische Bewundererin kam einmal in unser Zimmer, als Sarada nicht da war, weil sie ein Bad nahm, und küsste ihren Kissenbezug und ihre Unterwäsche, die zum Trocknen im Ankleideraum hing. Ich lag in meinem Bett und sah mir die Vorstellung an, aber sie war vor Liebe fast verrückt und bemerkte mich kaum.

11. Die Mädchen im Internat kamen aus sehr unterschiedlichen Familien

Meine Zimmergenossin Raji war die einzige Tochter eines wohlhabenden Arztes und ein verwöhntes Kind. Ihre Eltern hatten sie ins Internat geschickt, damit sie Unterricht in Disziplin bekomme. Aber sie wollte den Nonnen Unterricht erteilen und sie für ihre Wir-sind-heiliger-als-du-Haltung bestrafen.

Die Helferin der Internatsnonne schimpfte mit Raji, sooft sich eine Gelegenheit dazu bot, und das war zweimal täglich. Raji schmolte fast die ganze Zeit über und öffnete ihren Mund nur, um Verwünschungen über die strengen Nonnen zu murmeln. „Ich wünschte, sie stürbe!“, sagte Raji eines Tages, kurz bevor sie ihre Bibel fürs Nachtgebet zur Hand nahm.

Meine Zimmergenossinnen gaben mir den Spitznamen Ulba⁵¹ und verwöhnten mich mit kleinen Geschenken von Süßigkeiten und Eis. Sie wollten, dass ich bessere Kleider bekäme, und nötigten mich, meinen Vater in Kalkutta in einem Brief um ein seidenes Kleid zu meinem zehnten Geburtstag zu bitten.

Sie ahnten nicht, wie sehr es meinen Stolz verletzte, so etwas zu tun. Ich wusste nur zu gut, dass ich in der Achtung meines Vaters sinken würde, wenn ich ihm meinen Wunsch nach modischer Kleidung eingestand. Sie kamen aus ganz anderen Familien als ich. Sie hielten es für normal, dass Kinder gute Kleider tragen und seidene Bänder in ihr Haar flechten. Sie wollten gerne, dass ich genauso hübsch aussähe wie ihre Schwestern und Kusinen, die in meinem Alter waren.

Meine Großmutter schickte alle zwei Monate irgendjemanden, der mich fürs Wochenende nach Nalapat brachte. Als ich nach einem dieser kurzen Aufenthalte wieder von zu Hause abfuhr, begleitete mich der jüngste Schwager meines Großonkels. Meine Großmutter wollte, dass er mir im Basar in der Stadt Stoff für ein Kleid kaufte, das ich an meinem Geburtstag tragen sollte.

Meine Großmutter konnte es sich nicht leisten, mir Seidenstoffe zu kaufen. Die Geldsumme, die sie ihm gegeben hatte, muss sehr spärlich gewesen sein, denn der Onkel sagte dem Verkäufer, dass er ihm einige billige Stoffe zeigen solle, etwas Buntes, aber nicht zu modisch. Der Verkäufer holte Ballen für Ballen schöner, mit Blumen und Tieren bedruckter Baumwollstoffe aus den Regalen.

„Gibt es nichts Billigeres?“, fragte mein Onkel mit lauter, tönender Stimme und die Leute, die die Straße entlanggingen, verlangsamten ihre Schritte, um zu sehen, was es gebe. „Ich möchte etwas wirklich Billiges für dieses Kind!“, rief mein Onkel. Ich fühlte mich tief gedemütigt. Am liebsten wäre ich wie Sita⁵² in den Eingeweiden der Erde verschwunden. Endlich brachte man bedruckte handgewebte Baumwolle herbei, die für uns erschwinglich war. Der weiße Stoff war blau bedruckt und kostete zweieinhalb Rupien.

Als ich ihn meinen Zimmergenossinnen zeigte, fanden sie ihn wegen seiner Gewöhnlichkeit einfach schrecklich. „Arme kleine Ulba“, sagten sie. Aber ich tröstete sie damit, dass das Kleid aus Kalkutta ohnehin vor meinem Geburtstag ankommen werde. Am Tag vor meinem Geburtstag gingen sie mit mir einkaufen. Sie sagten, dass Sarada ein Geschenk für ihre Kusine Satyavati brauche.

Dann sah ich zu meinem größten Erstaunen die hübschesten Stoffe auf dem Ladentisch liegen und mit wilder Gier verschlang

ich mit den Augen die Farbenpracht und den Glanz der Mittagssonne auf den Seidenstoffen.

„Welchen Stoff würdest du dir für ein Kleid aussuchen, wenn du Satyavati wärest?“, fragte Sarada. Nach einer langen Pause, in der ich die weichen kühlen Seidenstoffe berührte, sagte ich: „Natürlich diesen hier in Blasslila.“ Er war mit Trauben kleiner weißer Blüten bedruckt. Sarada kaufte ihn und wir kehrten, von den Mühen des Tages erschöpft, in die Schule zurück. Als ich an meinem zehnten Geburtstag morgens aufwachte, sangen meine Zimmergenossinnen „Happy birthday to you“ und beschenkten mich mit dem wunderschönen Stoff, den ich für Satyavati ausgesucht hatte. Da kamen mir die Tränen. Ich versteckte mein Gesicht in Saradas Haar und weinte. „Du wirst ja in dem lila Kleid so hübsch aussehen!“, sagte Meenakshi.

Die Mutter Oberin hatte nach mir geschickt und das erschreckte mich, denn ich hatte dafür gesorgt, dass am Abend zuvor Eis über die Mauer in die Schule geschmuggelt worden war. Aber als ich in ihr Zimmer kam, überreichte sie mir ein Päckchen gestickter Taschentücher und wünschte mir alles Gute zum Geburtstag.

Das Kleid aus Kalkutta kam einen Monat zu spät. Da die Sekretärin meines vielbeschäftigten Vaters es ausgesucht hatte, erwies es sich als zu groß. Ich legte es in meinen Schrank unter Handtücher und Bettlaken.

Als Raji krank wurde, war die Helferin sehr unfreundlich zu ihr. Sie bezichtigte Raji, die Krankheit nur zu simulieren, um den Prüfungen des ersten Trimesters auszuweichen. Raji war darüber so bestürzt, dass sie weinte und sich auf den Fußboden erbrach. Ich war auch in Tränen aufgelöst. Ich hatte Raji besonders gerne, denn sie war voller Verachtung für alle anderen, aber nett zu mir, und ich hatte Angst, sie würde sterben. Sie sah eine Woche lang gelb

und elend aus. Sie hatte stundenlang nichts gegessen. Ich überredete sie, etwas Buttermilch zu trinken, aber sogar die brachte sie wieder heraus.

„Mach dir keine Sorgen, Ulba“, sagte Raji. „Sobald ich aus diesem Fegefeuer raus bin, geht es mir wieder gut.“ Am selben Abend kamen Rajis Eltern, um sie abzuholen. Ihr Vater diagnostizierte die Krankheit als Gelbsucht. Ich half Raji beim Packen. Ich fragte immer wieder: „Kommst du nicht zurück, wenn du wieder gesund bist?“ „Nein, ich werde nicht hierher zurückkommen“, sagte Raji. „Aber ich habe an die Wände des Waschraums etwas für die Nonnen geschrieben. Wenn ich weg bin, lies es bitte. Aber sag keinem, dass ich das geschrieben habe.“

Nachdem Raji weg war, fühlte ich mich plötzlich einsam. Sie war die einzige, die abends nach dem Läuten der Zehn-Uhr-Schweige-Glocke noch mit mir im Bett geflüstert hatte. Sarada und Meenakshi waren beide vom Lernen besessen. Sie hielten es für Zeitverlust, über die Launen der Nonnen zu schwätzen. Raji hatte mich einmal nachts zu einem Fensterbrett gezogen und mir auf das Sims geholfen, damit ich in den Schlafsaal der Nonnen gucken konnte. Sie fand den Anblick ihrer kahlen Köpfe sehr belustigend. Wir kicherten endlos, wenn wir uns daran erinnerten.

Ich las die Botschaften, die Raji mit Holzkohle an die Toilettenwände gekritzelt hatte. Sie besagten, dass die Helferin ein Affe sei und dass ihr Kopf statt Gehirn nur Mist und Hundescheiße enthalte. Raji schrieb auch, dass die Nonnen ein blutiges Ende nehmen würden, denn sie könnten, so sehr sie es auch versuchten, niemals Gott täuschen, der alles sah.

12. Annie bekommt heimlich einen hübschen jungen Geliebten

An Feiertagen gab es drei Arbeitszeiten für die Internatsschülerinnen: eine Stunde morgens, zwei Stunden nachmittags und die Stunde zwischen sieben und acht nach dem Abendessen. Alles, was von den Schülerinnen erwartet wurde, war vollkommenes Schweigen.

Die Nonne, die Aufsicht hatte, nähte zwar, aber heimlich beobachtete sie die Mädchen, die es wagten, die Augen vom Buch zu erheben und einander anzusehen. An Glückstagen hatten wir die sanfte Schwester Thekla, die sich nicht darum kümmerte, was vor sich ging, sondern die ein Buch las oder einen alten Schleier stopfte, ohne auch nur einmal von ihrer Arbeit aufzusehen.

Eines Tages saß während der Arbeitszeit ein Mädchen neben mir, das fünfzehn Jahre alt war und Annie hieß. Sie las immer wieder einen Brief durch, und als sie sah, dass ich sie anblickte, flüsterte sie mir zu, sie wolle, dass ich den Brief läse, den sie von einem Jungen bekommen habe. Es sei ein reicher und hübscher Junge, der sehr hellhäutig und groß sei. „Er belästigt mich ständig mit solchen Briefen“, sagte Annie und zog die Brauen zusammen.

Ich las voller Staunen, dass der Junge Annie für das schönste Mädchen der Welt halte und dass er sie nicht nur in die Arme nehmen, sondern sie auch leidenschaftlich auf ihre vollen Lippen küssen wolle. „Sei nicht so grausam zu mir, süße Annie“, hatte der Liebhaber geschrieben, „sondern gib mir Gelegenheit, dir meine Liebe zu beweisen.“ „Was hältst du davon?“, fragte Annie. „Ist er nicht kühn?“ Ich nickte.

Ich betrachtete Annies Gesicht mit neuem Interesse. Sie sah ziemlich unauffällig aus, fand ich. Sie war dünn und ihre Haut war sehr dunkel und mit Aknepickeln übersät. Ihre Zähne waren schlecht. Ihre Haare waren fettig und hingen in zwei dünnen Zöpfen herab. Dies war also das Mädchen, das der reiche Junge so blind verehrte! Der Junge tat mir leid. Aber ich sagte nur, sie solle sich Mühe geben, ihn wiederzulieben. „Glaubst du an die Liebe?“, fragte mich Annie und ohne meine Antwort abzuwarten, zuckte sie die Schultern und sagte lächelnd: „Schließlich bist du nur ein Kind, wie kann man von dir erwarten, dass du weißt, was Liebe ist?“

Als ich Sarada von Annies Liebe erzählte, wurde sie ärgerlich. „Du darfst nicht wieder mit diesem schrecklichen Wesen sprechen“, sagte sie. „In der Arbeitszeit kannst du neben mir oder Meenakshi sitzen. Lass dich nicht mit Krethi und Plethi ein!“ Aber Annie ließ mich nicht einen einzigen Tag in Ruhe. Sonntags nachmittags rief sie mich zum Badehaus. Sie lehnte sich dann gegen die Wand und erzählte mir von ihrem Geliebten. Sie zeigte mir wieder einen neuen Brief, in dem seine Glut so gewachsen war, dass er von Annies runden weichen Brüsten schrieb, für deren Berührung er zu sterben bereit sei. Ich war schockiert. „Hab ich’s dir nicht gesagt“, fragte Annie, „hab ich dir nicht gesagt, dass er ein wertloser Lüstling ist? Er liebt mich gar nicht. Er will nur meinen Körper.“

Ich sah mir Annies Brüste an, die flach und wenig verlockend waren. „Verlange von ihm, er soll nicht mehr schreiben“, sagte ich. „Sage ihm, dass du ihn der Mutter Oberin melden wirst.“

Eines Tages zog mich Annie auf die Seite und zeigte mir eine Quetschung an der Oberlippe. „Er hat mich gebissen“, sagte sie und ich fragte entsetzt: „Wer hat dich gebissen?“ „Der reiche Junge, der mich liebt“, flüsterte Annie mir zu. „Er ist letzte Nacht über die Mauer geklettert und an mein Bett gekommen, als ihr alle

schließt.“ „Das ist ja schrecklich“, sagte ich. „Das musst du sofort der Mutter Oberin melden. Eines Tages wird er dich umbringen.“ Annie lächelte rätselhaft. „Du bist zu jung, um zu verstehen, was Liebe ist“, sagte sie. „Aber du bist die Einzige, der ich mein Geheimnis anvertrauen kann.“

Im dritten Trimester wurde Annie aus dem Internat ausgeschlossen und die Nonnen gaben keine ausreichende Begründung dafür an. Sie verließ am frühen Morgen das Haus, noch bevor eine von uns aufgewacht war, und nahm alle ihre Bücher und Kleider mit. Ein Onkel war in der Nacht gekommen, um Annie abzuholen.

Später erzählte mir Sarada, dass Annie in einer Welt der Täuschung gelebt und dass man festgestellt habe, alle Liebesbriefe seien in ihrer Handschrift geschrieben. Meenakshi lachte, aber ich empfand etwas wie Treue zu Annie und schwieg. „Zum Glück sind wir sie los“, sagte Sarada und kämmte ihr langes Haar. „Sie hatte einen schlechten Einfluss auf unsere kleine Ulba.“

Im Kloster gab es drei Arten von Internatsschülerinnen. Die Schülerinnen erster Klasse bekamen zum Frühstück Körner, Eier und Toast, Fleisch zum Mittagessen, einen Imbiss zum Tee und Nachtisch beim Abendessen. Die Mädchen zweiter Klasse bekamen nur Körner zum Frühstück, Reis und Fischcurry zum Mittagessen und keinen Nachtisch beim Abendessen. Die Schülerinnen dritter Klasse bekamen am Morgen Maisbrei, Reis zum Mittagessen und abends wieder Brei. Noch schlimmer dran als die Schülerinnen dritter Klasse waren die „Waisen“. Sie machten die Waschräume sauber, fegten das, was die Puten fallen ließen, und die welken Blätter im Küchenhof weg, hackten Feuerholz, halfen in der Küche und bekamen nur zwei Breimahlzeiten am Tag.

Sie trugen weiße Kleidung und strömten den Geruch von ranzigem Kokosnussöl aus, das sie sich ins staubige Haar gerieben hatten. Die „Waisen“ waren fast die ganze Zeit über damit beschäftigt, in den vielen Badezimmern die hölzernen Wannen für die Internatsschülerinnen und die Nonnen mit Wasser zu füllen. Das ermüdete sie so sehr, dass sie nicht auch noch für ihre eigenen Bäder Wasser vom Brunnen holen wollten. Deshalb badeten sie nur einmal in der Woche.

Die älteste „Waise“ war eine siebzigjährige Frau. Sie hieß Rocky Marian und ging zum Basar, um Lebensmittel für die Küche zu kaufen. Immer wenn sie die Szene betrat, liefen die Puten hinter ihr her und gaben laute freundliche Töne von sich. Sie sprach mit zitternder Stimme zu ihnen in Malayalam. „Sie nennen mich Ammatschi (das ist Mütterchen)“, sagte die alte Frau einmal und zeigte auf die unbeholfenen Vögel. Die Köchin lachte und ihr Lachen klang wie das Gackern mancher Vögel. Sie hieß Felizitas und wurde von allen „Waisen“ respektiert. Es lag in ihrer Macht, ihnen eine Kelle Brei zusätzlich zu geben, wenn sie mit ihnen zufrieden war. Sie wirkte schwach und war ausgemergelt. Ihre Zähne sahen wie rostige Nägel aus: Sie waren spitz und durch Betel verfärbt, den sie den ganzen Tag über kaute.

Nach allen Ferien brachten wir Süßigkeiten, Früchte und Bananenchips von zu Hause mit. Einmal hatte mir meine Großmutter eine Rispe reifer gelber Bananen mitgegeben. Sie verschwand in der Nacht aus unserem Ankleidezimmer. Es war offensichtlich, dass sie jemand gegessen hatte, der sehr hungrig gewesen war. Die Person war in unser Zimmer geklettert, während wir schliefen, und wir fanden die Schalen draußen vor unserem Fenster.

Ich wollte nicht, dass jemand von diesem unbedeutenden Diebstahl erführe, aber die Internatsdame hatte auf irgendeine

Weise Wind davon bekommen und wollte unbedingt ein riesiges Theater daraus machen. Nach dem Gebet sagte sie den Kindern, dass der heilige Antonius die Schuldige innerhalb von drei Tagen in den Wahnsinn treiben werde. Zwei Tage lang gingen wir umher und suchten nach Zeichen des Irrsinns in den Gesichtern der anderen.

Schließlich ging in der Abenddämmerung ein zu Tode erschrockenes Mädchen zur Gipsstatue des heiligen Antonius in die Kapelle und fing an, hysterisch zu schluchzen. Die Nonnen beteten zu dem Heiligen und baten ihn, das Mädchen wegen seines zarten Alters zu verschonen. Sie war ein rundliches Mädchen, aß sehr gerne und anscheinend konnten die geizig zugeteilten Portionen des Klosters ihren Hunger nicht stillen. Die Mutter Oberin schickte sie mit einer düsteren Warnung weg. Sie bekam bald darauf Krämpfe und ging für immer nach Hause zurück.

Die Besessenheit von der Sünde zerstörte die Gemüter einiger Mädchen, die am Anfang ihrer Jugend normal und unbefangen gewesen waren. Wenn es keine Sünde gab, musste Sünde um jeden Preis hergestellt werden, denn den Sündern vergeben war eine therapeutische Übung, die bei den fanatisch Tugendhaften sehr beliebt war.

13. Die Nonnen zensierten die Briefe, die wir schrieben

Als ich im Internat krank wurde und später auch noch Ausschlag bekam, beschlossen die Nonnen, mich nach Hause zu schicken. Sie gaben mir zur Begleitung eine unverheiratete Frau mittleren Alters mit, die Ponnamma hieß. Sarada puderte mein Gesicht und versuchte, dadurch die rosa Flecke zu vertuschen. Sie band mein Haar mit einem breiten gelben Band zu einem Pferdeschwanz zusammen. Ponnamma fuhr mit mir im Bus und die gesamte Reise über erklärte sie den Mitreisenden, dass der Ausschlag nicht Masern, sondern nur eine schwache Allergie sei, die ich nach dem Genuss von Schellfisch bekommen hätte. Der Schaffner war freundlich zu uns und nannte Ponnamma „Schwester“, obwohl er sie zum ersten Mal sah.

Als ich in Nalapat ankam, begrüßte mich meine Großmutter ganz überrascht. „Es sind nur die Masern“, sagte Ponnamma. „Dein Bruder ist schon hier“, sagte meine Großmutter. „Er hat auch Masern. Gestern ist er aus seinem Internat hier angekommen.“ Mohandas lag im Bett und las H.G. Wells. Sein Gesicht war vom roten Ausschlag gefleckt. „Du bist auch gekommen“, sagte er und lächelte mich an. Es war für uns ganz normal, zur selben Zeit krank zu werden. Als wir Kinder und in Kalkutta waren, packte uns das Fieber immer gleichzeitig, sodass wir die Ruhezeit genießen konnten. Wie saßen dann in unseren Betten, malten zusammen Bilder und steckten Briefmarken in unsere Alben. Wenn ich in meiner Kindheit überhaupt einen persönlichen Helden hatte, so war es mein Bruder, der in jeder Klasse und in jeder Schule, in die er ging, der beste Schüler war

und der alle Schulpreise einheimste. Er zeichnete gute Karikaturen der führenden Politiker und schrieb humorvolle Artikel. Wenn er eine Rede hielt, nahm seine Stimme mit ihrem schönen Klang das Publikum gefangen und schwenkte es auf seine Denkweise ein. Er wäre ein ausgezeichnete Politiker geworden, aber er wandte sich der Medizin zu und wurde später ein erfolgreicher Chirurg.

Ich sagte meinem Bruder, dass ich Recht studieren wolle. Ich hatte gehört, dass Rechtsanwälte riesige Mengen Geld verdienten und in einem Stil lebten, der es ihnen erlaubte, drei Wagen und Heerscharen von Dienern zu halten. Ich liebte Überfluss und Luxus. Vielleicht wählte ich deshalb die Rollen von Königinnen und Prinzessinnen, wenn wir Theaterstücke aufführten. Ich mochte den Zauber von Edelsteinen, Seidenstoffen und Parfums. In all meinen Tagträumen sah ich mich als mit Juwelen überladene Kaiserin, die das Schicksal ihrer Untertanen lenkte. Eine Art Noor Jehan. Ich verabscheute, mich so zu sehen, wie ich wirklich war: Die Spiegel zeigten mir die Mitleid erregenden Umrisse meines dünnen Körpers und das unscheinbare Gesicht mit den vorstehenden Zähnen.

Als mein Bruder und ich getrennt wurden, fühlte ich mich alleine und verloren, denn selbst wenn wir miteinander schwiegen, bestand zwischen uns ein tiefes Verständnis, ein unaufhörlicher Dialog, der sich immer fortsetzte, wie der zwischen Wind und Erde oder der zwischen Sonne und Bäumen. Jedes erfuhr Stärkung durch die unausgesprochene Unterstützung des anderen. Ich schrieb meinem Bruder zwei Briefe, aber sie waren steif und dumm und er hatte keine Lust, darauf zu antworten. Die Nonnen zensierten unsere Briefe, bevor sie zur Post gegeben wurden. Sie zwangen uns dazu zu schreiben, dass wir im Internat sehr glücklich seien und dass wir täglich für das Wohlergehen unserer Verwandten zu Gott beteten. Mein Bruder muss gedacht haben, ich

hätte den Verstand verloren, als er meine idiotischen Briefe las. Er fragte sich sicherlich, was aus meinem sozialen Gewissen, meinem Sinn für Politik und aus meinem Wissensdrang geworden sein mochte.

Als ich mich am Anfang elend fühlte, hatte mir eine Tagesschülerin geholfen, einen Bittbrief an meinen Vater abzuschicken, in dem ich ihn anflehte, mich aus dem, was mir wie die Hölle erschien, herauszuholen. Ich verabscheute den Geruch von Fleisch, der aus dem Gemüsecurry aufstieg, und die dicken Suppen. Ich verabscheute die kalten Wasserbäder, von denen ich oft Krämpfe und ständige Schmerzen in den Waden bekam. Mein Vater antwortete nicht auf diesen tränenreichen Brief. Als das Jahr herum war, mochte ich meine Zimmergenossinnen und das Internat glich nicht mehr der Hölle.

Dann holte mich mein Vater nach Kalkutta zurück. Ich sollte nun in der Familie leben. Inzwischen war unsere Familie auf sechs Personen angewachsen. Ich hatte einen jüngeren Bruder und eine kleine Schwester bekommen. Wir lebten in einem alten gelben Haus in der Lansdowne Road, das große Schlafzimmer mit hohen Decken und eine Veranda besaß, die von Khus-Vorhängen⁵³ beschattet wurde. Wir hatten einen schmalen Garten vor dem Haus, wo wir Kakteen und Croton-Büsche anpflanzten. Hinten war das Küchenhaus, das aus einer großen dunklen Küche, einem Kohlenschuppen und einem Bodenraum bestand, wo der Koch und seine Frau, unsere Kinderfrau, nachts schliefen. Die Toilette der Diener war einige Meter entfernt in der Nordwestecke. Man sagte, der Geist eines Mädchens, das schwanger geworden war und sich dann umgebracht hatte, indem es sich an der Decke aufhängte, spuke dort. Nachts fürchteten sich die Diener, dorthin zu gehen.

Der alte Chaprassi⁵⁴, der im Kohlenschuppen schlief, urinierte in die Ecke seiner Höhle und wir konnten es in der Küche riechen.

Er trank jeden Abend Arrak und kaute Betel, dabei saß er im Dunkeln auf seinem Charpoy . Eine nackte Glühlampe an einem Draht hing in seinem Raum, aber er mochte sie nicht anzünden. „Ich will nicht das Geld deines Vaters verschwenden“, sagte er einmal. „Als ich im weit entfernten Kunnamkulam hungerte, hat mich dein Vater aus der Not gerettet und hierher gebracht. Jetzt schicke ich so viel Geld nach Hause, dass mein Sohn zur Schule gehen kann und meine Töchter gut gekleidet sind. Dein Vater ist ein König. Er kommt gleich nach Gott, ich verehere ihn am meisten von allen auf der Welt. Verstehst du?“ Ich saß neben ihm auf dem Charpoy und nickte.

Er war gut über sechzig und sah verbraucht aus. Aber er arbeitete tagsüber im Büro meines Vaters, indem er schäumenden Tee für die Angestellten zubereitete. Abends war er unser Chaprassi und öffnete den Besuchern die Tür. Er begrüßte sie in Englisch und mit einem kultivierten Grinsen. Er hatte ein Jahr lang für unsere Verwandten, die Eltern von Aubrey Menen⁵⁵, gearbeitet und dabei hatte er gelernt, wie man verwestlichte Inder zufriedenstellte.

Eines Tages bekam er einen Brief von seinem Sohn, der ihm mitteilte, seine Mutter liege im Sterben. Der alte Mann schnaubte seine lange Nase und sagte meiner Mutter, dass er sofort hundert Rupien nach Hause schicken wolle, um die Begräbniskosten zu bezahlen. Innerhalb einer Stunde wurde das Geld telegraphisch überwiesen. Der Witwer in spe saß auf seinem Charpoy und sprach in der Vergangenheitsform von seiner Frau. Er erzählte Einzelheiten von ihrer entschwundenen Schönheit und ihrer Freundlichkeit.

Eine Woche später erholte sich die Frau von ihrer Krankheit und schrieb ihm einen Brief, um ihm für das Geld zu danken. Er war wütend. „Dies nutzlose, alte Weib“, schrie er, als man ihm den

Brief vorgelesen hatte. „Sie hat mich um ganze hundert Rupien betrogen! Wenn sie sich entschließt, in ein paar Monaten zu sterben, wie soll ich dann noch einmal hundert Rupien für ein Begräbnis zusammenkriegen?“ Er ging aus und trank an diesem Abend viel Arrak, um sich zu beruhigen. „Warum ist sie nicht zur rechten Zeit gestorben?“, fragte er mich, und als ich ihn anlächelte, nickte er mit dem Kopf und murmelte: „Es ist Gottes Wille.“

14. Ich wollte einen reichen Mann heiraten, um zur guten Gesellschaft zu gehören

Von dem rechteckigen Balkon unseres Hauses konnten wir über die Straße in den Garten der wohlhabenden Dame sehen, die eine Rolle im berühmten Bhowal-Sannyasi-Fall⁵⁶ gespielt hatte. Ihr vergnügungssüchtiger Ehemann war in jungen Jahren während eines Aufenthaltes in den Bergen gestorben.

Aber einige Jahre später tauchte eines Tages ein Sannyasi bei der Familie auf und erklärte, er sei niemand anderer als der Totgegläubte.

Die Leichenträger hatten ihn auf dem Scheiterhaufen liegenlassen und waren vor dem plötzlichen Regenguss davongelaufen, der schließlich das Feuer gelöscht und den Mann ins Bewusstsein zurückgebracht hatte. Ein Sannyasi nahm ihn mit in seinen Ashram⁵⁷ und pflegte ihn gesund. Auch der Mann trat der Sekte bei, aber später, sehr viel später, beschloss er, nach Kalkutta zurückzukommen, um seinen Teil am Familienbesitz einzufordern. Seine Frau erkannte ihn nicht als ihren verlorenen Ehemann an. Sie entdeckte in den Zügen des korpulenten Sannyasi nicht die geringste Ähnlichkeit mit ihrem Mann und sie bezeichnete ihn als bloßen Hochstapler. Der Sannyasi formulierte sorgfältig eine Eingabe und wartete geduldig auf das Urteil des Gerichts. Aber bevor er von einem günstigen Urteil hätte profitieren können, wurde er krank und starb.

Die Witwe, ganz in Weiß, flitzte wie ein alterndes Schneewittchen im Garten umher, in dem verschiedenfarbige Rosen wuchsen. Es gab dazu noch einen Steingarten, einen Teich

mit breiter Einfassung, auf der sie abends saß und das Wasser betrachtete, und einen kleinen verkrüppelten Baum, der gelbe Blüten trug. Die Vögel in ihrem Garten waren sehr laut, sie dagegen war sehr leise, sprach selten mit irgendjemandem und ging auch nicht aus dem Haus. Ihr Bruder wohnte bei ihr. Er ging mit langen Schritten im Garten spazieren und auch er schwieg und schien in Gedanken versunken. Es war, als wären ihre Gemüter von Zweifeln versehrt, die nie geheilt werden könnten.

Auf der linken Seite unseres Hauses wohnte eine Familie, die häufigen Umgang mit der internationalen Elite pflegte. Sie waren überzeugte Anhänger der „Moralischen Aufrüstung“.⁵⁸ Alle Mitglieder der Bewegung, die Indien besuchten, kamen unweigerlich nach Kalkutta und wohnten eine Weile bei ihnen. Die Dame des Hauses saß morgens, dick und zufrieden, wie sie war, am Esstisch, prüfte die Abrechnungen ihres Kochs und schnitt Gemüse für die Salate. Ihr jüngster Sohn kam abends zum Federballspielen zwischen Esszimmer und Küchenhaus zu uns.

Er war sehr dick und Linkshänder. Er langweilte uns mit Einzelheiten von den vielen Spielen, bei denen er angeblich in seiner Schule gewonnen hatte. Als Beweis zeigte er uns einen Brief, den er an den Tollygunge-Klub schicken wollte und in dem er die Spieler zu einem Turnier einlud. Er wurde Mitglied des Casma-Federball-Clubs, den mein Bruder und ich gemeinsam mit vier Freunden gegründet hatten. Er setzte uns zu, wir sollten ihn zum Kapitän machen, aber wir wollten mit seiner Ehrung lieber warten, bis die Tollygunge-Spieler auf seinen Brief geantwortet hätten. Sie antworteten nicht.

Er war immer in Geldnot. „Kannst du mir vier Annas leihen?“, fragte er und sprang vom Wellblechdach unserer Küche, das sich an ihres anschloss. „Ich brauche sie dringend!“ Meine Mutter hatte eine alte Dose, in der sie Knöpfe für die Hemden

meines Vaters und Gürtelschnallen aufbewahrte. Ich stöberte zwischen den Knöpfen und fand ein paar Münzen für meinen Freund. Der dringende Bedarf war fast immer ein Eis. Die Eisverkäufer radelten die Straßen auf und ab. Auf den Fahrrädern transportierten sie gelbe Kästen und sie riefen melodisch: „Magnolia-Eis, Magnolia-Eis“.

Rechts von unserem Haus wohnten in einem alten baufälligen Gebäude, das der Straße sein Profil zeigte, die Zamindars⁵⁹ von Madhupore, die eine Tochter in meinem Alter hatten. Sie hieß Shantu. Von ihrem Leberfleck auf der Wange sprach sie sehr stolz. „Es ist ein Schönheitsfleck“, sagte sie. „Nur eine unter Millionen kommt mit einem Schönheitsfleck auf der Wange zur Welt.“ Ich war krank vor Neid. Zu der Zeit hatte ich gerade wegen meiner Kurzsichtigkeit eine Brille bekommen. „Ich würde lieber sterben, als eine Brille tragen“, sagte Shantu. Sie kam jeden Abend zu uns, um bei meinem Lehrer Meister Brajabashi Unterricht in Manipuri-Tanz⁶⁰ zu nehmen.

Eines Tages, als meine Eltern ausgegangen waren, nahm Shantu mich mit zu sich nach Hause, wo in den schwach erhellten Zimmern und Korridoren Statuetten von Jade und Bernstein, rostrote persische Teppiche und äußerst zarte Stoffe aus vergilbter Spitze unwiderstehlich meine Blicke anzogen. Wir stiegen die Treppe hinauf und betraten einen dunkleren Bereich, ein Schlafzimmer, wo in einem Himmelbett ein alter Mann zusammengerollt unter Seidendecken lag. Sein Gesicht war eng wie das einer Bergziege. „Dadu, dies ist meine Freundin Kamala“, sagte Shantu. Der alte Manan, der ihr Großvater war, hob den Kopf und kicherte. Seine leeren Augen und sein lachender Mund machten mir Angst. Ich war in Schweiß gebadet, als ich schließlich wieder aus seinem Zimmer heraus war.

Aber als ich später auf unserer Terrasse stand und mich nach den reifen Jamun-Früchten ausstreckte, die den Wipfel wie mit Elfenbein sprenkelten, bat ich Gott, er möge mich so reich machen, dass ich in einem alten Haus voller Statuetten und Silber und alter Spitzen leben könnte.

Ich wollte einen reichen Mann, einen Zamindar, heiraten und weiter in Kalkutta leben. Vor allem aber wünschte ich mir, zur guten Gesellschaft zu gehören.

15. Wir waren verschiedenartigen subtilen Sadismen ausgesetzt

Mein Vater schickte mich in eine Schule in der Nähe unseres Hauses, an die früher einmal ein College angeschlossen gewesen war. Ein revolutionärer Student hatte einen erfolglosen Versuch unternommen, den britischen Gouverneur zu erschießen, und das hatte zur Schließung des Colleges geführt.

Seine riesigen Räume wurden in Schlafzimmer für Lehrer und in Bibliotheken umgewandelt. Angehörige der Elite in Kalkutta, die unwillkürlich von der Gandhi-Bewegung mitgerissen worden waren, schickten ihre Kinder in diese Schule und nicht in das anglierte Loretto-Haus.

Unsere Direktorin war eine alte Jungfer, die aufgrund der physischen Anziehungskraft oder deren Mangel starke Vorlieben und Abneigungen für ihre Schülerinnen entwickelte. Sie flüsterte oft einer meiner Klassenkameradinnen zu, sie solle nicht bis spät in die Nacht hinein lesen und damit ihre Gesundheit und Schönheit zerstören. Fast alle Lehrerinnen waren späte Mädchen, die von den Zurückweisungen mürrisch geworden waren. Das führte dazu, dass sie uns verschiedenartigen subtilen Sadismen aussetzten.

Ich hatte damals nur eine zuverlässige Freundin, ein korpulentes Mädchen, das Romola hieß. Es gelang ihr, auch die eingebildetste und böswilligste Person zu mögen. Sie spielte mit Leichtigkeit den Clown und die Naivität ihrer Reaktionen in allen möglichen Situationen war rührend. Keine lehnte sie ab, aber alle machten sich über sie lustig.

Besonders eingebildet waren die reichen Westbengalinnen, die einen schnelleren Dialekt benutzen und sich abseits hielten. Sie sprachen unaufhörlich über Sarat Babus⁶¹ Romane und summten Melodien von Rabindra Sangeet.⁶² Sie ließen sich das Mittagessen von ihren Dienern in die Schule bringen. Das Essen war in schimmernden Kupfergefäßen, die, wenn sie auf den Schultischen aufgestellt und geöffnet wurden, Fisch in klebriger roter Soße, Reis, gebratene Krabben und aus Sahne hergestellte Süßigkeiten offenbarten.

Wenn eine von uns mit den kalten Mittagessen während ihres Essens durch die Klasse ging, hörten sie auf zu kauen und versuchten ihre Teller zu verstecken. Sie glaubten tatsächlich, dass wir sie beneideten und sie dadurch, dass wir ihr Essen mit gierigen Augen ansahen, krank machen könnten. Ihr Unbehagen amüsierte uns sehr, zumal ihr Essen immer klebrig und ungesund aussah. Im Vergleich damit erschienen uns unsere Käsebröte sauber und gesund.

Außer ihnen gab es die orthodoxen Tamilinnen, die sich lieber hinter den Treppen und in den Waschräumen versteckten, um ihr von zu Hause mitgebrachtes, von grünen Chilis und Limonen gesprenkeltes Joghurt mit Reis zu essen, eine klebrige Mischung, liebevoll von ihren Müttern oder verwitweten Großmüttern zubereitet. Sie brachten ihr Essen in runden, vom Alter verbeulten und angelaufenen Gefäßen mit. Die Tamilinnen litten unter Minderwertigkeitskomplexen, die hauptsächlich von ihrer dürftigen Kost herrührten. Sie hielten sich von allen anderen fern und flüsterten einander etwas von M.L. Vasanta Kumari und M.S. Subbalakshmi⁶³ zu. Die Bengalinnen schnitten ihnen Gesichter und murmelten „antra puntra, antra puntra“.⁶⁴

Unsere Mathelehrerin war eine junge Frau, die immer ein böses Gesicht machte und eine runde Brosche an der Taille trug,

die ihre Schlankheit hervorheben sollte. Meine Banknachbarin Mamata verliebte sich in sie und sah sie voller Verehrung an, wenn sie uns unterrichtete. „Ist sie nicht die hübscheste Person, die du jemals gesehen hast?“, fragte mich Mamata immer wieder. Mamata war schwach in Mathe und sie wurde oft dafür bestraft, dass sie nicht versuchte, wenigstens die Grundlagen der Mathematik zu erfassen. In solchen Augenblicken entstand auf ihrem Gesicht ein seliger Ausdruck, als wäre sie eine Heilige oder doch wenigstens eine Johanna von Orléans. Als die Lehrerin Kalkutta verließ, um sich eine bessere Arbeit zu suchen, verlor Mamata die Lust an der Schule und kam nicht mehr.

Unsere Englischlehrerin war ein österreichischer Flüchtling. Sie war vor den Nazis geflohen. Sie war korpulent und hatte ein rotes Gesicht. Ihr Haar kräuselte sich typisch jüdisch. Sie sprach Englisch mit starkem deutschen Akzent und sagte statt ‘stop’ ‘shtop’. Die Mädchen kicherten während des Unterrichts über sie und versuchten, die vier guten Kleider, die sie besaß, mit Tinte zu bespritzen. Eines Tages ertappte sie ein Mädchen, das ihren Füllfederhalter in ihre Richtung schüttelte und das brachte sie außer Fassung. „Ich bin nicht so reich wie einige von euch“, sagte sie. „Ich habe nicht viele Kleider oder genug Geld, mir welche zu kaufen.“ Während sie das sagte, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Das schuldige Mädchen senkte den Kopf und schämte sich.

Ich war erst im zweiten Trimester in die Schule gekommen und deshalb gab mir mein Vater genügend Nachhilfelehrerinnen, die mich zu Hause unterrichteten. Eine davon war eine syrische Christin, die klein von Wuchs und aggressiv war. Ein weiblicher Napoleon. Sie war mir ein Schrecken. Eines Abends stand sie am Fenster und beobachtete, hinter dem Vorhang versteckt, einen Ball, der im Nachbarhaus stattfand. Juwelengeschmückte Frauen und

Männer in schwarzen Anzügen tanzten langsamen Walzer. Neben den Pfeilern standen Palmen in Töpfen, die am Nachmittag aus unserem Garten ausgeliehen worden waren. Der Duft der Schnittblumen und die Parfums der Damen wurden vom Wind zu uns herübergetragen. Ich war ganz bezaubert davon.

Dann sah ich einen dunklen Mann hereinkommen, der keinen Anzug, sondern ein Buschhemd trug. Er sah sich selbstsicher und mit einem Lächeln um. Plötzlich verkrampfte sich die Hand meiner Lehrerin im Vorhang. „Sieh ihn nicht an, den Mann im Buschhemd“, flüsterte sie. „Er ist der böseste Mann, den es gibt, ich habe ihn einmal gut gekannt.“ Ihr Gesicht war blass geworden und sie war atemlos vor Hass. „Wie ich ihn hasse!“, sagte sie.

Ich starrte den Mann an, der solchen Sturm im Gemüt meiner Lehrerin entfacht hatte. Er besaß die Anmut eines Tieres. Er tanzte mit leichten Schritten, als wären Sprungfedern in seine Schuhsohlen eingearbeitet. „Er sieht gut aus“, sagte ich zu meiner Lehrerin. Sie zog mich eilig vom Fenster weg. „Du darfst diesen Mann nicht ansehen. Er hat das Leben einiger guter Mädchen ruiniert. Er hat Schande über einige der besten Familien in Indien gebracht“, sagte sie. „Wie hat er das Leben der Mädchen ruiniert?“, fragte ich. Sie war zu sehr von ihrem Kummer erfüllt, um mir zu antworten.

Nach diesem Ereignis dachte ich oft über den Mann nach. Er war dunkel und von kleinem Wuchs. Außer seiner löwenhaften Anmut hatte er nichts an sich, was den schweifenden Blick festgehalten hätte. Die Eigenschaft „böse“ glich alle seine Mängel aus. Ich hatte zum ersten Mal jemanden mit einem schlechten Ruf gesehen! Ich wollte ihm unbedingt begegnen, wenn ich erwachsen wäre, und vielleicht seine Geliebte werden. Die ganze Weisheit meiner frühen Jugend sagte mir, dass es nicht gut sein würde, einen bösen Mann zu heiraten. Aber seine Geliebte zu werden bedeutete

eine erträgliche, gemäßigte Dosis Schmerz und viele Gelegenheiten, dem geliebten Sünder zu verzeihen.

16. Ich betete zum Sonnengott, er möge mir ein männliches Kind geben

Nachdem meine Dienerin den Koch geheiratet hatte und mit ihm das Zimmer über der Küche teilte, schlief ich allein in dem großen, der Veranda gegenüberliegenden Schlafzimmer. Das Haus war alt. Es hatte hohe Zimmerdecken, von denen Ventilatoren, die quietschten, wenn sie sich drehten, an langen Eisenstangen herabhingen.

Ich fürchtete die Dunkelheit und alle Geschöpfe, die darin nisteten, zum Beispiel Gespenster und übelwollende Geister. Jeden Abend ging ich bei brennendem Licht ins Bett und tat so, als wäre ich beim Lesen eingeschlafen. Aber wenn ich morgens zwischen zwei und drei aufwachte, war das Licht gelöscht. Wahrscheinlich standen meine Eltern nachts auf, um mein Licht auszuschalten.

Ich lag wach und hörte dünne pfeifende Töne, die wie Seufzer von Gespenstern klangen. Neben meinem Zimmer war eine Halle, in der der Hauptmieter, der uns das Haus nur untervermietet hatte, seine Sachen aufbewahrte: einen Diwan mit schwerer Matratze, verschlossene und unverschlossene Schränke, Anrichten und riesige hölzerne Truhen, die sein Vater, der Kapitän bei der Marine gewesen war, aus China mitgebracht hatte.

Ich dachte, dass der Geist des alten Kapitäns von der niedrigen Mauer, die mein Zimmer von seiner Halle trennte, verstohlene Blicke auf mich werfe. Ich stellte ihn mir als alten bärtigen Mann vor, der einen Piratenhut trug. Tagsüber war sein Raum nicht besonders erschreckend. Mein Vater hatte uns verboten, diesen Raum jemals zu betreten oder in die Schränke zu

sehen, aber wenn er ausgegangen war, öffnete ich die Schubladen und verschaffte mir einen Überblick über die Besitztümer des Toten.

Im hinteren Teil unseres Hauses hatten wir eine Wendeltreppe, die nur von den Dienstboten und den Jungen, die zum Federball-Klub gehörten, benutzt wurde. Die Jungen rannten gerne schnell die Treppe hinauf, um ihre Eingeweide durcheinanderzubringen. Ich versuchte es auch einmal, aber ich hielt in der Mitte an, weil ich mich einer Ohnmacht nahe fühlte. Ich wurde rechtzeitig von meiner Dienerin gerettet, die mich zum Gebetsraum hinauftrug, wo meine Mutter gerade die Kupferlampen vor der Krishna-Statue anzündete.

Mein Kleid zeigte große Blutflecke. Ich fühlte, wie das warme Blut an meinen Schenkeln herunterfloss und auf den Fußboden tropfte. „Ich bin krank, ich sterbe“, schrie ich meiner Mutter zu. „Etwas in mir ist kaputtgegangen und ich blute.“ Meine Mutter hob mein Kleid und sagte lachend: „Du brauchst dir keine Sorgen zu machen, das bekommen alle Mädchen mit zwölf oder dreizehn.“ Sie sagte, ich solle mich umziehen und wies mich an, eine Binde zu gebrauchen. Sie sagte, das Blut zeige nur, dass ich jetzt Mutter werden könne.

Die Dienerin lachte noch, als sie mir beim Umziehen zusah: „Wie einfältig dieses Kind ist“, sagte sie. Nach drei Tagen Niedergeschlagenheit war ich wieder wie neu. Ich war glücklich darüber, dass auch ich Mutter werden konnte. Ich wollte so schnell wie möglich ein eigenes Kind haben. Ich hatte von meiner Großmutter die Geschichte von Kunthi, der Mutter der Pandavas⁶⁵, gehört und ihre Methode, gute Söhne zu bekommen, hatte mich beeindruckt.

Kunthi hatte zum Sonnengott gebetet, er möge ihr einen Sohn schenken, und so wurde Karna, der Wunderschöne, geboren. Er

trug bei seiner Geburt Ohringe in den Ohrläppchen, die wie die Sonne leuchteten. Wenn ich nach dem Baden allein in meinem Zimmer war, entblöbte ich meinen Körper vor der Sonne und sagte dem Sonnengott, dass er auch mir einen Sohn geben müsse. „Nimm mich ganz“, rief ich. „Nimm meine schwellenden Glieder, nimm meine welligen Locken, nimm meine runden Brüste mit ihren winzigen Brustwarzen, nimm mich ganz und gib mir einen Sohn.“ Aber kein Gott kam herbei, um mich zu seiner Frau zu machen. Allmählich wuchs ich. An ein oder zwei Stellen sprossen Haare. Der Geruch meines Schweißes veränderte sich. Mein Vater schickte den Tanzmeister weg und sagte, ich sei zu alt zum Tanzen.

In Chowringhee gab es einen bekannten Zahnarzt, der mit den neuesten Erkenntnissen in Kiefernorthopädie aus Wien zurückgekommen war. Er richtete meine Zähne mit Zahnspangen und sagte bei der letzten Behandlung: „Jetzt bist du ein sehr hübsches kleines Mädchen.“ In unserer Familie mochte niemand den anderen solche Komplimente machen. Deshalb wurde ich rot vor Glück, als ich das hörte. Von diesem Tag an pflegte ich mich besser: Ich bürstete vorm Schlafengehen regelmäßig mein Haar und wusch mir dreimal täglich das Gesicht. Wenn ich einen Pickel auf meiner Wange entdeckte, färbte ich ihn mit Lippenstift rosa, um einen hübschen Pickel daraus zu machen. Ich setzte meine Brille bei jeder Gelegenheit ab, um meine Augen, die ich für ziemlich schön hielt, sehen zu lassen.

Alle Heldinnen in bengalischen Romanen mussten Trauer in den Augen tragen, die sie für ihre Helden unwiderstehlich machte. Ich versuchte auch, traurig auszusehen, aber das war eine schwierige Aufgabe, denn es gab so vieles, über das ich mich vor Lachen ausschüttete, und die Welt war so jung, so glücklich, so vielversprechend!

Als ich mit dreizehn zu den Sommerferien nach Malabar heim kam, verliebte ich mich in einen Studentenführer, der wegen revolutionärer Aktivitäten im Gefängnis gewesen war. Er erwiderte meine Verliebtheit nicht, denn er interessierte sich ausschließlich für Politik. Er hatte die Schriften aller berühmten Staatsphilosophen gelesen und konnte ohne Anstrengung aus ihren Büchern zitieren. Seine Augen rollten nach oben, sodass man nur das Weiße sah, wenn er in Feuer geriet. Meine Großtante sagte, er habe Schlangenaugen, und man könne Menschen mit solchen Augen nicht trauen. Sie muss aus meinem Verhalten geschlossen haben, dass ich in seinen Charme vernarrt war. Ich versuchte, soviel Zeit wie nur irgend möglich in seiner Gesellschaft zu verbringen, aber er berührte auch nicht ein einziges Mal meine Hand oder zeigte auf irgendeine andere Weise besondere Vorliebe für mich.

Meine Großmutter hatte den Dorfschneider Kumaran zwei lange grüne Röcke und zwei blassrosa Blusen für mich nähen lassen.

Ich besaß überhaupt keinen Schmuck. Ich dachte, der strenge Stil, in dem ich mich kleidete, habe meine erste Liebe verdorben und dafür gesorgt, dass sie nicht erwidert wurde. Dann steckte ich mir Blumen ins Haar. Aber er sagte nur, ich solle, ohne noch mehr Zeit zu verlieren, endlich anfangen, Marx und Engels zu lesen.

17. Eines Morgens war der Sannyasi gegangen - nur der Opiumgeruch blieb

Eines Morgens, etwa eine Stunde vor dem Mittagessen, klingelte es an der Tür. Unsere Dienerin führte einen Bettler herein, der vom Alter gebeugt und mit dem roten Staub der Straße bedeckt war. Unser Koch schrie ihn sofort an: „Verschwinde, wir wollen nicht, dass Sannyasis hier hereinkommen. Wenn du Almosen möchtest, dann bleibe am Tor stehen und bitte um Geld. Wer hat je von Bettlern und falschen Sadhus⁶⁶ gehört, die an der Tür klingeln und seelenruhig hereinspazieren!“

Der alte Mann lächelte zahnlos und legte sein Bündel auf den Fußboden. „Ich bin kein Bettler“, sagte er in Malayalam. „Ich bin aus einer angesehenen Familie in Nord-Malabar. In den letzten vierzig Jahren war ich auf Pilgerschaft und ich habe alle heiligen Orte des Landes gesehen: Kasi, Rameshwaram, Haridwar, Puri, Kedarnath, Bedrinanth . . .“

Wir sagten der Dienerin, sie solle ihm gleich ein Glas Buttermilch bringen. Meine Mutter wurde heruntergerufen, um den Pilger zu begrüßen. „Ich heiße Pathiyar“, sagte der alte Gast. Der Koch stand murrend dabei, aber niemand schenkte ihm Aufmerksamkeit.

Wir waren von der langsamen Sprechweise des Sannyasi beeindruckt. Er erzählte meiner Mutter, dass er noch in rüstigen, mittleren Jahren aller irdischen Vergnügen müde geworden sei. Er sei wie Buddha eines Nachts aus dem Haus gegangen, um seinen Frieden zu suchen. „Jetzt bin ich achtundachtzig“, sagte er, „und ich bin müde vom Reisen. Wenn Sie mir erlauben, hier einen Tag

lang auszuruhen, werde ich stark genug sein, die Stadt zu verlassen und nach Puri zu gehen.“

„Natürlich dürfen Sie“, schrie ich, denn ich wusste sehr gut, dass meine Mutter dazu geneigt war, jemanden gastfreundlich aufzunehmen. „Sagen Sie später nicht, ich hätte Sie nicht gewarnt“, murmelte der Koch. „Ich kenne diese Typen. Sie sind Betrüger.“ Der alte Mann lächelte über die Worte. „Mach dir keine Sorgen, mein Sohn“, sagte er, „ich werde niemandem zur Last fallen.“

Nachdem wir die Erlaubnis meines Vaters eingeholt hatten, brachten wir den alten Mann in der Nische hinter der Treppe unter, wo er gleich seine Besitztümer ausbreitete: eine Muschel, zwei schwarze Gebetssteine, eine Glocke, einen Weihrauchbrenner und eine Wasserpfeife, die aus einer Kokosnussschale gefertigt war.

„Ist die Wasserpfeife für die Pudscha⁶⁷?“, fragte der Koch sarkastisch. Die Dienerin ärgerte sich über das Benehmen ihres Mannes. Sie war von den Erzählungen des Alten bezaubert. Für sie war es ein Segen, dass sie in Kalkutta jemanden gefunden hatte, mit dem sie in ihrer Muttersprache reden konnte.

„Lies mir aus der Hand!“ bat sie ihn immer wieder. Man erwartet von Sannyasis, dass sie die Zukunft vorhersagen können. Der alte Mann tätschelte ihre rundlichen Finger und sagte, sie solle größere Vorsicht im Umgang mit jemandem, der ihr sehr nahestehe, walten lassen. „Er ist eine verkleidete Schlange“, sagte der Sannyasi. „Eines Tages wird er dich betrügen. Er ist nur hinter deiner Goldkette und deinen Ohrringen her.“ „Wer ist die Schlange, von der du redest?“, fragte die junge Frau. „Muss ich dir das noch sagen, mein Kind?“, fragte der alte Mann mit dem ihm eigenen vergebenden Lächeln.

Er machte sie mit seinen düsteren Voraussagen ganz irre. Sie zweifelte an der Liebe ihres jungen Ehemannes und stritt nachts in ihrem Zimmer über der Küche erbittert mit ihm. „Wird dieser alte Hund niemals mehr das Haus verlassen?“, fragte der Koch jeden Morgen, wenn er uns das Frühstück brachte.

Eine Woche verging, aber der Sannyasi war immer noch bei uns. Er gewann schnell seine Stärke zurück und war immer guter Laune. Er sang mir, wenn ich nachmittags von der Schule nach Hause gekommen war, humorvoll-grobe Lieder vor, aber ich verstand nur wenig davon und mochte nicht ihren Inhalt, sondern ihren leichten Rhythmus.

Als mein Vater eines Morgens um halb neun zum Frühstück die Treppe herunterkam, drang ihm der Geruch der Wasserpfeife des Bettlers in die Nase. „Ist der Alte immer noch da?“, fragte mein Vater. „Ja, er ist noch da“, sagte meine Mutter unbestimmt. „Dann sag ihm, er soll noch heute, gleich nach dem Mittagessen, gehen. Wir können ihn ja wohl nicht für immer bei uns behalten.“

Nachdem mein Vater gegangen war, rief mich der alte Mann zu sich. „Dein Vater möchte, dass ich gehe. Ich habe die ganze Familie sehr lieb gewonnen.“ Er weinte, ohne sich dessen zu schämen. Ich weinte mit ihm. Die Dienerin erschien auf der Bildfläche und begann zu heulen. Es war eine schreckliche Szene. Dann versprach meine Mutter, bei meinem Vater ein gutes Wort für den alten Mann einzulegen, denn er schein ja noch nicht reisefähig zu sein.

Während der Sannyasi bei uns lebte, wurde mir zum ersten Mal bewusst, dass ich Hindu bin. Er war unserem Fahrer feindlich gesinnt, weil der Moslem war. „Man kann Muslimen nicht trauen“, sagte er zu mir und paffte seine Wasserpfeife. „Warum nicht?“, fragte ich. Damals hatte ich einige Freunde, die Muslime waren. Unser Augenarzt war ein freundlicher Mann. Er hieß Ahmed,

machte Witze und brachte mich oft zum Lachen. Unser Fahrer Morfed war ein liebevoller Mann. „Merk dir meine Worte“, sagte der alte Mann unheilvoll. „Bald wird es einen Krieg geben und die Moslems werden unsere Hindumädchen belästigen und unsere Söhne töten.“ Ich war entsetzt. Die Dienerin fiel fast in Ohnmacht. „Dieser alte Mann ist ein Betrüger“, sagte der Koch. „Er kann kein heiliger Mann sein, wenn er irgendeine Gemeinschaft so schrecklich hassen kann. Außerdem raucht er Opium.“

Eines Morgens, noch bevor wir aufgewacht waren, hatte der Mann die Muschel, den Weihrauchbrenner, die Glocke und die Wasserpfeife genommen und war davongegangen. Nur der Geruch von Opium blieb unter der Treppe zurück. „Er ist heimlich wie ein Dieb in der Nacht verschwunden“, sagte der Koch. „Er hat sich wie ein Gott in Luft aufgelöst“, sagte die Dienerin. Wenn ich nun nach der Schule nach Hause kam, erzählte mir niemand mehr etwas von Religion und ihren Hauptaktivitäten.

Es war zu Anfang des Jahres 1947 und in Kalkutta hatten die Aufstände begonnen.⁶⁸ In der Schule ging die Geschichte herum, dass Hindus den Schuldiener Aulad gesucht hätten, um ihn zu töten. Aber eine der Lehrerinnen habe ihn unter ihrem Bett versteckt. Am Freitag um halb sechs sollte ich zur Augenuntersuchung zu Dr. Ahmed gehen, aber am Donnerstag war sein Körper von Hindus aufgeschlitzt und in eine Mülltonne geworfen worden. Ab und zu hörten wir aus der Ferne die Aufständischen Losungen schreien. Sie gingen in der Abenddämmerung in großen Gruppen durch die Stadt und hielten Stöcke und Waffen bereit.

Die Schulen waren geschlossen und ebenso die Geschäfte. Wir aßen mittags und abends Reis und Linsen, denn nirgendwo gab es Gemüse oder Fleisch zu kaufen. Es war unmöglich, heim nach Malabar zu fahren oder auch nur Kontakt mit meiner

Großmutter aufzunehmen. Die Postzustellung war völlig zusammengebrochen. Einmal sahen wir einen mit lachenden Menschen, meist Sikhs⁶⁹, beladenen Lastwagen. Sie hielten den gelben Körper einer alten Frau auf einen Speer gespießt hoch in die Luft.

An Morfeds Stelle fuhr nun der Fahrer Naresh meinen Vater ins Büro. Er war findig und klug. Er hatte einen Moslem-Fez und einen Hindu-Turban im Handschuhfach. Wenn er zum Park Circus, eine Moslemgegend, fahren musste, setzte er den Fez auf, um die Leute zu täuschen. In den Hindugebieten trug er den Turban. Er brachte uns heimlich Geschenke: einen kleinen Kürbis oder eine Banane aus dem Basar hinter dem Park Circus.

Dann zogen wir nach Süden in die Lake Avenue in ein kleineres Haus. Eine Woche nach unserem Einzug kam abends um acht lautes Geschrei unserem Haus immer näher. Die Demonstranten schrien mit krächzenden Stimmen „Allahu Akbar“. Unser Wirt, ein Arzt in den Sechzigern, nahm sein Gewehr und stellte seinen erwachsenen Sohn am Tor auf, damit der nach den Aufständischen sehe. Mein Vater war mit dem Spazierstock, den er bei sich hatte, um sich zu verteidigen, zwar hilflos, aber er ging mit den anderen zum Tor. Die Frauen verkrochen sich oben im Haus und weinten leise. Ich war zu aufgereggt zum Weinen. Ich saß mit dem zweiten Sohn unseres Wirtes auf der Treppe und sprach mit ihm über chinesische Foltermethoden.

Die erwartete Katastrophe blieb aus, denn die Aufständischen wurden auseinandergetrieben, noch bevor sie bis in unsere Straße vorgedrungen waren, und wir mussten ins Haus gehen und einschlafen. Dabei machten wir uns Gedanken über Blutvergießen und Religion.

18. Spielte jeder verheiratete Erwachsene im Bett den Clown, den Zirkuskünstler?

Die Wohnung in der Lake Avenue in Kalkutta war klein. Sie besaß nur zwei Schlafzimmer, ein kleines Wohnzimmer, hinten einen offenen Korridor und im Zwischenstockwerk Esszimmer, Küche und Speisekammer.

Im ersten Stockwerk wohnten unser Wirt, seine dicke Frau und seine beiden Söhne. Zum Eingang unseres Wohnzimmers führten vier breite Stufen aus Marmorimitation, auf denen wir abends mit unseren inoffiziellen Besuchern saßen. Wir sahen in den Garten. Die Hecken waren gut geschnitten und die Blumen der Jahreszeit gut gepflegt.

Im Garten stand nur ein großer Rohrsessel, den der alte Hausherr fast die ganze Zeit über mit Beschlag belegte. Er sah gut aus und war elegant. Er rauchte jeden Morgen eine Pfeife nach dem Frühstück, das er allein in seinem Zimmer im Erdgeschoss einnahm. Das Zimmer schloss sich an unseren Korridor an.

Er war ein Einzelgänger. Seine Frau bekam fast regelmäßig zweimal monatlich einen hysterischen Anfall. Dann beschimpfte sie ihn in Bengali und fragte unaufhörlich, wo er seine britische Geliebte versteckt halte. Die Söhne gingen dann in peinlichem Schweigen aus dem Haus und kamen erst Stunden später zurück, wenn ihre Mutter sich beruhigt hatte. Der Arzt schenkte all ihrem Weinen und Klagen keine Aufmerksamkeit. Er saß in seinem weißen Rohrsessel und rauchte seine Pfeife. Wenn er an manchen Tagen in seiner Praxis war, redete seine Frau den Fahrer an und bedrängte ihn, ihr von der Geliebten ihres Mannes zu erzählen.

„Sie bringen ihn doch jede Woche ein paarmal zu ihr, da müssen Sie doch ihre Adresse wissen!“

Wir hatten nicht viele Besucher. Nur zwei Paare besuchten uns regelmäßig: Herr und Frau Panicker, die einige Jahre lang mit meinen Eltern befreundet waren, und ein jüngeres Paar: Herr und Frau Kunhappa. Frau Kunhappa war von erlesener Schönheit und sehr modebewusst. Als sie eines Tages in einem anthrazitfarbenen Sari mit gleichmäßig verteilten Punkten an unserer Tür erschien, erschreckte mich ihre Schönheit zutiefst.

Sie erzählte mir vom Gurkensaft, den sie, mit Sahne vermischt, jeden Nachmittag auf ihr Gesicht auftrug, um ihren porzellan-zarten Teint zu bewahren. Sie war freimütig mit mir und gab mir freimütige Antworten auf meine freimütigen Fragen, aber ich glaubte damals schon nicht mehr alles, was ich zu hören bekam. Ich konnte mir keinen Augenblick lang vorstellen, dass alle die würdigen Paare, die zu uns kamen, um über Politik und Literatur zu sprechen, im Dunkeln Sexualakrobatik aufführten, um den großen Orgasmus zu erleben, wie es meine liebe Freundin nannte. Ich lachte ungläubig. Spielte jeder verheiratete Erwachsene im Bett den Clown, den Zirkuskünstler? „Ich hasse die Ehe“, sagte ich zu ihr. „Ich finde es abscheulich, mich irgendjemandem nackt zu zeigen.“

Zu dieser Zeit war ich vierzehn und mein Vater gab mir einen Zeichenlehrer. Er war neunundzwanzig, hatte blasse Haut und war groß. Er trug die lockere, weich fallende Kleidung der reichen Bengalen. Gleich am ersten Tag lehrte er mich Kala Lakshmi⁷⁰ zu zeichnen. Er sprach den Namen der Göttin Kola Lokhi aus. Er kam jeden Mittwochnachmittag zum Unterricht. Statt den Koch damit zu beauftragen, ihm den Tee zu bringen, brachte ich selbst das mit Tee, Idlis, Vadas⁷¹ und gekochten Bananen beladene Tablett zu ihm hinunter. Er sprach voller Hochachtung mit mir und er schien

mich als erwachsen anzusehen. Während er meine Zeichnungen verbesserte, betrachtete ich begeistert seine rosa Ohrläppchen und seinen heiteren Mund.

Ich kaufte mir einen weißen Sari mit rotem Rand, wie ihn die bengalischen Bäuerinnen trugen. Ich faltete ihn sorgfältig, um meinen knabenhaften Körper darin zu verbergen. Ich hatte es so eilig, erwachsen zu werden, dass man es bemerken konnte: an der Art, wie ich mein Haar bürstete, indem ich es peitschte, wie man eine Schlange peitscht, um sie zu töten, und an der Art, wie ich mich lange verlorene Augenblicke im Spiegel anstarrte. Meine Eltern bemerkten schließlich meine Veränderung: Ich zog mich für den Unterricht schön an, trug einen Sari für den Lehrer und ich fiel fast mit dem schweren Teetablett die Treppe hinunter. Die Folge davon war, dass der Unterricht abgebrochen wurde. Mein Vater sagte meinem Lehrer, dass ich alle verfügbare Zeit dafür brauche, in den Schulexamen gut abzuschneiden. Er nickte zustimmend und ging.

Nachdem er sich verabschiedet hatte und gegangen war, wurde mir klar, dass ich ihn liebte. Wenn ich nachts in meinem schmalen Bett lag, konnte ich nur an sein Gesicht und seine Ohrläppchen denken. Wie dumm von mir, dass ich der Versuchung widerstanden hatte, ihn auf den Mund zu küssen! Ich wäre gerne zu Frau Kunhappa gegangen, um sie um Rat zu bitten. Aber ich fürchtete, sie würde über meine Verliebtheit nur lachen. Ich sprach also mit einer viel jüngeren Freundin, einer Schulkameradin, und ohne Zögern setzte sie mich in einen Bus, der dorthin fuhr, wo er arbeitete. „Du musst ihm sagen, was du für ihn fühlst“, sagte meine Freundin, als sie mir in den Bus half.

Ich war nervös und mein blauer Schul Kittel klebte schweißgetränkt an meinem Rücken. Als ich im Bus saß, entdeckte ich, dass ich nicht genug Geld für die Rückfahrt bei mir hatte. Ich

drängte die Tränen zurück, wartete auf meine Haltestelle und sprang ab. Ich musste einen Hof überqueren, um zu seinem Zimmer zu gelangen. Der Hof bestand aus einem großen Quadrat mit der pockennarbigen Statue eines Gottes in der Mitte. Als ich die Statue erreicht hatte, begann der Regen.

In Bengalen fällt der Regen plötzlich, ohne Warnung, wie die Tränen einer hysterischen Frau, die selbst nicht weiß, warum sie plötzlich in Tränen ausbrechen muss. Innerhalb einer Minute war ich völlig durchnässt. Ich versuchte erfolglos, meinen Kopf unter das Gesicht des Gottes zu beugen, um mich vor den peitschenden Regengüssen zu schützen. Ich kannte den Namen des Gottes nicht. Sein Gesicht war von den Regen der Jahrhunderte zerfurcht, aber sein Mund war aufregend schön: ein angedeutetes Lächeln ließ seine Umrisse weicher erscheinen. Einen oder zwei Augenblicke lang stand ich da und umarmte ihn. Dann erinnerte ich mich an den anderen Mund, die rosa Ohrläppchen und die vielen Stunden der Sehnsucht. Ich riss laut und rücksichtslos die Tür auf und stürzte in sein Zimmer.

Er saß am Tisch und hatte vergilbte Akten vor sich. Er sah auf. „Thumi?“, fragte er auf Bengalisch, „du?“ Der Regen fegte den Schmutz des Hofes ins Zimmer. Er stand auf und schloss die Tür.

Ich hängte mich an ihn und schluchzte fassungslos. „Du bist nass, du musst dich umziehen“, murmelte er. Er zog mir den Kittel über den Kopf und wrang das Wasser durchs Fenster aus. Seine Finger waren warm auf meiner Haut. Dann trocknete er mir mit einem Handtuch die Haare und zog mir den Kittel wieder an. Ohne ein weiteres Wort brachte er mich im Taxi nach Hause und gab mir am Tor die Hand.

„Kommen Sie nicht mit rein?“, fragte ich. „Nein, heute nicht“, sagte er. Damals sah ich ihn zum letzten Mal. Aber immer

wieder erinnerte ich mich an die Zartheit, mit der er mir das Kleid ausgezogen und den Körper abgetrocknet hatte.

Warum hatte er mich nicht geküsst? Warum hatte er nicht mit mir geschlafen? Meine Freundin in der Schule fragte ich, warum mir meine erste erwachsene Begegnung mit ihm nur Enttäuschung gebracht habe. „Du hast ihm niemals gesagt, dass du ihn liebst“, sagte sie. „Ein Mann küsst ein Mädchen nur, wenn er weiß, dass es ihn liebt. Du hattest eine so wunderbare Gelegenheit zu einer Liebesbeziehung, aber du musstest unbedingt heulen und dich lächerlich machen.“

19. Ihre Stimme war seltsam - es fiel mir leicht, mich in sie zu verlieben

Eine meiner Lehrerinnen lud mich einmal zum Mittagessen in ihre kleine Wohnung in der Harish Mukherji Road ein. Ich mochte sie und konnte die Einladung nicht ablehnen, obwohl es meinem Vater nicht allzu gut gefiel, mich alleine ins Haus einer Fremden gehen zu lassen.

Als ich dort ankam, nahm meine Lehrerin meine Hand in ihre großen Hände und sagte, ihr Mann habe sich am Morgen krank gemeldet und es sei keine Zeit gewesen, mich noch von der Programmänderung zu unterrichten. „Aber mein Sohn wird mit dir Mittagessen gehen“, sagte sie.

Ihr Sohn war achtzehn. Bei anderen Besuchen bei ihnen hatte er mir etwas auf dem Klavier vorgespielt. Er war mittelgroß, hatte ein altes Gesicht mit tiefen Falten auf der Stirn und einen breiten Mund.

Er ging mit mir ins Paletti-Restaurant und wir setzten uns an einen schmiedeeisernen Tisch auf dem Balkon. Die Ober, die mich einige Male mit meinem Vater und seinen Freunden in dem Lokal gesehen hatten, schwebten um uns herum und bemühten sich, uns gut zu bedienen. Die Zeit zum Mittagessen war gerade erst gekommen und das Lokal fast leer. Unter uns klimperte ein Mann in dunkler Kleidung auf einer Gitarre. Ab und zu sah er zu uns auf. Mein Begleiter bedeckte meine Hand mit seiner. „Erkennst du die Melodie?“ fragte er. Plötzlich kam ich mir arm vor. Die kulturelle Armut meines Zuhauses war erschreckend. Obwohl meine Mutter eine bekannte Dichterin war, kamen nur wenige Besucher zu uns,

die ernsthaft über Kunst oder Literatur sprechen konnten. Und meine Eltern machten sich nichts aus Musik.

Ich war eine ungeschickte Wilde. „Es ist Bach“, sagte er. Da verbarg ich mein Gesicht in den Händen und brach in Tränen aus. „Was ist denn?“, fragte er. Der Gitarrist hörte zu spielen auf. „Habe ich irgendetwas gesagt, das dich traurig macht?“, fragte mein Begleiter. Ich schüttelte den Kopf. „Iss deine Suppe“, sagte er. „Sie wird sonst kalt.“

Beim Essen sagte ich ihm, dass es in meinem Leben weder Musik noch Anmut gebe. „Ich könnte ohne Musik nicht leben“, sagte er. Er lieh mir sein kariertes Taschentuch, damit ich mir damit das Gesicht abwischte. „Du bist ganz rot vom Weinen. Ich weiß nicht, was meine Mutter denkt, wenn sie dich so sieht“, sagte er.

Als ich nach Hause kam, sagte ich meiner Mutter nicht, was geschehen war. Sie stellte niemals Fragen. Auch mein Vater war ohne jede Neugier. Sie hielten uns Kinder für etwas Selbstverständliches und sahen uns als bloße Marionetten an, die ihre Glieder so bewegten, wie es ihrem Ziehen an den Schnüren entsprach. Sie hielten sich keinen Augenblick lang mit der Vorstellung auf, dass wir Individuen sein könnten, die sich selbständig entwickelten, den kräftigen Banyan-Trieben vergleichbar, die aus den Spalten alter Festungen wachsen.

Nachdem meine österreichische Lehrerin mit ihrer Familie nach Hause zurückgegangen war, kam eine bengalische Dame, um uns in Englisch zu unterrichten. Sie hatte ein längliches Gesicht und ihre nervösen Hände glitten ständig die Schultern hinauf, um die Falten ihres Saris zu glätten. Dabei lehrte sie uns Dickens. Ihre Stimme war seltsam, in der Mitte gebrochen, und ich fand sie schön. Es fiel mir leicht, mich in sie zu verlieben, denn ich hatte damals das Bedürfnis, mich zu verschwenden, aber es gab keine

Empfänger. Ich schrieb ein Gedicht auf meine Lehrerin, in dem ich sie mit einer Rose verglich. Auch ich war eine Blume und die seltsame Anhänglichkeit einer Blume an eine andere war tragisch. Als ich eines Nachmittags zum Tee in ihr Zimmer gekommen war, sagte sie mir, dass ihr mein Gedicht gefallen habe. Ich merkte, wie ich rot wurde. „Ich gehe für einen Monat heim nach Malabar“, erzählte ich ihr. „Darf ich Ihnen einen Brief schreiben?“

Dann bekam meine Mutter Typhus. Einen Monat lang behandelte sie ihr homöopathischer Arzt. Als sie das Bewusstsein verlor, wurde schließlich Dr. Denham White gerufen, damit er ihr das Leben rette. Sie lag einen Monat lang im Koma. Nach der Schule ging ich in ihr Zimmer und sah sie dort abgemagert und still wie einen Leichnam liegen. Mein Vater konnte die seelische Belastung nicht ertragen und wurde auch krank. Wir mussten ihm im Wohnzimmer das Bett richten, denn das dritte Schlafzimmer war dem Kleinkind, meiner kleinen Schwester, vorbehalten. Damals gab es noch kein Chloromyzetin, um die Typhusschmerzen zu lindern. Wir konnten nur noch beten.

Janaki Amma, eine Freundin meiner Eltern, zog eines Tages mit einem Koffer bei uns ein und sagte, sie werde sich, bis unsere Eltern wieder gesund seien, um uns kümmern. Sie war Professorin am Brabourne College und sie war die lebhafteste Frau, die ich je kennengelernt habe. Sie besaß ein klingendes Lachen, das die Menschen anzog. Sie wirkte magnetisch auf andere. Mehr als an den Anblick meiner Mutter im Koma und an das Weinen meines Vaters - er weinte in seiner Hilflosigkeit wie ein Kind - erinnere ich mich heute an den Geruch der Cuticura-Salbe⁷², die Fräulein Janaki in ihr Haar rieb, bevor sie ins Bett ging. Dabei schritt sie in unserem Zimmer auf und ab wie eine vibrierende Tigerin. Manchmal legte ich meinen Kopf an ihre Brust, wenn sie ein Buch las. Dann zog sie mich mit meiner Englischlehrerin auf: „Ich

möchte diese großartige Dame einmal sehen“, sagte Janaki Amma. „Ich möchte diese Frau, die dich so verhext hat, gerne sehen.“ „Wenn Sie versprechen, nicht zu lachen, werde ich sie Ihnen eines Tages vorstellen“, sagte ich. „Ich könnte es nicht ertragen, wenn Sie über sie lachten.“

Nachdem meine Mutter genesen war und dann auch mein Vater, brach unsere Familie auseinander. Meine Mutter ging heim nach Malabar, um sich zu erholen, und nahm das kleine Mädchen und meine Brüder mit. Der ältere Bruder ging später nach Madras, um dort Medizin zu studieren. Ich wurde alleine mit meinem Vater in Kalkutta zurückgelassen. Außer uns beiden gab es noch zwei Diener und den jüngeren Bruder meines Vaters. Es war eine Zeit äußerster Einsamkeit für mich. Ich konnte niemanden um Rat fragen. Niemand war für mich da. Ich konnte tun, was ich wollte. Alles, was von mir erwartet wurde, war, um sechs Uhr zu Hause zu sein, wenn mein Vater aus dem Büro kam. Er trank eine Tasse Tee und ging wieder. Entweder machte er einen Spaziergang am See entlang oder er besuchte einen seiner Freunde. Der Koch war in seinem schmutzigen Raum mit seinen Freunden beschäftigt oder er schlief mit der Dienerin. Ich kam mir in allen Räumen außer in meinem eigenen wie ein Eindringling vor. Dort schlief ich in dem schmalen Bett zwischen Bibliotheksbüchern einen unangenehmen Schlaf und wachte vom Klappern des Löffels auf dem Teetablett auf, das der Koch ins Zimmer meines Vaters brachte.

Ich verlor das Interesse am Unterricht. Jeden Morgen sagte ich mir, ich müsse mich aus der Trostlosigkeit herausreißen und fliehen, fliehen in ein anderes Leben und in ein anderes Land. Ich traute mir nicht zu, außerhalb des Hauses alleine etwas zu unternehmen. Ich stand an unserem Tor und sah hinaus, aber die Lake Avenue in Kalkutta ist eine verlassene Straße, durch die nur sehr wenige Menschen gehen. Ein oder zweimal sah ich einen

Chinesen auf dem Fahrrad mit einem großen Bündel und ich rief ihn herein, um zu sehen, was er zu verkaufen habe. Ich hatte aber überhaupt kein Geld, um die Nachthemden zu kaufen, die er auf dem Fußboden ausbreitete.

Eines Tages kam ein Georgette-Sari-Verkäufer herein und sprach eine Stunde lang über die Provinz Sindh. Er sagte, er heiße Lokumal. Der Süßigkeitenverkäufer stand an unserem Zaun und lächelte mir in die Augen. „Möchten Sie keine Süßigkeiten?“, fragte er mich in Bengali. Ich lächelte und ging weg. Die kleine Nachbarstochter kaufte einige der Süßigkeiten, setzte sich auf die Mauer, die unser Grundstück von ihrem trennte und aß sie.

„Ich werde ein Filmstar, wenn ich mal groß bin“, sagte sie. Morgens kam ihre Mutter in unser Haus, um, wenn wir alle weg waren, ihren Liebhaber anzurufen. Der Koch tat so, als verstünde er kein Englisch, und stand lauschend dabei. Er sagte mir, sie sei eine unmoralische Frau. „Sprich nicht mit ihr, wenn du sie triffst“, sagte er. „Ich soll auf dich aufpassen und dich vor Gefahr beschützen und ich werde mich ganz sicherlich nicht vor der Erfüllung meiner Pflicht drücken.“

20. Sie lag neben mir und hielt mich fest

Eine Freundin der Familie hatte mich davor gewarnt, mich mit einer Achtzehnjährigen einzulassen, die im College-Wohnheim lebte, aber als ich mit meiner Mutter dorthin ging, um ihre Freundinnen zu besuchen, sah ich sie und fühlte mich sofort zu ihr hingezogen.

Sie stand in der offenen Tür und lächelte uns an. Dabei zeigte sie eine bezaubernde Lücke zwischen den oberen Schneidezähnen und ein Grübchen auf der rechten Wange. Sie war groß, kräftig und von gestraffter männlicher Grazie. „Hallo“, sagte sie. Am liebsten hätte ich meine Mutter dort sitzen lassen und wäre mit der jungen Frau in ihr Zimmer gegangen, um mich mit ihr anzufreunden. Aber ich rührte mich nicht von der Stelle.

Ich wollte den Professor-Freundinnen meiner Mutter nicht missfallen, die mich vor dem Mädchen gewarnt hatten, das anders sei als andere. Ihre Augen hielten meine in einer Art Trance gefangen, deren Ursache ich nicht ausloten konnte. Ich war erregt. Ihre Haut war von der Sonne gebräunt. Sie war wie ein Tier, das sich der großartigen Gewalt der Jahreszeiten, der Sonne, dem Regen und den rauen Winden, die den Sand der Wüste wegfegen, ausgesetzt hatte.

Im Sommer, ein Jahr nachdem meine Mutter nach Malabar gezogen war, beschloss mein Vater, mich zu den Ferien zusammen mit einer Gruppe von Professoren und Studenten in einem Eisenbahnwagen, der zehn Liegebetten hatte, nach Hause zu schicken. Das längste Bett wurde mir zugewiesen, wahrscheinlich weil ich die Jüngste und Kleinste war.

Wie das Schicksal so spielt, fuhr das Mädchen, das ich bewunderte, mit, und als das Licht gelöscht worden war und Streifen Mondlicht die zur Ruhe gekommenen Glieder der Schlafenden beleuchtete, legte sie sich zu mir und fragte mich, ob sie mit mir im selben Bett schlafen könne. „Ich hasse obere Betten“, sagte sie. Zuerst sah sie sich um, ob noch irgendjemand wach sei. Dann lag sie neben mir und hielt mich fest. Ihre Finger zeichneten die Umrisse meines Mundes nach mit einer Zärtlichkeit, von der ich nicht einmal hatte träumen können. Dann küsste sie meinen Mund und flüsterte: „Du bist so süß, so wunderbar süß, ich habe noch nie eine getroffen, die so süß war wie du, mein Liebling, mein kleiner Liebling.“

Es war der erste Kuss in meinem Leben. Vielleicht hatte mich meine Mutter geküsst, als ich ein Kind war, aber danach hatte sich niemand mehr die Mühe gemacht, mich zu küssen, nicht einmal meine Großmutter. Mir wurde schwach. Ich konnte kaum noch atmen. Sie streichelte immer weiter mein Haar und küsste die ganze Nacht lang mein Gesicht und meinen Hals, während ein krampfartiger, fiebriger Schlaf über mich kam. „Du bist fiebrig“, sagte sie, bevor der Morgen anbrach. „Dein Mund ist ganz heiß.“

Am Morgen empfing uns ein Familienfreund auf dem Bahnhof und nahm uns mit in sein Haus, das sich an das große Gebäude des Rajas von Kollengode anschloß. Dessen Sohn, ein Major der Armee, war, während er sich mit besonderen Aufträgen in Kalkutta aufhielt, ein Freund unserer Familie geworden. Major Menon staunte, wie erwachsen ich geworden war, und neckte mich damit, wie ich meinen Sari trug. Ich war damals noch nicht gewohnt, Saris zu tragen, aber da ich in den Süden reiste, musste ich meine Beine ganz und gar bedecken, denn die Frauen in Nalapat waren konservativ, sittenstreng und rechtgläubig.

Major Menon lud mich und meine Clique zum Mittagessen zu sich ein. Auch die Familie meines Gastgebers war eingeladen. Als alle zum Essen aufgebrochen waren, nahm mich meine Freundin mit ins Badezimmer und drängte mich dazu, mit ihr zu baden. Dann bestäubte sie meinen Körper mit dem Cuticura-Talkum meiner Gastgeberin und zog mich an. Uns war beiden schwindelig vor Freude wie jung Verheirateten.

Als wir in Menons Haus ankamen, war das Mittagessen, ein traditionelles Malayali-Festessen, in all seiner Herrlichkeit aufgetragen. Es gab die üblichen Gerichte: Kalan, Sambar, Olan, Aviyal, Elissery und Chutney von Mango und Zitronellen. Major Menon bezauberte die Erwachsenen mit seinem Scharfsinn und seiner Aufmerksamkeit für andere. Er schien mir dafür dankbar zu sein, dass ich so viele unverheiratete zauberhafte Damen in sein Haus mitgebracht hatte. Meine Freundin und ich aßen wenig und nach dem Essen, während die Erwachsenen im dunklen Wohnzimmer plauderten, gingen wir beide im Garten unter den schattigen Bäumen spazieren.

Am Abend stiegen wir wieder in den Zug, um nach Süden zu fahren. Meine Freundin brachte mich dazu, das Biryani⁷³ von ihrem Teller zu essen. Als die Professoren sich für die Nacht eingerichtet hatten, kam sie zu mir, um mir einen Gute-Nacht-Kuss zu geben. Diesmal war das Bett schmal und deshalb konnte sie nicht bei mir liegen. Aber sie neigte sich über mich und küsste mich leidenschaftlich. Mir stieg der Geruch des Lokomotivqualms und der seltsame Schwefelgeruch ihres Schweißes in die Nase. Als ich den Bahnhof verließ, wo mich eine Verwandte erwartete, die mich nach Hause bringen sollte, winkte meine Freundin mir noch, aber ich winkte nicht zurück. Ich wollte sie aus meinem Leben verbannen, um die Ordnung wiederherzustellen, in der sich mein Gemüt befunden hatte, bevor sie mir begegnet war. Aber als ich in

Nalapat im Zimmer meines verstorbenen Großvaters lag und die Wipfel der alten Mangobäume anstarrte, war mir, als verfolge mich das ältere Mädchen mit ihrer Stimme und mit ihrem Lächeln.

Eine Woche später betrat ein Verwandter die Szene, der regelmäßig Beiträge für die seit Jahren von mir und meinem Bruder herausgegebene Zeitschrift geschrieben hatte. Er arbeitete in der Reservebank von Indien in Bombay. Einmal hatte er mir ein Gedicht geschickt, das den Titel trug: „Träume eines Bankbeamten“. Es war sehr rührend. Dann die leicht satirische Geschichte eines jungen Mannes in Bombay, der Prabhakar hieß, nicht wusste, welche Richtung im Leben er einschlagen sollte, und der sich deshalb von der bloßen Wollust leiten ließ.

Er schrieb gut. Als er auf Urlaub kam und uns in Nalapat besuchte, sah er mich erstaunt an. Ich trug einen gestreiften Sari. „Du bist eine schöne junge Frau geworden“, sagte er. „Ich hatte erwartet, ein Kind vorzufinden.“ Als ich klein war und bei meiner Großmutter lebte, hatte er mich oft an den Schultern hochgehoben und wie einen Deckenventilator herumgewirbelt. Er wollte, dass ich mich neben ihn setzte, und zitierte aus Huxley und Bertrand Russell. Er war dünn, ging gebeugt und hatte schlechte Zähne. Aber er sah intellektuell aus.

Damals war Oscar Wilde mein Lieblingsautor und mein Lieblingsgedicht war „Die Ballade vom Zuchthaus zu Reading“.⁷⁴ Er sprach ohne Hemmungen über Homosexualität. „Viele machen diese Phase durch“, sagte er. Ich fürchtete, dass meine Großmutter käme und diese anstößige Rede hören könnte. Als der Himmel dunkel wurde, sah er auf und erhob sich, um zu gehen. „Willst du mit mir bis zur Hecke kommen?“, fragte er. An der Hecke neben dem Damsonbaum umarmte er mich und ich rannte, von seinem Betragen verstört, zum Haus zurück.

Am selben Abend noch kam meine Großmutter in mein Zimmer und sagte mir, ich solle ihn heiraten. „DAS ist ein sehr guter junger Mann ohne alle Laster. Deine Eltern und seine Mutter meinen, ihr solltet bald heiraten.“ „Wozu die Eile?“ fragte ich, aber ich wusste nur zu gut, dass weder sie noch irgendjemand anderes aus der älteren Generation einem fünfzehnjährigen Kind jemals die Wahrheit sagen würde.

Mir war klar, dass meine Familie aus irgendeinem mir unverständlichen Grund auseinandergebrochen war: Meine Mutter lebte in Malabar, während mein Vater in Kalkutta wohnte. Unsere Familie war nicht vollständig wie andere. Immer wenn wir alle zusammenkamen und ich gerade anfing, mich sicher zu fühlen, zerstörte ein grausames, unverständliches Geschick roh das Gebäude wie ein Kartenhaus. Offensichtlich wünschte sich mein Vater, er könnte seine Arbeit aufgeben und sich mit meiner Mutter in Malabar niederlassen. Ich war eine Last und Verantwortung, die weder meine Eltern noch meine Großmutter länger tragen konnten. Deshalb wurde mit dem Segen aller unsere Hochzeit festgesetzt. „Noch nicht“, sagte ich. „Lasst mich nach Kalkutta zurückgehen, damit ich das Schuljahr abschließen kann.“

Bevor ich nach Kalkutta abreiste, drängte mich mein Verwandter in die dunkle Ecke hinter einer Tür und küsste mich nachlässig neben den Mund. Er quetschte meine Brüste mit seinen dicken Fingern. „Liebst du mich nicht?“, fragte er. „Magst du es nicht, wenn ich dich berühre?“ Ich war verletzt und fühlte mich gedemütigt. Ich sagte nur „Machs gut.“

21. Seine Hände quetschten meinen Körper und ließen blaue und rote Flecke auf der Haut zurück

Als ich nach meiner Verlobung wieder in Kalkutta war, wurde ich launisch und mein Gemüt umwölkte sich mit Zweifeln. War es leichtsinnig von mir gewesen, den Antrag anzunehmen? Er sah nicht gesund aus. Mit Leichtigkeit Aldous Huxley zu zitieren war keine Glanzleistung. Würde er meinen Kindern ein guter Vater sein? Würde er auf mich Rücksicht nehmen?

Meine Freunde in Kalkutta hörten erschrocken von meiner Verlobung. „Du bist ja noch ein Kind!“, sagten sie. „Du solltest deine Ausbildung abschließen, ehe du ans Heiraten denkst.“ „Es steht alles fest“, sagte ich. „Wir brauchen keine Zeit mit einer Diskussion darüber zu verschwenden.“

Mein Vater lud meinen Verlobten für eine Woche nach Kalkutta ein. Als er aus Bombay kam und im wollenen Anzug und unrasiert aus dem Flugzeug stieg, lehnte ich mich in Dum Dum, dem Flughafen von Kalkutta, ans Geländer und betrachtete ihn mit Abscheu. Auf dem Nachhauseweg im Auto drückte er verlobt meine Finger und fragte mich, ob ich meine Meinung über ihn geändert hätte. Der Fahrer betrachtete uns amüsiert im Rückspiegel.

Mein Vater hatte für alle Nachmittagsveranstaltungen Karten gekauft und Tische in den besten Hotels bestellt. Er ließ uns allein. Wahrscheinlich dachte er, dass ich es genießen würde, mit dem jungen Mann allein zu sein. Wenn wir uns ohne Zeugen in einem Raum befanden, bat er mich gleich, meine Brüste zu entblößen und wenn ich das nicht tat, wurde er brutal und roh. Seine Hände

quetschten meinen Körper und ließen blaue und rote Flecke auf meiner Haut zurück. Er erzählte mir von den sexuellen Erfahrungen, die er mit einigen Dienerinnen bei sich zu Hause in Malabar gemacht hatte. Die armen Frauen aus Bauernfamilien waren an unbeholfene schnelle Paarungen wie bei Vögeln gewöhnt. Ihre Männer hatten wenig Zeit für Feinheiten irgendwelcher Art, denn es warteten viele unerledigte Arbeiten auf sie. Sie mussten die Felder pflügen, hacken, Feuerholz spalten und das Vieh füttern.

Mein Vetter fragte mich, warum ich kalt und apathisch sei. Ich wusste gar nicht, was sexuelles Begehren war, ich hatte es noch kein einziges Mal erfahren. „Fühlst du denn nicht die geringste Leidenschaft für mich?“, fragte er. „Ich weiß nicht“, antwortete ich schlicht und ehrlich. Es war eine enttäuschende Woche für ihn wie für mich. Ich hatte von ihm erwartet, dass er mich in seine Arme nehmen, mein Gesicht, mein Haar und meine Hände streicheln und dabei liebevolle Worte flüstern würde. Ich hatte von ihm erwartet, dass er mir alles das sein würde, was mein Vater und meine Mutter mir zu sein versäumt hatten. Ich wünschte mir Gespräche, Freundschaft und Wärme. Sexualität lag mir fern. Ich hatte gehofft, dass er mit einer Bewegung seiner Arme, die mir wohltun würde, alle Einsamkeit aus meinem Leben vertreiben würde.

Ich wusste nicht, bei wem ich Trost suchen sollte. Einem plötzlichen Einfall folgend, rief ich meine Freundin im Wohnheim an. „Ich dachte schon, du hättest mich vergessen“, sagte sie. Ich lud sie zu mir nach Hause ein. Sie verbrachte einen Sonntag mit mir und wir reinigten die Bücherregale zusammen und staubten die Bücher ab. Sie küsste mich nur einmal. Unsere Augen tränten und unsere Lippen waren vom Staub geschwollen. „Kannst du mich nicht hier wegbringen?“ fragte ich sie. „In den nächsten vier Jahren

jedenfalls nicht. Ich muss mein Studium abschließen“, sagte sie. Dann drückte sie mich an sich und rieb ihre Wange an meiner.

Ich verbannte sie aus meinen Gedanken und legte gleichzeitig mein Selbstmitleid ab. Es würde nichts nützen, von einem anderen Leben zu träumen. Mein Leben war geplant und sein Verlauf von meinen Eltern und Verwandten vorgezeichnet. Ich sollte das Opfer der sinnlichen Begierden eines jungen Mannes werden und vielleicht würden aus unserer Vereinigung ein paar Kinder geboren. Ich würde eine Mittelschicht-Hausfrau und würde mit einem Einkaufsnetz in der Hand und abgetragenen Sandalen an den Füßen durch die Gemüsegeschäfte gehen. Ich würde meine dünnen Kinder schlagen und würde sie dazu bringen, um Gnade zu winseln. Ich würde die billige Unterwäsche meines Mannes waschen und sie – wie eine Flagge - mit Ehefrauenstolz zum Trocknen auf den Balkon hängen.

Während dieses trübseligen Monats kam eine Familienfreundin mit ihrer kleinen Tochter und ihrem achtzehnjährigen Sohn nach Kalkutta und sie wohnten einen Monat lang bei uns. Die Frau hatte einige Freunde in der Stadt und sie war vollauf damit beschäftigt, sie alle zu besuchen. Der Sohn war die ganze Zeit über mit mir zusammen. Er fotografierte mich mit dem Apparat, den ihm sein Onkel, ein Gesandter, aus China mitgebracht hatte, und sang Lieder aus Hindifilmen. Er nahm mich mit zum Victoria Memorial und fotografierte mich vor Bäumen und fließendem Wasser.

Ich fühlte mich sehr wohl, wenn er bei mir war und wenn er schüchtern und mit rosig anlaufenden Wangen meine Gliedmaßen für die Fotografien anordnete. Er war stämmig und hatte eine helle Haut. Er hatte sich an revolutionären Aktionen beteiligt und war Studentenfürher. „Was willst du später einmal tun?“ fragte ich ihn. „Ich will Examen machen und dann dieses verdammte Land

verlassen“, sagte er. Er fühlte sich zu Hause unglücklich. Er fand in mir eine verwandte Seele. „Du wirst heiraten“, sagte er eines Tages. „Ich möchte nur wissen, warum du es damit so eilig hast.“ „Auch ich möchte weglaufen“, sagte ich. Er nickte. Wir saßen stundenlang im Gras und kauten auf den Halmen. Wir schwiegen gemeinsam und unser Schweigen war sanft wie die Wintersonne. Mein Koch meinte, wir seien ein ausgezeichnetes Paar. „Heirate diesen jungen Mann“, sagte er. „Er ist jung und gesund.“ „Aber er hat keinen Beruf. Wie sollte er mich ernähren?“ fragte ich. „Alle Mädchen sind gleich“, sagte der Koch. „Sie denken nur ans Geld.“

Als der junge Mann wieder in seiner Heimatstadt angekommen war, schrieb er, dass er an meiner Hochzeitsfeier teilnehmen wolle. Ich antwortete nicht auf seinen Brief.

Ich heiratete im Monat Februar. Die Mangobäume trugen braune Blüten und die Bienen flogen umher und summten im Sonnenschein. Alle Blütenbäume blühten, auch der alte Nirmatalabaum, der sogar die inneren Räume des Nalapathahauses mit seinem Frühlingsduft erfüllte.

Tagelang vor der Hochzeit rissen Diener und Landarbeiter das Gras aus dem Pflaster. Sie ebneten die Höfe, füllten die Spalten und besserten die Zäune aus. Sie bauten ein Festzelt, das mit Palmblättern gedeckt war, und schmückten es mit Girlanden aus weißen Papierblumen. Sie bedeckten die Schilfmatten mit ungebleichtem Leinen und umwickelten die Säulen mit buntem Papier. Unten im Garten legten sie einen kleinen Teich an und füllten ihn mit Lotosblüten, die am Hochzeitstag schon verwelkt waren. Alle Gäste lobten die Pracht des Gartens, in dem kleine Mangobäume mit reifen Früchten zuerst ausgegraben und dann in einer Reihe eingepflanzt worden waren. Mein Vater strahlte vor Vergnügen. Alle sagten, es sei die teuerste Hochzeit des Jahres. Im offenen Hof hinterm Haus hatten die Köche aus Calicut ihre

eigenen Zelte aufgebaut und waren damit beschäftigt, Süßigkeiten und die traditionellen Nair-Hochzeits-Gerichte zuzubereiten. In einem Raum waren nur Ladoos, die süßen Kugeln aus verschiedenen Zutaten, in einem anderen nur Obst.

All dieser Überfluss bewirkte, dass ich mich billig und unbehaglich fühlte. Eine Hochzeit hatte nur den Zweck, den Wohlstand solcher Familien wie unserer zu demonstrieren. Es genügte, den Freunden zu verkünden, dass der Vater fünfzigtausend Rupien für die Ausrichtung der Hochzeit ausgegeben hatte. Die Braut war unwichtig und ihr Glück Nebensache. An meiner ganzen Hochzeit gab es nichts, das auch nur im Entferntesten dem Geist Gandhis entsprochen hätte. Am Hochzeitsabend sollte eine Kathakali-Aufführung⁷⁵ stattfinden, für die die besten Darsteller aus Kalamandalam verpflichtet worden waren. Als ich eine ironische Bemerkung darüber machte, wie ausgefallen das sei, schalt mich meine Großmutter. „Du solltest deinem Vater für die aufwendige Hochzeit dankbar sein“, sagte sie. „Geh in dein Zimmer und ruh dich aus. Ich möchte nicht, dass unsere Verwandten die Braut burschikos finden.“

Ich war zu erregt vom Lärm und geschäftigen Treiben, um mich zurückhaltend und schüchtern in meinem Zimmer zu verstecken. Ich versteckte mich in den Unterkünften der Diener. Mir war klar, dass ich zur Großartigkeit des Festzeltes und des Gartens überhaupt nicht passte. Dieser Hintergrund verdiente eine elegantere Braut, eine die strahlend und schön war. Ein Dynamo versorgte die vielen bunten Glühlampen, die von den Bäumen hingen, mit Strom, und am Hochzeitsabend rannte ich mit anderen Kindern durch den Garten und spielte lärmend Verstecken, während die älteren Verwandten auf den neuen Matten, die den kühlen Fußboden der Halle bedeckten, ihre Müdigkeit ausschließen.

Als ich schließlich schlafen ging, schlug die Uhr in der Halle viermal und meine Mutter stand zum Morgengebet auf. Zwei Stunden später weckte mich meine Großmutter und schickte mich ins Bad. „Du bist die Braut, niemand sollte dich sehen, bevor du gebadet hast. Zieh einen guten Sari an und geh zum Beten in den Tempel“, sagte sie. Als ich groß die Augen öffnete und sie ansah, füllten sich ihre Augen langsam mit Tränen. „Weinst du?“, fragte ich. „Warum sollte ich weinen, Kind, heute ist für uns alle ein glücklicher Tag.“

Ich drängte mich an fremden Leuten vorbei ins Bad. Meine Dienerin hatte die traditionellen Kosmetika ins Badezimmer gestellt: zwei Töpfe mit Öl, Linsenpaste zum Aufhellen der Haut und das Haarwaschmittel aus Hibiskusblättern. Ich wusch mich nur schnell mit Seife und zog einen weißen Sari an.

Die jungen Verwandten schrien auf, so enttäuscht waren sie. „Du siehst überhaupt nicht wie eine Braut aus. Du bist viel zu unscheinbar für eine Braut“, riefen sie.

22. Hochzeitsnacht: Immer wieder tat er mir weh und während der ganzen Zeit hämmerten dumpf die Kathakali-Tommeln

Von meiner gesamten Hochzeit ist mir am besten im Gedächtnis, dass ich meinen achtzehnjährigen Freund im Stich ließ, der mir das Versprechen abgenommen hatte, in der Kathakali-Veranstaltung am Abend neben ihm zu sitzen. Das Kathakali fing an, nachdem alle das Abendessen eingenommen hatten, und der Mond stand rund und lodern genau über unserem Haus.

Das Haus leerte sich und ich war mit meinem Ehemann allein. Er sagte, er habe nicht die Absicht, sich das Kathakali anzusehen. „Lass uns zu Hause bleiben“, sagte er und zog mich ins Schlafzimmer, wo die Geschenke, die wir bekommen hatten, auf dem Fußboden verstreut lagen und das Bettlaken zerdrückt und unsauber war. Die Diener hatten vergessen, das Zimmer aufzuräumen, ehe sie zur Veranstaltung gegangen waren.

Ich legte meinen Sari aus schwerem goldenen Gewebe ab und setzte mich aufs Bett. Dann fiel er ohne jede Warnung über mich her. Ich war über die äußerste Brutalität dieses Angriffs erstaunt. Ich versuchte ohne Erfolg, mich aus der Umarmung loszumachen. Dann bat ich ihn, schweißgebadet und mit wild klopfendem Herzen, doch an Gott zu denken. „Dies ist unsere Hochzeitsnacht, wir sollten zuerst zu Krishna beten“, sagte ich. Er starrte mich ungläubig an. War ich verrückt?

Die Vergewaltigung gelang nicht, aber er tröstete mich, als ich meine Angst ausdrückte, dass ich vielleicht nicht für sexuelle Begegnungen eingerichtet sei. „Vielleicht bin ich nicht normal,

vielleicht bin ich einfach eine Versagerin“, sagte ich und voller Mitleid hielt er mich fest und sagte: „Auch wenn es so ist, werden wir glücklich miteinander leben.“ Die ganze unglückliche Nacht hindurch tat er mir immer wieder weh und während der ganzen Zeit hämmerten dumpf die Kathakali-Trommeln gegen unser Fenster und die Sänger sangen von Damayantis Not im Dschungel.⁷⁶

Am Morgen konnte ich kaum noch die Glieder bewegen, aber als meine Mutter mich um sechs Uhr weckte, damit ich die aufbrechenden Gäste verabschiedete, glitt ich die Treppe hinunter und bemerkte, wie mein Freund mit über die Schulter gehängtem Fotoapparat zu mir aufsaß. Er sah mich eine oder zwei Minuten lang an und ging dann wortlos seiner Wege.

Wir unternahmen keine Hochzeitsreise. Mein Mann stammte aus einer Großfamilie und einigen seiner jungen Vettern gefiel es, sich bewundernd um ihn zu scharen. Er wollte sich in ihrer Liebe sonnen und bleiben, wo er war. Ich sollte nur eine zusätzliche Bewundererin werden, eine Verwandte mehr, und ich sollte seinen ungeschickten Liebkosungen ausgesetzt sein. Ich blieb nach meiner Hochzeit fast vierzehn Tage lang Jungfrau. Er wurde des physischen Widerstandes müde, der nichts mit meiner Neigung zu tun hatte.

Zu dieser Zeit liebte ich ihn innig und ich hätte jede Folter auf mich genommen, um ihm zu gefallen, aber mein Körper war unreif und nicht bereit zum Liebesakt. Für ihn als Veteran in der rohen Sexualität, die er mit den Mädchen ausgeübt hatte, die für seine Familie arbeiteten, war ein solcher Körper äußerst verwirrend.

Damals dachte ich, Liebe sei Blumen im Haar, der gelbe Mond, der ein vertrautes Gesicht beleuchtete, und sanfte ins Ohr geflüsterte Worte. Am Ende des Monats, in dem ich Zurückweisung, Eifersucht und Bitternis kennengelernt hatte,

wurde ich plötzlich erwachsen. Aus meinem Kindergesicht wurde das einer Frau und meine Glieder waren wund und müde. Dann gingen wir nach Bombay und wohnten dort mit seinen unverheirateten Freunden in einer kleinen Wohnung mit dem Namen „Deepak“ in Santa Cruz. Sie erlaubten uns, ab Mitternacht im Wohnzimmer zu schlafen, das die kartenspielenden Besucher gerade verlassen hatten. Noch vor Tagesanbruch stand ich auf, wusch mir das Gesicht und faltete meine Matratze zusammen, ehe die anderen zum Lesen der Zeitung hereinkamen, die um fünf von der Straße über das Eisentor hereingeworfen worden war.

Um neun aßen die Männer ihr Frühstück, das aus Reis und heißem Curry bestand und das sie Mittagessen nannten. Danach gingen sie zur Arbeit und ließen mich alleine mit dem Koch zurück, der bis um fünf in der Stadt umherwanderte. Dann kam er zurück, um seine Herren zu empfangen und ihnen Tee anzubieten. Während dieser Tage war ich hungrig und elend, und als ich schwanger wurde, verschlechterte das dauernde Erbrechen meinen Zustand.

Eines Tages wurde ich im Badezimmer ohnmächtig. Dort lag ich eine Zeit lang auf dem feuchten Fußboden. Erst viel später kam ich wieder zu mir, fühlte das Wasser über meinen Kopf fließen und hörte sein Rauschen. Ich nahm schnell ab. Nachts bekam ich nicht genug Schlaf, denn mein Mann nahm mich einige Male, stärker, als ich es mir wünschte. Tagsüber gab es nach der mit Chili überladenen Mahlzeit aus Reis und Curry zwölf Stunden lang nichts zu essen.

Eines Tages kam mein Vater aus Kalkutta. Er war auf Dienstreise, wohnte im Taj- Mahal-Hotel und besuchte mich. Er ging mit mir in den Victoria-Park-Zoo, denn er wusste, dass ich sehr gerne Tiere sah. Wir saßen zusammen auf der runden Mauer des Teiches, in dem die Alligatoren lebten, und er fragte mich,

warum ich so dünn sei. „Ich dachte, du würdest nach der Hochzeit etwas zunehmen“, sagte er. Ich hätte am liebsten geweint und ihm gesagt, dass er sich verrechnet hatte und dass ich den, den ich geheiratet hatte, nicht hätte heiraten sollen, aber ich brachte es nicht über mich, ihn zu verletzen.

Mein Vater war ein Alleinherrscher, und wenn er sich in einer Entscheidung geirrt hatte, wollte er nichts davon hören. Ich war damals schon reif genug, um seinen Glauben an sich selbst schützen zu wollen. Eine Stunde später ging er mit mir in einen Laden und kaufte mir eine Singer-Nähmaschine.

Abends ging mein Mann mit mir spazieren, aber meine Beine taten weh, hungrig, wie ich war, und schwach vom Erbrechen. Ich war ihm keine gute Gefährtin. Jede freundliche Geste brachte mich dazu, wie ein Kind zu weinen. Sehr bald wurde er meiner Launen überdrüssig und eines Tages schlug er vor, ich solle nach Hause zu meiner Großmutter fahren, um mich dort auszuruhen. Ich mochte diesen Einfall gar nicht, denn es bedeutete mir sehr viel, ihn zu sehen und bei ihm zu schlafen. „Ich kann es ohne dich nicht aushalten“, sagte ich. Aber seine Freunde, denen es leid tat, mich in so schlechtem Zustand zu sehen, überzeugten ihn davon, dass es das Beste sei, mich nach Hause zu schicken.

Ich riss mich von dem Mann los, der mich niemals lieben lernte, und fuhr mit einem Onkel, der nach Bombay geschickt worden war, um mich abzuholen, nach Malabar zurück. Meine Großmutter weinte, als sie mich sah. Sie ließ einen ayurvedischen Arzt⁷⁷ kommen, der mich auf mögliche Krankheiten untersuchen sollte, die ich in Bombay bekommen haben könnte. Mit Hilfe seiner Behandlung und bei der Fürsorge meiner Großmutter vergaß ich meine elenden Flitterwochen und wurde wieder gesund.

Morgens ging ich mit meiner Großmutter in den Gebetsraum, saß dort und hörte eine Stunde lang zu, wie sie aus der

Bhagavatham und der Gita⁷⁸ (3) vorlas. Eines Tages fühlte ich eine Bewegung in meinem Leib und da wusste ich, dass mein Kind ein lebendiges Wesen geworden war. „Mein Sohn bewegt sich“, flüsterte ich meiner Großmutter zu. „Woher weißt du, dass es ein Sohn ist?“, fragte sie und lächelte mich an. „Es wird ein Sohn sein und er wird wie Krishna aussehen“, sagte ich. Durch den Weihrauch sah ich das wunderschöne Lächeln meines Krishna. „Ich werde dich immer und ewig lieben“, sagte ich zu Ihm. Zwar sprach ich das nicht laut aus, aber ich wollte, dass Er mich hörte. „Nur du wirst mein Mann sein, nur dein Horoskop wird zu meinem passen.“⁷⁹

23. Eine Goldmünze für Liebe

Das beste Spielzeug, das man einem jungen Mädchen geben kann, ist ein lebendiges Baby, eine weiche Puppe mit glatter Haut, die sie baden, pudern und in den Schlaf säugen kann.

Als die Wehen anfangen, legte ich alte Platten aufs Grammophon und plauderte mutig mit meinen Kusinen, die gekommen waren, um zu sehen, wie ich das Baby bekomme. Alle saßen draußen vor meiner Tür und lehnten sich gegen die Mauer der Veranda. Am aufgeregtesten war mein jüngerer Bruder, der mich jede Minute einmal fragte, ob das Baby endlich herauskomme.

Ich war auf den starken Schmerz nicht gefasst, der schließlich das Baby an meinem linken Oberschenkel entlang herausgleiten ließ, und ich konnte meinen Schrei nicht ersticken. Aber der Arzt, der Vater meiner Freundin Raji, klopfte mir auf die Wange und sagte: „Das hast du gut gemacht, Mädchen. Du hast einen hübschen kleinen Sohn.“

Alle strömten herbei, um den Kleinen zu bewundern. Er hatte eine hohe Stirn und milchige Haut. Ich kreischte vor Entzücken, als ich ihn zum ersten Mal sah. „Ich werde ihn Monu nennen“, sagte ich. „Er sieht Lord Byron so ähnlich.“ Damals hatte ich auf meinem Frisiertisch eine Fotografie des toten Dichters stehen. Ich hatte mir gewünscht, dass mein Sohn wie er aussehen möge. Etwas stimmte nicht mit Monus Fuß, als er geboren wurde. Er faltete sich wie ein unbenutzter Flügel gegen sein Bein. Sogar der Fehler entzückte mich. Hatte Byron nicht auch einen schadhafte Fuß?

Meine Großmutter brachte den Fuß durch tägliche Massage in Ordnung. Sie und meine Schwiegermutter saßen stundenlang im südlichen Portikus, liebkosten das Kind und bewunderten seinen Zauber. Ab und zu hielt ich in meinen Spielen inne, eilte zu meinem Sohn und nährte ihn an meiner Brust. Ich wollte ihm keine andere Nahrung geben als die, die ich in meinem Körper trug. Er gedieh dabei und wurde rundlich und noch hübscher.

Nachts hatte ich ihn an meiner Seite und das erinnerte mich an meinen Mann. Ich schrieb ihm und bat ihn, zu einem Urlaub nach Hause zu kommen. Als er da war, wurde er wütend auf das Kind, weil es einige Male in der Nacht wach wurde und trank. „Bring ihn weg ins Zimmer deiner Großmutter“, rief er ärgerlich. „Ich kann bei all dem Lärm und Durcheinander nicht schlafen.“ Das Baby hielt sich an mir fest und ich fühlte, dass auch das Kind das Demütigende unserer Lage empfand.

Ich nahm ihn mit zu meiner Großmutter und wir schliefen alle drei tief und fest auf der auf dem Fußboden ausgelegten schmalen Matratze. Bevor ich einschlief, sagte ich zu meiner Großmutter, dass ich mir in der Schule mehr Mühe mit Mathematik hätte geben sollen. „Warum sagst du das jetzt?“ fragte meine Großmutter. „Dann hätte ich nicht so früh heiraten müssen“, sagte ich. Sie lachte und deckte mich und meinen Sohn zart mit einem Schal zu.

Während seines Aufenthaltes in Malabar verbrachte mein Mann die meiste Zeit mit seinen Vettern und seiner Schwägerin, während er mir nur wenig Aufmerksamkeit schenkte und sich nie die Mühe machte, mit mir ein Gespräch zu führen. Nachts war er wie ein Stammeshäuptling, der von seinem Vasallen den schuldigen Tribut eintrieb, einfach und ohne Erregung. Alle Parijatablüten, die ich in mein lockiges Haar flocht, waren verschwendet. Der Überfall war brutal und kurz. Das einzige Gesprächsthema, das ihm gefiel, war Sexualität und ich verstand

wenig davon. Ich besaß auch keinen Sexappeal. Ich war dünn und meine geschwollenen Brüste ähnelten Papayas am Baum. Wie viel üppiger waren meine Dienerinnen, die meinem Mann das Badewasser und die Kleider zum Wechseln brachten, während er ungeduldig im dunklen Badezimmer in Nalapat darauf wartete!

Ich sehnte mich nach einem freundlichen Wort, nach einem Blick in meine Richtung. Mir wurde klar, dass mein Mann mich nur meiner sozialen Stellung und des finanziellen Gewinns wegen geheiratet hatte. Damals ergriff Kälte mein Herz. Ich wusste nun, dass ich die Liebe, die ich bis dahin in der Ehe gesucht hatte, außerhalb des legalen Umkreises würde suchen müssen. Ich wünschte mir, die Erfahrung zu machen, dass ich eine liebenswerte Frau sei.

Nachdem er nach Bombay zurückgefahren war, schrieb er den ersten Brief nicht etwa an mich, sondern an eine Kusine, die ihm erlaubt hatte, sie zu umarmen, wenn er abends zu meinem Haus gegangen war. Ich beschloss, ihm untreu zu werden, wenigstens körperlich.

Zu dieser Zeit ließ mein Vater einige Meter vom alten Nalapat Haus entfernt ein modernes Haus bauen, denn er war kein Vegetarier und verlangte eine Kost, wie sie in der Nalapatküche nicht geduldet werden konnte. Unter den Arbeitern gab es einen jungen Maurer, der aus einem anderen Dorf angeworben worden war. Er war äußerst hübsch. Meine Kusinen und ich besuchten die Baustelle immer wieder, um ihm beim Arbeiten zuzusehen. Er machte meiner Dienerin ungehörige Vorschläge. Das vertraute sie mir an. Ich dachte, es sei ein guter Einfall, ihn zu meinem Favoriten zu machen.

Als die Arbeit fast fertig war, schickte ich meine Dienerin mit einer Goldmünze als Geschenk und der Einladung, er möge abends nach Mondaufgang zum Bhagavati-Altar kommen, zu dem Haus,

in dem er wohnte. Aber mein Mädchen kam wieder und sagte, dass er schon in sein Dorf aufgebrochen sei. Ich wusste seine Anschrift nicht. „Finde heraus, wo er wohnt, und bring ihn in unser Dorf zurück“, sagte ich. „Ich gebe dir meine Goldkette, wenn du ihn noch in dieser Woche herbringst.“

Ich war zur Liebe bereit. Reif für eine Liebesfeier. Man konnte das an der Art, wie ich ging, und an meiner Stimme erkennen, die allmählich nicht mehr der eines Jungen ähnelte. Eines Tages hielt mich einer unserer Vettern fest, als ich die Treppe hinaufging und flüsterte mir zu: „Du bist ja so schön!“ Und obwohl ich ihm nicht glaubte, erlaubte ich ihm aus bloßer Dankbarkeit, mich ein paar Minuten im Arm zu halten. Er keuchte vor Gefühlsüberschwang. Als er mich auf den Mund küsste, mochte ich den modrigen Geruch seines Mundes nicht.

Wahrscheinlich behexte mich dieser Frühling mehr als alle anderen in meinem Leben: die Bhajans von Meera⁸⁰ auf meinem Grammophon, verliebte Vettern und die Nirmatalatrauben am Schlangentalar. Und nachts sah der Mond auf die Umriss des Gesichts meines kleinen Sohnes und seine Finger an meiner Brust. Mein Mann verblasste zu einer unwirklichen Figur, er wurde das Abendrot am Horizont nach Sonnenuntergang. Wenn Briefe von ihm kamen, legte ich sie in ein Schubfach. Am meisten schrieb er über einen Freund, der mit ihm im YMCA wohnte und der sein ständiger Begleiter war. „Du wirst ihn sehr gern haben, wenn du ihn kennen lernst“, schrieb er.

Schließlich wurde beschlossen, dass ich wieder zu meinem Mann zurückkehren und mein Eheleben wieder aufnehmen sollte. Meinen Vettern brach das Herz. Kein Singen und Spaziergehen an den Abenden mehr. Meine Schwiegermutter und zwei Diener begleiteten mich nach Bombay, wo eine kleine Wohnung in Hari Nivas, in der Nähe von Dadar, gekauft worden war, in der wir alle

wohnen sollten. Zu der Wohnung gehörte eine Veranda, die allgemein zugänglich war. Dort standen die Diener der Nachbarn und stierten in unsere Zimmer, um zu überprüfen, ob wir, wenn wir zu Hause ausruhten, auch ordentlich angezogen waren. Das ärgerte meine Schwiegermutter.

Sie gehörte zu einer der wohlhabendsten Großfamilien in Malabar und war noch dazu die älteste Dame. Die schäbige Lebensweise in der Stadt, wo man minderwertiges Getreide in Läden kaufte und eingeschlossen in kleinen Betonnestern hoch in der Luft lebte, stieß sie ab. Sie war Scharen von Dienern gewohnt, die ihren ausgefallensten Launen gehorchten.

In Hari Nivas in Bombay in der Nähe des Citylight-Kinos, in einer Straße, die nach Rinderurin roch, war sie nur irgendeine alte Frau, eine Dame aus Madras, deren Haut hell wie die Haut der Bewohner von Kaschmir war, jemand, den Kinder und Diener anstarren durften, wenn es nichts Besseres zu tun gab und der Tag lang war.

24. Ich schickte den Koch Schlafmittel kaufen

Meine Schwiegermutter verlor zusehends die Fassung, wenn irgendjemand zu unseren Fenstern hereinsah. Sie murrte über die Unannehmlichkeiten unserer Wohnung. Dazu kam noch, dass die Dienerin ungehorsam geworden war, der Koch bei den Abrechnungen betrog und die Nähe der Mädchen, die mich aus der Wohnung lockten, um eine Art Himmel und Hölle mit mir auf der Terrasse zu spielen.

Unsere nächsten Nachbarn waren die Marathes, deren zweitälteste Tochter damals eine viel beschäftigte, bekannte Filmschauspielerin war. Sie hieß Usha Kiran. Ihre beiden jüngeren Schwestern wurden meine lieben Freundinnen und während der vier dem Ganeshfest⁸¹vorausgehenden Wochen probten wir allabendlich vier Stunden lang die vielen Punkte des Unterhaltungsprogramms wie z.B. Gujarati Garba, Punjabi Bhangra und das Hindistück.⁸²

Die Jüngste, Pushpa, war mit einer voll tönenden, vibrierenden Stimme begabt. Sie lehrte mich den Marathi-Filmsong⁸³ „Wenn Krishna die Flöte spielt, sind alle Menschen glücklich.“ In ihrer Gesellschaft vergaß ich die Bitterkeit des Lebens und wurde für einige kurze Stunden wieder so sorglos, wie ich es gewesen war, bevor ich nach Bombay gekommen war.

Meine Schwiegermutter nahm das übel, denn sie meinte, ich verbrächte zu viel Zeit ohne mein Kind, und ohne mich um meine häuslichen Pflichten zu kümmern. Immer wenn sie sich unzufrieden äußerte, wurde mein Mann ärgerlich und richtete seinen Ärger gegen mich und das Baby. Die Diener kamen mit

meiner Schwiegermutter nicht aus. „Wir gehen nach Malabar zurück“, sagten sie jeden Tag. „Wir halten die Nörgelei nicht mehr aus.“

Meinem Mann fehlten auch seine Abende mit dem jungen Mann im YMCA und er war mit mir kurz angebunden und ungeduldig.

Als ich es eines Tages nicht mehr aushalten konnte, schickte ich den Koch um ein Dutzend Schlaftabletten zur Apotheke. Aber kein Apotheker wollte sie ohne Rezept herausgeben. Als der Koch mit leeren Händen zurückkam, sagte er mit Tränen in den Augen, dass auch er ein paar Tabletten nehmen werde, wenn ich mich umbrächte. Dann kam die Dienerin zu mir herauf und sagte, dass sie geplant habe, sich von einem Bus überfahren zu lassen. „Ich kann so nicht weiterleben“, sagte sie. Wir waren alle drei ganz elend. Mein Mann ließ mich abends nicht mehr zu den Proben auf die Terrasse gehen. „Du musst daran denken, dass du eine Ehefrau und Mutter bist“, sagte er. Wenn meine Freundinnen an unserem Fenster vorbeigingen, sahen sie mich mitleidig an.

Dann richtete ich mich auf Hausarbeit ein. All die heißen Nachmittage hindurch nähte ich Knöpfe an und stopfte unsere alten Kleider. Abends brachte ich meinem Mann seinen Tee und einen Imbiss. Ich beschäftigte mich mit der langweiligen Hausarbeit, mein Geist protestierte dagegen und schrie: „Befreie dich aus dieser Falle, fliehe!“ Wenn mein Mann morgens zur Arbeit ging, rannte ich hinter ihm her und blieb an der Ecke der Straße stehen, wo die Kühe herumlungerten und die Hunde Fischgräten aus den offenen Müllkästen holten. Dann sah ich zu, wie er mit seiner Aktentasche in Richtung Bahnhof ging, um den ersten Zug nach Churchgate zu nehmen. Erst wenn ich wieder zurückgekommen war, badete ich und zog mich an.

Vom schmutzigen Meeresufer drang oft der Geruch von verdorbenem Fisch in die hintere Veranda, von der aus ich den Morgenappell der Kinder einer Gemeindeschule, die ein patriotisches Lied sangen, und die Hütten der Schnapsbrenner beobachtete, die nachts ihre Ware in Gefäßen vergruben und die tagsüber auf Charpoys schliefen, während die Sonne über sie kletterte und ihre Haut schwarz brannte. Die Schnapsbrenner misstrauten allen Fremden, und als ich ein- oder zweimal an ihrer Kolonie vorbei spazieren ging, richteten sie feindselige Blicke auf mich.

Eine der vielen Hütten war größer als die anderen und ihre Bewohner waren besser gekleidet. Der Mann war klein und hübsch und hatte gelbe Haut. Er war mit einem weißen Unterhemd und khakifarbenen Shorts bekleidet, die täglich von seiner Frau gewaschen wurden. Anscheinend arbeitete sie sehr gerne für ihn. Sie brachte ihm Gläser mit Milch, während er dösend auf seinem Charpoy unter einem Baum lag. Sie gab ihm gut zu essen, und obwohl ich aus meiner Höhe nicht hören konnte, was sie sagte, konnte ich doch an ihrem Gesichtsausdruck ablesen, dass es Liebesworte sein mussten. Er war schweigsam und mürrisch wie alle Männer, die von ihren Frauen zu sehr geliebt werden. Er sah ihr gleichgültig nach, wenn sie den Rücken gewendet hatte und zu ihrer Hütte zurückging.

Jeder Bewohner der Kolonie erwies ihm Respekt, sogar die Polizeibeamten, die ab und zu in Lastwagen kamen und mit langen Eisenstangen im Boden stocherten, um herauszufinden, ob dort irgendetwas vergraben war. Er lachte laut, wenn er sie damit beschäftigt sah. Wenn er an manchen Tagen nicht zu müde war, spielte er mit seinen kleinen Söhnen, warf sie in die Luft und fing sie wieder auf, während sie vor Freude glucksten. Er sah gerne zu, wenn seine Frau ihre runden Körper am Hydranten wusch, sie

einseifte und sie scheuerte, bis sie die Farbe von poliertem Kupfer annahm. Offensichtlich war er stolz auf seinen Nachwuchs.

Als ich mich eines Tages über das Geländer meiner Veranda lehnte und ihm beim Schlafen zusah, öffnete er plötzlich die Augen und sah mich an. Seine Augen waren rot von Schlaf und Begierde. Ich fühlte mich unbehaglich, während seine Blicke meine Glieder abtasteten, und zog mich eilig in mein Zimmer zurück. Eines Morgens wachten wir vom Lärm im Hinterhof auf und sahen, wie die Polizei ihn in ihrem Lastwagen abholte. Schließlich hatten die Polizisten doch den Alkohol gefunden, den er nachts in seiner Hütte gebrannt und in zwei hölzerne Fässer gefüllt hatte. Seine Frau rannte hinter dem Lastwagen her. Das Ende ihres rosa Sari flog ein paar Meter weit, aber er sah sie kein einziges Mal an. Er thronte wie ein König auf einem seiner Fässer. Sein hübsches Gesicht war teilnahmslos und kalt.

Als die Unzufriedenheit meiner Schwiegermutter immer weiter wuchs und die Diener ständig murrten, beschloss mein Mann, uns alle zusammen nach Malabar zurückzuschicken. Wir waren damit sehr zufrieden. Einer seiner Onkel kam nach Bombay, um uns nach Hause zu holen. Er sollte nur drei Tage bleiben, aber da er ein Dandy war, hatte er sich für die Bombayreise zwei Anzüge aus einem leichten samtigen Stoff machen lassen. Er war ein Mann, der die Frauen liebte, das war bekannt. Das erste, was er von mir wissen wollte, war die Adresse der Krankenschwester Meenakshi, die aus unserem Dorf nach Bombay gekommen war, um in einem der Krankenhäuser der Stadt zu arbeiten.

Ich kannte weder sie noch ihre Adresse. Er war sehr enttäuscht, ging aber entschlossen jeden Morgen los, um sich in allen Krankenhäusern nach Meenakshi zu erkundigen, für die er so köstliche Pläne geschmiedet und rosa Anzüge angeschafft hatte.

Als wir schließlich mit dem Zug abfahren, war eines der Betten von einer bekannten Parlamentarierin belegt, die entzückt war, meinem Onkel zu begegnen. Sie genossen miteinander ein außergewöhnlich langes Gespräch, das bis drei Uhr morgens dauerte. Meine Schwiegermutter war müde und schlief im Zug tief und fest. Ich lag neben dem Baby und hörte dem Reden zu, das unecht und komisch klang. „Ich war immer eine Anhängerin gewisser hoher Prinzipien“, sagte die Dame und mein Onkel sagte: „Aber gewiss doch, wessen Anhängerin sollte eine Dame denn sonst sein?“

25. Das blutbefleckte Mondlicht

Bevor ich nach Bombay zurückkehrte, hatte mein Mann unsere Wohnung in Hari Nivas auf den Rat seines besten Freundes hin verkauft und war in eine Mietwohnung in Khar in die Nähe des Freundes gezogen. Er dachte wahrscheinlich, dass dieser Umzug unsere Ehe günstig beeinflussen würde. Ich hatte folgende Personen mitgebracht: einen Koch, eine Kinderfrau für das Baby und ein fünfzehnjähriges Mädchen, das mir beim Ankleiden helfen sollte. Eigentlich konnten wir uns ein so großes Gefolge nicht leisten.

Mein Mann ging jeden Morgen vor neun ins Büro und kam abends um zehn Uhr zurück, wenn unser Sohn schon im Babybett seines Zimmers eingeschlafen war. Vor seinem Bettchen breitete die alte Kinderfrau ihre Matratze aus. Der Vater hatte keine Gelegenheit, sein Kind kennenzulernen oder zu erfahren, dass es eine von ihm unterschiedene eigene Persönlichkeit war.

Kinder reagieren intuitiv auf andere Menschen und empfinden Zurückweisung stärker als Erwachsene und also begann das Kind nach und nach seinen Vater abzulehnen, der nur an Sonntagen und dann unheilvoll zu Hause in Erscheinung trat.

Oft stand er um Mitternacht aus seinem Bettchen auf, klopfte, laut nach mir weinend, an meine Tür, während die alte Frau verschlafen und mit rauer Stimme tröstende Worte murmelte. Mein Mann hasste solche Mitternachtsszenen und schrie uns alle drei an. Eines Nachts wurde der Zweijährige in die Küche gesperrt und wir ließen ihn dort schreiend auf dem kalten Fußboden liegen.

Ich fühlte mich elend. Ich hatte auch den letzten Rest emotionaler Bindung an meinen Mann verloren. Damals bereitete er für seine Vorgesetzten den Bericht des Kontrollkomitees der landwirtschaftlichen Kredite vor und hatte für seine Familie überhaupt keine Zeit. Er war ständig am Ende seiner Nerven und ich versuchte kein einziges Mal, mit ihm zu streiten. Ich überließ ihm jede Nacht meinen Körper und hoffte, dass der Liebesakt seine Nerven entspannen und ihn beruhigen würde. Nachts, wenn alle eingeschlafen waren, saß ich in unserem winzigen Wohnzimmer, weinte und versuchte mit aller Kraft zu glauben, dass das Schicksal sich zum Besseren wenden werde.

Es stimmte schon, ich hatte meine Freundinnen, die Frauen aus der Nachbarschaft, die jeden Morgen kamen, um zu kosten, was mein Koch mir zum Mittagessen zubereitet hatte, und die auf unseren Sofas saßen und klatschten, aber sie alle wärmten sich in der Sonne ihrer guten Ehen und sie konnten niemals, aber auch niemals verstehen, weshalb ich so anders war als sie und mich so benachteiligt fühlte.

Ich konnte nicht allen eingestehen, dass meine Ehe misslungen war. Ich konnte nicht als Geschiedene ins Nalapathaus zurückkehren, denn seit drei Generationen gab es vertrauensvolle Beziehungen zwischen unseren beiden Familien, die ich nicht zerstören wollte. Mein Großonkel, der Dichter Narayana Menon, hatte eine Frau aus der Familie meines Mannes geheiratet und außerdem war Malati, meine beste Freundin auf der ganzen Welt, ein Mitglied dieser Familie.

Meine Eltern und andere Verwandte waren darauf versessen, vor der öffentlichen Meinung gut dazustehen, und sie machten sich die größten Sorgen über die Reaktionen unserer Gesellschaft auf die Handlungen eines Einzelnen. Eine zerbrochene Ehe war ebenso verabscheuenswert, ebenso fürchterlich wie die Leprakrankheit.

Wenn ich damals auf die Eingebung meines Gewissens gehört und meinen Mann verlassen hätte, wäre es mir unmöglich gewesen, einen anderen zu finden, der mich freiwillig geheiratet hätte, denn ich war nicht auffallend hübsch und außerdem hatte ich den Zweijährigen, der für den neuen Ehemann eine Belastung gewesen wäre.

Ebenso wenig hätte ich einen Arbeitsplatz bekommen, denn mir fehlte dazu die nötige Ausbildung. Zur Prostitution konnte ich mich nicht entschließen, denn ich wusste ja, dass ich gefühllos war und dass die Liebe zu meinem Mann mich körperlich und seelisch versiegelt hatte, so wie eine bestehende Schwangerschaft es anderen Männern unmöglich macht, eine Frau zu schwängern. Ich war überall eine Außenseiterin. Ich unterdrückte mein Schluchzen und dachte lange darüber nach, während in den vier winzigen Zimmern unserer Wohnung Ehemann, Sohn, die alte Kinderfrau, der Koch und das Mädchen tief und fest schliefen.

Als mein Mann einmal in Orissa auf Dienstreise war, aß mein Sohn Castor-Samen, die er von einer Hecke gepflückt hatte, und wurde davon todkrank. Nach dem unaufhörlichen Erbrechen verfärbte sich das Kind blau und seine Haut wurde ledern. Er ähnelte einer Marionette, die einen alten Mann darstellte, mit dunklen Ringen unter den Augen und sich ruckartig bewegenden Gliedern. Dabei stieß er kleine schrille Schreie aus, die wie Vogelschreie klangen. Er rief nach mir, obwohl ich ihn in den Armen hielt. Ich rieb seinen steifen Rücken, während er große Mengen einer grünlichen Substanz erbrach.

Unser Arzt, ein alter Mann, verlor sichtlich die Fassung. Er versuchte mich zu trösten und sagte, Gott sei nie ohne Grund, den nur Er kenne, unfreundlich zu den Menschen.

Als nichts mehr half, holten wir um Mitternacht einen anderen Arzt, den bekannten Kinderarzt Dr. Patel, ins Haus. Er injizierte

dem Kind Glucose. Ich kehrte allen den Rücken und ging in meine Küche. Ich lag dort auf dem Boden und betete für seine Genesung. Ich dachte an nichts anderes als einzig und allein an das schöne, an das unvergleichlich schöne Gesicht des Krishna im Tempel von Guruvayoor und an sein Lächeln. In kindlichem Glauben gelobte ich ihm, all meinen Schmuck abzutun und ihn dem Götterbild zu Füßen zu legen, wenn das Kind gerettet würde. Einige Minuten später schlief es ein und sein Atem wurde normal.

Die Krankheit des Kindes erschütterte mich tief. Das wachsende Elend in meinem Inneren, die Dunkelheit, die dort wie geronnen lag, ließ alles, was einmal hübsch gewesen war, aus meinem Gesicht verschwinden. Ich war wie ein Haus, dessen Lichter alle ausgelöscht worden sind. Ich ging im zerrissenen Sari in unseren Zimmern auf und ab, und obwohl meine Beine dringend Ruhe brauchten, ging die Bewegung immer weiter, als würden sie von einer bösen Macht angetrieben. Ich wusch mein Haar nicht mehr. Mein Mann sagte, ich würde verrückt. Vielleicht war es so, aber ich konnte das Wachsen der Verrücktheit nicht aufhalten.

In dieser Zeit wandte sich mein Mann trostsuchend seinem alten Freund zu. Sie benahmen sich in meiner Gegenwart wie ein Liebespaar. Zur Feier meines Geburtstages stießen sie mich aus dem Schlafzimmer und schlossen sich darin ein. Ich stand verwundert da und hätte gerne gewusst, was wohl zwei Männer miteinander anfangen, um wenigstens etwas körperliches Entzücken zu empfinden, aber nach einiger Zeit trieb mich mein Stolz von der Tür weg. Ich ging zu meinem Sohn und legte mich neben ihn. Damals verabscheute ich meine Weiblichkeit. Es war, als ob das Gewicht meiner Brüste mich zerquetschte. Meine Genitalien waren eine einzige Wunde; die Wunde meiner Seele zeigte sich darin. „Warum weinst du, Amma?“, fragte mein kleiner Sohn und ich schüttelte den Kopf und sagte nichts, gar nichts.

Wenn ich nachts die Füße meines Mannes umklammert hielt, fühlte ich, dass seine Liebe niemals mir gehören würde. Sie hatte glücklichere Empfänger. Eines Nachts verließ ich meine schlafende Familie und stieg zu unserer Terrasse hinauf, um von dort auf die gewundene Straße zu sehen, die nach Danda hinauf und zur Fischerkolonie führte. Im Hof und auf den Straßen standen Pfützen von Mondlicht.

Einen Augenblick lang wollte ich mich hinunterwerfen und den bleichen Glanz des Mondlichts mit roten Blutflecken bespritzen. Der Mond zog schnell, als hätte er eine Verabredung einzuhalten. Am Fuße eines Laternenpfahles führte ein verrückter Bettler seinen Solotanz auf, erhob dabei die mageren Arme und murmelte sich selbst etwas zu. Der Rhythmus seines grotesken Tanzes ergriff meine Beine. Das Haar fiel mir ins Gesicht. Ich hatte das Gefühl, als tanzte ich auf dem verlassensten Gipfel der Welt. Es war der Tanz des letzten menschlichen Wesens.

Die schmutzige Treppe hinunter in die Wohnung ging ich mit den langsamen Schritten einer Schlafwandlerin. Ich zündete die Leselampe in unserem Wohnzimmer an und schrieb über ein neues Leben, eine unbeschädigte Zukunft:

Wipe out the paints, unmould the clay.

Let nothing remain of that yesterday. ...

(Wische die Malereien ab, gib dem Ton seine Formlosigkeit zurück.

Lass vom Gestern nichts übrig. . . .)

Am nächsten Morgen schickte ich das Gedicht an die Zeitschrift des indischen PEN-Clubs. Mein Kummer fiel wie Honigtropfen auf die weißen Blätter auf meinem Schreibtisch. Meine Sorgen trieben dunkel über die Zeitschriftenseiten wie schwere Monsunwolken über den Himmel.

26. Das erste Kapitel der Dunkelheit

Die alte Kinderfrau war eine gewöhnliche, schwatzhafte Frau, die gerne umherwanderte und sich mit den neugierigen Nachbarn anfreundete. Im Tausch gegen köstlichen Klatsch gaben sie ihr Geld oder Tabak, den sie zwischen ihre schadhafte Zähne stecken konnte.

Besonders befreundet war sie mit den Junggesellen der nahe gelegenen Pensionen. Dorthin ging sie an Sonntagnachmittagen, wenn wir schliefen, um ihre erdachten oder wahren Geschichten abzuladen. Sie nannte die Namen der Männer und pries ihre Großzügigkeit, aber ich überhörte ihr Geschwätz oder schenkte ihm wenig Beachtung.

Eines Nachts, als mein Mann auf Dienstreise in Assam war und ich mit einem Tuch um die Stirn, das mein Kopfweh lindern sollte, im Bett lag und schlief, klopfte es an meiner Schlafzimmertür. Dann öffnete sich die Tür und ich sah die dunklen Umrisse der Kinderfrau und einen schwer gebauten Mann, der sich meinem Bett näherte. „Bleiben Sie ganz ruhig“, sagte die Kinderfrau. „Das ist der Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe, der, der mich schon so oft nach Ihnen gefragt hat. Er möchte mit Ihnen sprechen.“

Ich setzte mich erschrocken in meinem Bett auf. Ich war benommen von Entsetzen. „Warum bringst du jetzt mitten in der Nacht einen Fremden zu mir?“, fragte ich die alte Frau. „Ich werde Ihnen nicht wehtun“, sagte der Mann und rückte näher. „Gehen Sie, bitte gehen Sie“, rief ich, aber meine Stimme klang schwach, sogar in meinen Ohren. Die alte Frau ließ uns allein und schloss

die Tür. Sie murmelte etwas. Da wurde mir klar, dass der Mann sie bestochen hatte, um nachts Zutritt zu meinem Zimmer zu bekommen.

Das konnte eine Vergewaltigungsszene werden. „Ich habe Kopfweh. Es geht mir schlecht“, sagte ich. „Haben Sie Erbarmen mit mir und lassen Sie mich in Ruhe.“ Der Mann warf sich mit zweifachem, seltsamem Stöhnen auf meinen Körper. Er roch nach abgestandenem Alkohol. Unter seinem Gewicht wurden meine Glieder steif und ich wäre am liebsten aufgestanden, um mich zu erbrechen. Wenig später nach einer unvollständigen Vergewaltigung rollte er sich von meinem Körper herunter, lag dann schlaff am Fußende meines Bettes und umarmte meine kalten Füße. Er küsste meine Zehen. „Bitte vergib mir, Kind!“, sagte er. Ich schwieg. „Wirst du das irgendjemandem erzählen?“, fragte er. Sein Mund auf meiner Haut war heiß. „Ich vergebe Ihnen“, flüsterte ich. „Aber gehen Sie, gehen Sie!“ Dann schlief ich ein.

Ich stand auf, um zu meinem Sohn zu gehen. Er war aus dem Schlaf aufgeschreckt und legte seine Arme um meinen Hals. Mein Herz hämmerte wie wild. Als ich aufwachte, war es nach sieben und das Zimmer war von gelber Sonne erfüllt. Ich ging in mein Zimmer und sah unters Bett. Ich öffnete den Schrank und sah hinein. „Was suchen Sie?“, fragte die Kinderfrau. War das nur ein Albtraum gewesen, der Alkoholgestank und der rasende Schmerz? Als ich von dem mitternächtlichen Besucher sprach, murrte die alte Frau laut: „Kind, du bist verrückt.“

Vom nächsten Tag an teilte ich mein Schlafzimmer mit meinem Sohn Monu. Wir hatten uns ein einzigartiges Vergnügen ausgedacht. Ich versteckte mich unter dem Bett hinter der herunterhängenden Überdecke und redete mit verstellter Stimme zu meinem Kind. „Ich bin Krishna“, sagte ich zu ihm. „Ich bin aus Vrindavan⁸⁴ gekommen, um mit dir zu sprechen.“ Und Monu

glaubte es und führte lange Gespräche mit dem Götterkind. Er fragte ihn, was Er zum Frühstück gegessen und was Er danach gespielt habe. Monu freundete sich auf diese Weise mit den wichtigsten Hindugöttern an. Er sprach mit ihnen, während sie unter seinem Bett versteckt waren. Öfter hielt ich ihm eingepackte Süßigkeiten als Geschenk hin und sagte, es sei ein Geschenk aus Vrindavan. Monu sah nur meine Fingerspitzen, die mit blauer Tinte blau gefärbt waren. „Möchtest du nicht zu meiner Geburtstagsfeier kommen?“, fragte Monu Krishna und Er sagte: „Natürlich werde ich kommen.“

Neben unserem wirklichen Leben lief ein Fantasieleben einher. Ich erfüllte seine Kindheit mit Zauber und Wundern. Er lächelte immerzu aus bloßer Daseinsfreude. Er saß auf meinem Schoß und sah aus wie das göttliche Kind Krishna.

Als ich zum zweiten Mal schwanger wurde, waren die Grundmauern meiner geistigen Gesundheit untergraben. Plötzlich ging ich dazu über, Fleisch und Fisch zu essen. Ich wurde schnell wütend und war launisch.

Im achten Monat meiner Schwangerschaft ging ich heim nach Nalapat, um bei meiner Großmutter zu sein. Sie war entsetzt über meine Veränderung. Ich saß still da und starrte ein oder zwei Stunden lang wie hypnotisiert auf einen Fleck an der Wand. „Hat das Kind das Lachen verlernt?“, fragte meine Großmutter. „Warum hat sie sich so verändert?“

Meine Großmutter glaubte, dass man schwangeren Frauen alles zu essen und zu trinken geben müsse, was sie sich wünschten. Deshalb sorgte sie dafür, dass eine Flasche Alkohol ins Haus geschmuggelt wurde, als ich Verlangen danach äußerte. Sie veranlasste den Onkel meines Mannes dazu, die Flasche als harmloses Stärkungsmittel zu tarnen. Es war Weinbrand. Ich wusste nicht, wie man so etwas trank. Meine Großmutter mischte

ein paar Löffel davon mit warmem Wasser und gab mir das Getränk kurz vor dem Schlafengehen. Ich blieb diese Nacht auf und schrieb Gedichte. Mein Gesicht schien anzuschwellen und in mir breitete sich eine Wärme aus, die meine Nerven beruhigte.

Ich wohnte im neuen Haus, Sarvodaya⁸⁵, ein paar Meter vom Nalapathaus entfernt. Im zehnten Monat bekam ich Draksharishta verordnet, eine ayurvedische Medizin aus Trauben und Malz. Das Getränk berauschte mich, es nahm alle Bitterkeit von mir, die ich im Leben erfahren hatte, und machte eine glücklich aussehende Frau aus mir. Eines Nachts stöhnte ich in meiner Trunkenheit im Schlaf und sofort kamen meine Eltern an mein Bett.

Ein großer Schmerz bewegte sich in meinem Innern wie ein Wal, der sich im Meer plötzlich auf den Bauch dreht. „Was fehlt dir, Amy, tut dir etwas weh?“, fragte mein Vater. „Wir haben dich im Schlaf stöhnen gehört.“

Innerhalb einer halben Stunde war das Kind geboren. Ich vergaß meine gute Erziehung und kreischte laut bei den Austreibungswehen. Die Hebamme sagte immer wieder, ich solle mich entspannen. Mein Vater, der im unteren Portikus auf und ab gegangen war, kam die Treppe heraufgerannt, als er das Baby schreien hörte. Es war ein kleiner Junge mit gelocktem Haar. Wir nannten ihn Priyadarsin.

Meine Großmutter und meine Schwiegermutter pflegten mich gesund. Sie gaben mir Hühnerbrühe, Lebersuppe, Eierpunsch und Reis mit gebratenem Knoblauch zu essen. Morgens rieb mich die Dienerin Unnimayamma mit Duftölen und Gelbwurzkrem ein, den sie eine halbe Stunde später mit von Thetchi-Blättern gerötetem Wasser wieder abwusch. Meine Haut rötete sich und von ihren Behandlungen wurde mein Körper rundlich. Aber ich konnte die Gewohnheit, auf einen Fleck an der Wand zu starren, nicht aufgeben.

Als ich nach Bombay zurückkam, wuchs mein Unbehagen. Ich wäre am liebsten von zu Hause weggelaufen und immer weiter gegangen, bis meine Füße schließlich das Ende der Welt erreicht hätten. Damals dachte ich noch nicht daran, dass jemand, der so reiste, am Ende nur wieder seinen Ausgangspunkt erreichen würde, und dass unsere Zwecke, unsere wirkliche Bestimmung in unseren Anfängen lägen.

Die wirkliche Welt eines Menschen ist nicht das, was außerhalb von ihm ist. Die unermessliche Welt *in* ihm ist wirklich. Nur der, der nach innen reist, wird erkennen, dass sein Weg kein Ende hat. Aber mit zwanzig wusste ich nichts von alledem. Also folgte ich dem roten Band der Straße, die zum verlassenen Meeresufer von Danda führte. Ich setzte mich auf die zusammengelegten Netze der Fischer und starrte aufs Meer, aber seine Bewegtheit verschlimmerte nur meine Ruhelosigkeit.

Man hatte meinem Mann den Rat gegeben, einen Psychiater kommen zu lassen. Ich hatte damit angefangen, meine Kleider auszuziehen, denn sie erschienen mir wie Fallen. Meine alte Kinderfrau weinte aus Schuldgefühl, wenn sie mich im Zustand des Wahnsinns sah. Eines Tages kam der Psychiater. Ich hatte in derselben Woche zwei Bilder gemalt, auf denen Dämonen zu sehen waren, die sich mit Schlangen gatteten. Er untersuchte die Bilder, bevor er mich untersuchte. Er las die Gedichte, die ich für mein geheimes Tagebuch geschrieben hatte. Er verschrieb mir Schlafmittel und ging. „Sie braucht Ruhe“, sagte er, „und viel, viel Schlaf.“

Ein oder zwei Tage später fuhr mein Mann mit mir nach Lonavala, um mir eine Abwechslung zu verschaffen. Ein schwerer, eiskalter Regen durchnässte das kleine Hotel, in dem wir wohnten. Mein Mann zog mir seine wollenen Hosen und einen blauen Pullover an. Er gab mir heiße Hühnersuppe zu essen. Stundenlang

lag ich mit dem Kopf an seiner Brust und hörte dem unregelmäßigen Rhythmus des Monsunregens zu.

27. Zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich völlige Hingabe

Irrsinn ist ein Land
Gleich um die Ecke
Seine Küsten werden nie beleuchtet
Aber wenn du dorthin kommst
Von Verzweiflung übergesetzt
Verlangen die Wachsoldaten, dass du dich ausziehst
Zuerst die Kleider, dann das Fleisch
Und später natürlich die Knochen
Ihr einziges Gesetz ist Freiheit
Ja, sie essen sogar Stücke deiner Seele
Wenn sie hungrig sind,
Aber wenn du die Küste erreichst
Die unbeleuchtete Küste
Kehr nicht um, bitte kehr nicht um ...

Während meines Nervenzusammenbruchs entwickelte sich zwischen mir und meinem Mann eine rein körperliche Nähe und Vertrautheit. Sie nahm im Zentralhotel in Lonavala ihren Anfang. Ich bekam Brom und wie der Nebel morgens über die Berge streift, verschleierte Dunkelheit mein Bewusstsein. Meine Sinne waren wie Lotosblüten, die sich bei Sonnenuntergang zu straffen Knospen zusammenfalten. Die Umrisse meiner Welt waren allmählich unscharf geworden.

Wenn mich mein Mann in warmem Wasser gebadet und mir Männerkleidung angezogen hatte, ließ er mich auf seinem Schoß sitzen, liebte mich und nannte mich seinen lieben kleinen

Jungen. Ich nahm seine Zärtlichkeit dankbar an - die allerdings nichts als Begierde war, laut und wild - denn sie erschien mir als guter Ersatz für Liebe. Ich war von Natur aus zurückhaltend.

Immer wenn er mir die Kleider abgestreift hatte, hatte meine Zurückhaltung wie eine zweite Haut an mir festgeklebt und meinen Bewegungen die Anmut genommen. Jede Hautpore war dann ein sehendes Auge geworden, ein Auge, das meinen Körper voller Abneigung betrachtet hatte. Während meiner Krankheit gab ich meine Zurückhaltung auf und zum ersten Mal in meinem Leben erfuhr ich völlige Hingabe im Bett mit unverletztem und loderndem Stolz.

Aber diese Idylle war kurzlebig. Man brachte mich nach Malabar und vertraute mich einem ayurvedischen Arzt an, der mir kühlende Einreibungen für den Kopf verschrieb. Ich wohnte nicht im Nalapathaus, sondern im Sarvodaya, dem modernen Bungalow meiner Eltern, und verbrachte alle wachen Stunden mit meinen unverheirateten und sorglosen Freundinnen. Eines Tages bat mich meine Großmutter, eine Nacht bei ihr im alten Haus zu verbringen.

„Wir werden bis in die Nacht hinein reden“, sagte sie. „Es wird wie in alten Zeiten sein.“ Sie stellte eine brennende Laterne ins Fenster und wartete darauf, dass ich nach dem Abendessen zu ihr käme. Die Nacht war windig und mein Vater erlaubte mir nicht, das Haus zu verlassen. Das Nalapathaus war vierhundert Jahre alt. Seine Dachsparren zitterten im Wind. „Ich möchte nicht, dass du eine Nacht in diesem baufälligen Haus verbringst“, sagte mein Vater.

Um vier Uhr morgens wachte ich auf und stieg zur Veranda hinauf, um hinauszusehen. Der Wind hatte sich gelegt, aber die Laterne im Fenster brannte noch immer. Sie erschien mir als Symbol der Einsamkeit des Alters. Meine Großmutter sprach nicht von ihrer Enttäuschung. Vielleicht war ihr klar geworden, dass ihre

Enkelin, die früher einmal abends dicht neben ihr gelegen hatte, um einzuschlafen, aus dem Bedürfnis nach einer Liebe, wie nur die Alten sie geben können, herausgewachsen war.

Nicht Tod ist die Tragödie, sondern wachsen und aus den Bedürfnissen herauswachsen. Ich war für sie eine Fremde geworden, eine junge Frau, die Geheimnisse in ihrem Herzen versteckt hatte, aber als ich nach meiner völligen Genesung ins Auto stieg, das mich zum Bahnhof bringen sollte, näherte sich mir meine Großmutter mit geröteten Augen und bat: „Du kommst doch zum Vishu-Fest (Neujahr in Kerala) im April, nicht wahr?“ Und als geübte Schwindlerin hielt ich ihre rauen Hände in den meinen und murmelte: „Ja, natürlich, natürlich . . .“

Vor der zweiten Aprilwoche ging sie heim. Sie war rechtgläubig und sehr sittenstreng. Ich wollte sie niemals mit meiner unkonventionellen Denkweise unglücklich machen. Als ich hörte, dass sie gestorben war, freute sich deshalb etwas in mir über die neu gewonnene Freiheit, im Übrigen aber empfand ich tiefe Verlassenheit.

Niemand hatte mich so sehr geliebt wie meine Großmutter. Aber schon in der ersten Woche nach ihrem Tod verliebte ich mich in einen äußerst hübschen Mann, der mich vom Khargymkhana, wo ich abends Tennis spielte, nach Hause brachte. Die Abendsonne hellte seine grauen Augen auf. Der Glanz seiner Haut und die Schönheit seines Lächelns bewirkten, dass ich plötzlich Ehrfurcht und Demut empfand.

Wir gingen zu einem Haus am Meer, das an der Cuffe Parade lag. Es war im bunten Monat Juni, wenn alle Bäume blühen und der junge Rasen voller gelber Schmetterlinge ist. Hinter den beiden einander völlig gleichen Häusern erhob sich ein sechsstöckiges Gebäude, Dhunastra, das alt war und leer stand. Das ganze Grundstück gehörte der Reservebank von Indien, die die

Arbeitgeberin meines Mannes war. Es erstreckte sich von der belebten Wodehouse Road bis zur einsamen Cuffe Parade. Dahinter lagen damals nur Sumpfland und das gurgelnde Meer. Ein Feldweg führte am Meer entlang, aber wir näherten uns nur selten dem aufgewühlten Meer, denn wir fürchteten den rauen Wind, der sich bei Flut daraus erhob.

Unsere neue Wohnung besaß eine mit Kletterpflanzen bewachsene Vorhalle, ein Wohnzimmer voller Bücher und zwei Schlafzimmer. Von meinem Schlafzimmer aus konnte ich hören, wenn sich das Eisentor öffnete, und ich konnte den Kies unter den Füßen unserer Besucher knirschen hören. Wir hatten nur wenige Freunde. Unter meinem Fenster wuchsen Kamelien. Von meinem Bett aus konnte ich meinen Kindern beim Spielen auf dem Rasen zusehen, wie sie Schmetterlinge jagten.

Meine Tage waren mit unglaublicher Harmonie erfüllt. An der Vorhalle blühten die Rangoon-Kletterpflanzen. Die zarten Rosatöne sahen in den Abendschatten weiß aus. Ich hängte eine Messinglaterne in die Vorhalle und zündete sie allabendlich an.

Als ich eines Abends auf der obersten Stufe der Vorhalle saß, kam mein grauäugiger Freund und setzte sich zu meinen Füßen. Das Beben seiner Lippen entzückte mich. „Ich hoffe, du verliebst dich nicht in mich“, sagte ich und lächelte auf ihn nieder. Er verbarg sein Gesicht in den Falten meines Saris. Draußen spielten meine Söhne mit den Nachbarskindern. Im Wohnzimmer arbeitete mein Mann an seinen Akten.

Kurz nach unserem Umzug bekam mein Sohn Monu Kinderlähmung und wurde zur Behandlung in Dr. Patels Polyklinik in Vile Parle eingeliefert. Ich war starr vor Angst. Das Kind bekam heiße Umschläge und wurde allmählich wieder gesund, aber das ständige Hin und Her zwischen Colaba und Vile Parle ermüdete

mich sehr und verdarb mein Aussehen. Ohne jeden Grund brach ich häufig in Tränen aus.

Der sechsjährige Monu fragte mich dann: „Warum weinst du, Amma? Muss ich sterben?“ Und ich schüttelte den Kopf, küsste ihn und sagte lebhaft „Nein, nein, nein!“ Eines Tages besuchte uns mein hübscher Freund im Krankenhaus. Mein Sohn schlief. Ich konnte nicht sprechen. Ich konnte nur weinen, er drückte mich an seine Brust und küsste meine nassen Augen. „Amy, ich liebe dich“, sagte er. „Alles wird gut werden, mein Liebes.“

Was bedeutete er mir? In diesem Sommer, als die Gulmohurs-Bäume mit ihren roten Blüten den Himmel verbrannten, schmückte er mein Haar mit wohlriechenden weißen Blumen, die er unter meinem Fenster gepflückt hatte. Was wollte er von mir? Als ich nahe bei ihm stand und er seine Arme um meine Schultern gelegt hatte, flüsterte ich ihm ein- oder zweimal zu: „Ich gehöre dir, tu mit mir, was du willst, schlaf mit mir.“ Aber er sagte: „Nein, für mich bist du eine Göttin, ich werde deinen Leib nicht entehren.“

Heute drängen sich in Nariman Point die großen Gebäude aneinander. Aber als ich jung und in einen grauäugigen Mann verliebt war, war es eine sumpfige Öde. Wir wanderten ziellos die ruhige Panday Road entlang oder über die Cuffe Parade der Sonne zu. Wir hatten keinen Platz zum Ausruhen. Aber im Glühen der Abendsonne fühlten wir uns wie Götter, die den Weg verloren und sich auf einen unfreundlichen Planeten verirrt hatten.

28. Meine Liebe war wie Almosen, die eine Bettelschale suchen

Tauben sitzen seltsam still
Auf dem Sims
Eines Nachmittagstraums
Der heiße Staub erhebt sich
Fällt auf sonnengeschlte Schnäbel
Auf eine Stadt fiebriger
Gässchen.
Die Sonne schwillt; dann
- Geschwollen wie eine Frucht -
Jagt sie grelle Silberfäden
Quer durch meinen
Nachmittagstraum.

Das alte Gebäude, das unseren Blicken die belebte Wodehouse Road entzog, hieß Dhunastra und war von der Stadtverwaltung zum Abriss bestimmt.

Seine Mauern hatten tiefe Risse, aus denen während der Regenzeit bleiche Feigensprsslinge wuchsen. Wenn die Sonne seine geschlossenen Fensterläden beleuchtete, ähnelten sie Augen, die vom Star überzogen waren. Auf den Sims stolzierten Tauben, die mit ihrem launischen Wimmern meine Mittagsruhe störten.

Wenn ich mich an manchen Nachmittagen unruhig fühlte, ging ich zu dem alten Haus hinauf. Der rote Kies knirschte unter meinen Sandalen. Ich stieg die zerbrochene Treppe hinauf, die das

verkrümmte Rückgrat des Gebäudes war. Ich öffnete einige Türen und starrte in die Dunkelheit der Räume und immer, aber auch immer, liefen unsichtbare Nagetiere umher und der Staub stieg aus den Spalten im Fußboden.

Ich stellte mir gerne vor, dass Dunastra der Palast eines Dämons sei und dass nachts die Bewohner menschliche Maße annähmen und sängen und tanzten. Ich erzählte meinen Kindern solche Geschichten und glaubte selbst halb an die Fantasiewesen.

Hatte ich in Mondnächten nicht oft das Geklimper der Fußringe und das silbrige Lachen der himmlischen Festgäste aus dem alten Dhunastra aufsteigen hören, sobald die Straße draußen ruhig war und kein Auto zur nahegelegenen Tankstelle fuhr und hupte?

Ich sehnte mich nach Abenteuern. Ich wollte mich in Gefahr begeben. Als ich einmal in der dunklen Türfüllung eines der Räume stand, hörte ich männliche Stimmen Kónkani⁸⁶ sprechen, sah die unscharfen Umrisse eines Kessels und einiger metallenen Rohre und hörte das Pfeifen von Dampf.

Einer der Männer - er hatte einen Goldzahn - drehte sich herum und sah mich. Köstlicher Augenblick der Ungewissheit! Würden sie mich töten? Im nächsten Augenblick rannte ich mit laut hämmerndem Herzen die Treppe hinunter.

Später erzählte mir unser Milchmann, dass die Schnapsbrenner das verlassene Haus für ihre Zwecke gebrauchten und dass ich auf keinen Fall dorthin gehen sollte. „Sie sind Mörder“, sagte er.

Mein Freund schickte mir aus Delhi einen Brief, der so albern war, dass ich mich fast ekelte. Er war meinem Mann in die Hände gefallen, der ihn laut vorlas, um meine Reaktion zu beobachten.

„Wenn du wissen willst, wie sehr ich dich liebe“, schrieb der junge Mann, „zähle die Sterne am Himmel.“ Ich schämte mich für ihn.

Mein Mann war ärgerlich. „Amy, ich dachte, du wärest ein intelligentes Mädchen. Was um Himmels willen hat dich dazu gebracht, einen so dummen Burschen zu ermutigen?“ Ich konnte ihm nichts von den grauen Augen des anderen erzählen, in die ich an Nachmittagen die Sonne wie Honig hatte tropfen sehen, oder von dem hübschen Lächeln oder den Grübchen auf den Wangen. Mein Mann nahm die Brille ab, um mir weitere Verlegenheit zu ersparen.

Hinter der einen Frage, die er gestellt hatte, lauerten alle nicht gestellten Fragen wie unsichtbare Pfeile darauf, mich zu verwunden. „Ernähre und kleide ich dich nicht und verschaffe ich dir nicht einen warmen Unterschlupf? Erfülle ich nicht meine ehelichen Pflichten - ob du willst oder nicht?“

Als ich meinem Freund von dem Ereignis erzählte, nahm er mit Leichtigkeit Abschied. Ich war ein von Gefühlen überbrodelnder Dampfkessel. Deshalb konnte ich, als ich ihm nachsah, wie er schnell davonging, ihn nur als Feigling betrachten. Die einzige Wahrheit, auf die es ankam, war, dass ich so viel Liebe zu verschenken hatte.

Wie Almosen nach einer Bettelschale Ausschau halten, so suchte meine Liebe nach einem Gefäß. Wenn die Stunde der Anbetung gekommen ist, wird sogar ein Stein zum Götterbild. Ich suchte vielleicht ein vertrautes Gesicht, das wie ein blauer Lotos auf den Wassern meines Traumes blühte. Ich wollte mich dem Körperlosen nähern, aber ich näherte mich nur anderen Formen und verirrte mich. Ich mag in die Irre gegangen sein, aber ich habe niemals meine Bestimmung vergessen.

Vor kurzem erzählte mir unser Familienfreund Ram Deshmukh von einem Baum im Universitätsgarten, der eines Morgens Blüten getrieben hatte, die schwer vom Duft waren. Er hatte dorthin seinen Morgenspaziergang gemacht und war lange Zeit stehengeblieben, um zuzusehen, wie die Bienen um die Blüten schwirrten, und um ihrem Summen zuzuhören. Er sagte, es sei wie ein großes Fest gewesen. Aber die Feste des Frühlings sind kurz.

Als er am nächsten Morgen dorthin zurückkam, gab es weder Blüten noch eifrige Bienen. Der Baum stand da, einsam wie zuvor, und unter ihm auf dem Boden lagen die toten Blüten. Deshmukh war darüber traurig geworden.

Als er mir diese Geschichte erzählte, fühlte ich, dass ich gleich in Tränen ausbrechen würde, weil Schönheit wohl nur eine kurze Episode war. Ja, ich fühlte, dass ich eine kurze Zeit lang dieser Baum gewesen war und dass ich in der Vorhalle unseres Hauses an der Cuffe Parade eine kurze Zeit mit den Blüten des Frühlings gegläntzt hatte. Aber der Herbst war zu früh gekommen. Zu früh waren die Bienen davongeflogen.

Als ich eines Tages die Tür öffnete, stand wie ein etwas kurz geratener Gott ein Fremder vor mir. Er war in ungebleichtes Leinen gekleidet und trug einen flachen italienischen Kragen. „Ich bin Carlo“, sagte er. „Ich bin dein Brieffreund.“

Nach meiner Hochzeit hatte ich keinem meiner Freunde mehr geschrieben und deshalb war ich sehr überrascht, ihn zu sehen. Er hatte glänzendes glattes Haar und dicke rote Lippen. Zwar wirkte sein verschleierter Blick sehr aufregend, aber ich fühlte mich körperlich nicht von ihm angezogen. Er hielt mit einer Hand mein lose fallendes Haar hoch und küsste mich auf die rechte Wange.

„Binde dein lockiges Haar zusammen“, rief er. „Lass mich dein Gesicht deutlich sehen!“ Als wir Hand in Hand hineingingen,

sah uns meine Dienerin verächtlich an. Sie hielt nichts von Fremden. Als sie einmal Nikita Chruschtschow an unserem Tor hatte vorbeifahren sehen, hatte sie liebenswürdig genickt und die Bemerkung gemacht: „Er sieht gar nicht wie ein Fremder aus, er sieht sehr elegant aus. Wer würde denken, wenn er ihn sieht, dass er kein Nair ist?“

Als Carlo in mein Leben trat, waren alle Blüten des Universitätsgartens zu Boden gefallen. Ich war kein in die Liebe verliebtes nebeläugiges Mädchen mehr.

29. Ich sehnte mich immer noch nach meinem grauäugigen Freund

Es war Juli, ein Juli voller Regen; und Dunkelheit war
Wie Rauch in den Höhlen des Himmels gefangen und
Der lüsterne schwüle Geruch von Fäulnis stieg
aus der Erde auf.

Er ging einen Schritt vor mir her, der Westwind blätterte
Durch sein Haar und ich dachte, wenn ich nur wirklich,
Wirklich seine Liebe wollte, werde ich auf dem Glück reiten,
Dem großen weißen Ross, dem Zerstampfer
unheiliger Gesetze;

Wenn ich nur die ererbte Erinnerung an eine Berührung
Vertreiben könnte, werde ich mir selbst

In Schlafzimmerspiegeln dunkle Früchte auf
Silberplatten servieren,

Während er liegt und beobachtet, der helle Eroberer des Landes
Eines anderen. Ich werde die Scheiben seiner
launischen Augen putzen,

Und in eifersüchtiger Laune nach bitteren Worten
und einem Wutausbruch

Werde ich in seinen Nerven wimmern, wie
heimatlose Katzen wimmern,

Wenn der Sturm sie mit Steinbrocken überschüttet.

Carlo war der einzige Sohn wohlhabender Eltern, ich dagegen war die Frau eines Regierungsbeamten, die jeden Monatsanfang mit unbezahlten Rechnungen zu kämpfen hatte.

Er war urban und kultiviert. Das kleine Dorf Punnayurkulam, das ich hinter mir gelassen hatte, klebte an mir wie Schmutz unter den Fingernägeln. Ich war von Folklore und Aberglauben durchtränkt. Ich trug eine schwarze Schnur um den Hals, die durch einen Talisman gezogen war, der die zürnenden Götter versöhnen sollte. Ich hatte im Ganzen vier Saris und ein paar Baumwollblusen, die ich mit Stickerei verschönert hatte.

In den großen Hotels, in die mich Carlo zum Mittagessen ausführte, hatte ich Schwierigkeiten, mit dem Besteck umzugehen. Ich konnte nichts ohne ein gewisses Maß an Ungeschicklichkeit tun, aber Carlo hielt meine Hand fest in seiner und sagte: „Bitte verändere dich nicht, bitte verändere dich nicht zu einer Bombay-Nutte.“

Als wir eines Tages zur Strandbuchhandlung gingen, sagte er, dass wir gemeinsame Pflegeeltern hätten. Waren wir nicht mit den festen Stimmen von Tschekow, Flaubert, Maeterlinck, Mansfield und Virginia Woolf aufgewachsen? Die Töne, die unsere wirklichen Eltern in unserer Gegenwart von sich gaben, waren ganz unbestimmt, während die Toten unsere Ohren mit ihrer Philosophie erfüllten. Isabella Duncan sagte uns, dass die beste Liebe die freie Liebe sei. Wir sahen einander nervös an. Konnten wir ihrem Beispiel folgen? Da wurde ich tief rot. „Du kannst mich heiraten“, sagte Carlo. „Du kannst deinen grauäugigen Freund vergessen, deinen gleichgültigen Ehemann verlassen und mit mir in mein Land kommen.“

„Wir können wahrscheinlich eine Liebesbeziehung haben“, sagte ich und dachte dabei an den Frieden meiner Nächte und die im Schlaf verschlossenen Gesichter meiner kleinen Söhne. „Ich bin keine Scheidungsfrau.“ „Und ich bin nicht Wronskij“, sagte Carlo lachend.

Ich ging gerne über die Wodehouse Road an den Läden vorbei. Die Ladenbesitzer und die Fahrer, die dort herumlungerten und mich immer in meinem braunen Baumwollsari sahen, hielten mich für eine hübsche Kinderfrau und piffen mir nach. Meine Kinder sahen zu fein aus, als dass sie hätten mir gehören können, wenn sie so mit mir spazieren gingen und sich mit ihren kurzen dicken Fingern an meiner Hand festhielten.

Von links angefangen, kam zuerst der „Pierotti“ genannte Laden, wo John uns Liebesknochen verkaufte und uns dann, an seinen Ladentisch gelehnt, beim Essen zusah. Danach kam Herr Shroffs Radioladen, in den wir nur kurz gingen, um guten Tag zu sagen. Dann kam die Apotheke unseres lieben Arztes mit dem jungen, auf einem hohen Hocker balancierenden Apothekengehilfen, der auf die Straße hinaussah. Dann kam ein Ruheplatz für uns: das Fotostudio, das dem hübschen Zafar gehörte, der uns oft fotografierte und der von dem Mädchen Naseera erzählte, das er liebte.

Vor dem Studio war das Paar, das aus Liebe außerhalb ihrer Kaste geheiratet hatte und zu Obdachlosen geworden war: der dünne, junge Mann aus Madras, der seinen Lebensunterhalt mit Autowaschen verdiente, und seine dicke Frau aus Maharastra. Schräg gegenüber war die Schule, in die meine Söhne allmorgendlich widerstrebend gingen, um sich dort bilden zu lassen.

In der Nähe stand ein Gebäude, in dem Varma, ein Freund meines Vaters, wohnte. Als mein Vater uns besuchte, lud Varma uns zum Tee in seine Wohnung im sechsten Stockwerk ein, von deren Terrasse mit den Granitsimsen aus wir die Dattelpalmen und den blauen Streifen Meer, der Colaba-Point umschloss, bewunderten.

Varmas Frau war hübsch mit ihrem langen geflochtenen Haar und ihren dunklen Augen. Die Wohnung war alt und sah schmutzdelig aus, aber die Schönheit der Frau glich die Eintönigkeit der Wohnung wieder aus. Am Tag der Einladung zum Tee schien sie schlechte Laune zu haben. Offensichtlich waren wir ihr zu bäurisch und nicht so ganz ihr Typ.

Damals hatten die hellerhäutigen Leute eine Art Überlegenheitskomplex. Die Engländer hatten uns gewisse falsche Begriffe von Schönheit und gutem Benehmen eingimpft. Es wurde als unpassend angesehen, wenn jemand zu formellen Gelegenheiten farbenfrohe Kleidung trug. Die Betonung lag immer auf Mausgrau. Die Damen der guten Gesellschaft wählten Kleider in hellgrau oder wollweiß, den von den Engländern bevorzugten Farben. Farbenpracht in formeller Kleidung wurde als unziemlich betrachtet.

Dagegen hatte es die untere Mittelschicht gut. Sie kleidete ihre Frauen in dunkelrot und dunkelgrün, sodass sie wie Edelsteine in der Nachmittagssonne funkelten. Auch die Arbeiterinnen trugen dunkle Farben, und wenn sie die flachen Schüsseln mit Lehm oder Zement auf dem Kopf trugen, schwangen sie stolz ihre Hüften und sangen in Telugu.⁸⁷ Hinter unserem Haus wurde das alte Gebäude abgerissen und ein neues an seiner Stelle errichtet.

Fast ein Jahr lang war unser Hinterhof voller Drahtnetze und Kieshaufen und die beiden Maschinen der Firma Millars gaben von morgens um zehn bis nachmittags um sechs laute knirschende Geräusche von sich. Es gefiel mir, beim Bau des neuen Dhunastra-Gebäudes zuzusehen und mich mit den Arbeitern und Aufsehern anzufreunden, die zu uns zum Wassertrinken kamen oder auch für ein Betelblatt aus der Schachtel der Kinderfrau.

Die Maurer waren aus Dörfern in Andhra Pradesch. Nach sechs bekamen sie von den Aufsehern ihren Lohn ausgezahlt. Dann

drängten sich die Frauen um den Hydranten, um sich zu waschen. Dabei lachten sie laut, während ihnen ihre Männer aus einiger Entfernung zusahen. Danach kneteten die Frauen den Teig und bereiteten dicke Chapatis⁸⁸ zu, die sie dann mit zerstoßenem Chili und Zwiebeln gemeinsam aßen.

Die Kinder, die tagsüber so sehr mit Staub bedeckt waren, dass sie wie Puppen aus Stroh und Lehm aussahen, glänzten nach ihrer Abendwäsche wie frische Kastanien. Sie kletterten ihren Müttern in den Schoß und saugten an ihren Brustwarzen, obwohl einige schon fünf oder sechs Jahre alt waren. Sie schliefen auf Charpoy in den für die Zeit der Bauarbeiten aufgerichteten Wellblechhütten.

An Sonntagen tranken die Männer Schnaps, und wenn sie zurückkamen, brachen sie Streit mit ihren Frauen vom Zaun. Dann hörten wir die Frauen weinen und schlossen die Fenster, um ihnen die Verlegenheit zu ersparen.

Der Juli zog vorbei und der August kam, aber ich sehnte mich immer noch nach meinem grauäugigen Freund. „Bin ich hässlich?“, fragte ich Carlo. „Nein, du bist eine hübsche Frau, aber der Bursche benimmt sich schändlich“, sagte er. Wir gingen den schmalen Feldweg entlang, der zum Meer führt, und Carlo legte mir den Arm um die Hüfte. „Wie wird meine Zukunft sein?“, fragte er. „Habe ich überhaupt eine Zukunft?“

30. Sexualität und Co-operative Movement

Seit kurzem hungere ich danach,
Mir gierig einzuverleiben - wie ein fressender Waldbrand
Mit jeder Zerstörung einen wilderen
Helleren Zauber gewinnt - alles, was mir in den Weg
kommt: kahlköpfiges Kind
Im offenen Kinderwagen, du denkst, ich gucke nur und auch ihr,
Schlanke Liebende hinterm Baum und du, alter
Mann mit Zeitung in der Hand und Sonnenlicht
Im Haar. Meine Augen lecken an euch wie
Flammen, meine Nerven
Fressen; und wenn ich fertig bin mit euch:
Im Kinderwagen, neben dem Baum und auf der
Parkbank, spucke ich
Kleine Aschehaufen aus, nichts anderes. Aber in mir
Werden die Anblicke und Gerüche und Töne wuchern
Und immer und immer fortgesetzt. In mir wird das
Baby schlafen,
Das im Kinderwagen, und schlafen und wachen und sein
Zahnloses Lächeln lächeln. In mir werden die
Liebenden gehen, Hand
In Hand und in mir, wo sonst, wird der Alte sitzen
Und die Berührung der Sonne fühlen. In mir werden
die Straßenlampen
Glimmen, die Cabaret-Mädchen hüpfen, die
Hochzeitstrommeln widerhallen, die Eunuche bunte Röcke
Schwingen und traurige Liebeslieder singen, die
Verwundeten klagen,
Und in mir wird die sterbende Mutter mi hoffnungsvollem

Blick um sich sehen und ihr Kind suchen, das, jetzt erwachsen,
In anderen Städten lebt und in anderen Armen liegt.

Im Jahr 1957 war die Cuffe Parade eine abgelegene Straße und alle ihre Häuser, die zweistöckigen, zierlichen mit den hübschen Säulen, gotischen Bögen und Erkern, sahen aufs Meer und seinen sumpfigen Saum.

Auf den Eisenbänken der Esplanade saßen die Bewohner des Parsen-Sanatoriums⁸⁹ still wie Statuen und saugten die Sonnenstrahlen auf. Das Sanatorium war eine wohltätige Einrichtung, wo die Armen für nicht mehr als fünf Rupien im Monat ein Zimmer bekommen konnten. Die meisten Bewohner waren alte Pensionäre, deren erwachsene Kinder sie nicht in ihren modernen Wohnungen haben wollten. Alle alten Gesichter erschienen mir einsam. Oft setzte ich mich neben sie und hoffte, sie würden aus bloßer Einsamkeit mit mir sprechen, aber niemand sagte etwas.

Von den Veranden hörte man die Kinder mit ihren Müttern streiten und um Geld für Zuckerwatte und Luftballons bitten, die die Hausierer am Tor anboten. Ziemlich oft hörte man von den geplünderten Müttern laute Ausbrüche und ein paar Klapse für die Kinder, die dann ein lautes Geheul anstimmten. Die Frauen trugen weiße, mit kleinen Blumen bedruckte Kleider, wenn sie aus dem Haus gingen, und große Netze, um ihre Einkäufe darin nach Hause zu tragen. Alle sahen blutarm aus und in ihren Gliedern war eine Schläffheit, die an Salamander erinnerte. Ich schrieb Geschichten in Malayalam über sie. In meiner Phantasie folgte ich einer jeden in ihre Zimmer mit den Stores und den alten rotbraunen Fotografien.

Als die Zeitschrift *Mathrubhumi*⁹⁰ meine Geschichten veröffentlichte, bekam ich Briefe von meinen Lesern in Bombay, die ihre Bewunderung ausdrückten. Jeder Brief gab mir einen Kick.

Ich hatte damals folgende Technik entwickelt: Ich folgte jedem meiner Charaktere für die Dauer einer Stunde und schrieb seine oder ihre Gedanken auf. Ich studierte die Menschen gerne, denn ich liebte sie überschwänglich.

Oft sagte mein Mann zu unserem Arzt, der ein Parse war, ich schreibe zu viele Geschichten über seine Gemeinschaft und Dr. Masani warnte mich lachend vor dem Protest des Parsen-Rates, der bald von den Geschichten hören würde.

Ungefähr zu dieser Zeit entschloss sich mein Bruder, Dr. Mohandas, eine hübsche Verwandte von uns zu heiraten. Bevor ich alleine die Stadt verließ, um an der Hochzeit teilzunehmen - ich wollte mit dem Flugzeug nach Cochin fliegen - ging ich in den neuen Schönheitssalon, der von Dhun Bhilpodiwala eröffnet worden war, um auszuprobieren, ob sie dort irgendetwas gegen meine Mitesser tun könnten. Eine Fremde, vielleicht eine Polin, die Val hieß, machte mir ein Gesichtsdampfbad und drückte mir die Mitesser aus. Dann bleichte sie die Härchen in meinem Gesicht und schickte mich ins Dachgeschoß, wo eine junge Frau, Fräulein Master, auf mich wartete, um mir das Haar zu schneiden. Ich war über die Veränderung meines Aussehens erstaunt und kaufte mir passend dazu einen blauen Seidensari mit rot und goldener Borte.

Wie stolz ich zum Flugzeug ging, während mein Haar hin und her schwang und der Flaum auf meiner Oberlippe, mit Wasserstoff gebleicht, golden in der Morgensonne schimmerte! Wie es das Schicksal so wollte, saß ich neben einem Herrn, der gerade ein von mir geschriebenes und in der *Illustrated Weekly of India* veröffentlichtes Gedicht las. Als ich ihm im Laufe des Gesprächs sagte, ich sei die K. Das, die das Gedicht geschrieben habe, war er so entzückt, dass er mir eine Schreibmaschine schenken wollte, die ich - zwar mit Grazie, aber doch widerstrebend - höflich ablehnte. „Sie sind für mich ein Fremder“, sagte ich zu ihm. „Aber jeder

Freund war einmal ein Fremder“, sagte er und schenkte mir ein durch gelbe, unregelmäßige Zähne beschädigtes Lächeln.

Am Tag nach der Hochzeit meines Bruders flog ich nach Bombay zurück. Es regnete in Strömen und es war spät in der Nacht. Mein Mann war nicht zu meinem Empfang zum Flugplatz gekommen. Ich fühlte mich verloren und unerwünscht. Aber ich entdeckte eine Frau, die mit meiner Familie in Kalkutta befreundet gewesen war, und ich brachte sie dazu, dass sie mich in ihrem Auto nach Hause fahren ließ. Als ich ins Haus kam, schliefen meine Kinder schon fest und mein Mann sagte nachlässig, ich sei ja spät dran.

„Warum bist du nicht zum Flugplatz gekommen?“, fragte ich. „Liebst du mich überhaupt nicht?“ Ich schluchzte und drückte ihn an mich. Er sagte: „Ich bin müde und schläfrig, wir werden morgen früh darüber sprechen.“

Im selben Jahr erkrankte mein Sohn Monu an Lungenentzündung. Er spuckte sahnebonbonfarbenen Auswurf, den ich in Handtüchern auffing, die ich später zum Auswaschen in heißes Wasser tauchte. Der Auswurf war klebrig wie Kaugummi. Unser Arzt spritzte ihm täglich Streptomycin. Der Husten schien kein Ende zu nehmen. Auch wenn mein Sohn friedlich schlief, kam es mir vor, als hörte ich ihn husten.

Oft erwachte er nachts aus dem Schlaf und setzte sich mit einem Ruck auf, denn er bekam keine Luft. Sein Gesicht wurde aschfarben und seine Augen weiteten sich vor Angst. Ich ging jeden Abend zur Colaba-Buchhandlung, um ihm Comics zu kaufen, damit er etwas von seiner Krankheit abgelenkt würde. Neben seinem Bett stand ein Sauerstoffapparat bereit, den ich bediente, wenn das Kind einen Erstickenfalls bekam. Wenn der Anfall vorüber war, wendete er sich mir zu und umarmte mich.

„Muss ich sterben, Amma?“, fragte er, und ich hielt ihn fest im Arm, schüttelte den Kopf und sagte „Nein, nein, nein.“

Als Monu sich wieder erholt hatte, kehrten meine Gedanken zu Liebe, Kunst und Literatur zurück. Ich lag morgens ungewaschen, mit fettigem Gesicht und in zwei Zöpfen geflochtenem Haar im Bett und las im Übermaß. Erst abends nahm ich die Mühe auf mich, mich etwas hübsch zu machen. Ich liebte Ölbäder, aber ich war zu träge, mich zu baden. Öfter ließ ich die alte Frau meinen Körper mit ayurvedischen Ölen einreiben, während ich ruhig auf dem hölzernen Sitz im Badezimmer saß und einen Roman las. Meine Kinder sahen gerne zu, wenn ich solche Bäder nahm.

Mein Lieblingsöl war Dinesavalyadi, das ich per Post vom berühmten Arya Vaidyasala in Kottakkal bekam. Mein Mann fand, dass es den erregendsten Duft von allen habe. Er war von Sexualität besessen. Wenn es ihm nicht um Sexualität ging, dann ging es ihm um *Co-operative Movement* und beides langweilte mich. Aber ich ertrug beides, denn ich wusste, dass ich weder dem einen noch dem anderen entkommen konnte. Ich lernte sogar, Interesse zu heucheln, das ich auch nicht ein einziges Mal wirklich empfand.

„Wie mein Chef sagt“, sagte mein Mann eines Tages, „ist *Co-operative Movement* gescheitert, aber es muss Erfolg haben!“ Ich brach fast in Lachen aus. „Wer ist denn dein Chef?“, fragte ich. „Es ist Venkatappiah, früher war er beim Indischen Öffentlichen Dienst. Hast du denn nie von ihm gehört?“

Mein Mann war wütend. Er erkannte, dass ich mit den Ereignissen auf dem Gebiet der Kooperativen nicht auf dem Laufenden war. „Du hast den hochgeschätzten Bericht des Kontrollkomitees der landwirtschaftlichen Kredite nicht einmal angefasst!“, sagte er. „Aber du darfst jede Nacht mit mir schlafen“,

sagte ich. „Genügt das nicht?“

31. Er ging schweigend ein paar Meter vor mir her

Früher einmal war unsere Begierde
Wie bunte Fahnen keines
Bestimmten Landes. Wir lagen
Mit glasigen Augen, erschöpft auf dem Bett, bloßes
Spielzeug, das tote Kinder hinterlassen,
Und wir fragten einander: Wozu? Wozu,
Verdammt noch mal?
Es gab nur diese Art von Liebe:
Aufeinander einhacken
Wie Verurteilte im Steinbruch hacken
Mittags. Wir waren Erde unter heißer
Sonne. In unseren Adern brannte es,
Und die kühle Gebirgsnacht tat
Nichts, um die Hitze zu kühlen. Wenn er
Und ich eins waren, waren wir weder
Männlich noch weiblich. Es gab keine
Worte mehr, alle Worte lagen
In den alternden Armen der Nacht gefangen. In
Der Dunkelheit wuchsen wir, als wir in der Stille
Sangen. Jede Note stieg aus dem
Meer, aus dem Wind, aus der Erde und
Aus jeder traurigen Nacht wie ein Schmerz.

In der Nachsaison im November, wenn es wenig Gäste gibt und die Hotelpreise niedrig sind, fuhr mein Mann mit mir und den kleinen Jungen für einen Urlaub nach Panchgani⁹¹ und brachte uns in einem Hotel unter, dessen Name „Fernblick“ war.

Es war ein windschiefer Bungalow mit ausgeblichenen Drucken von Hengsten und kleinen Männern im Reiterkostüm, die mit furchteinflößenden Schnurrbärten protzten. Alle hingen etwas schief an den schmuddeligen Wänden der Hotelhalle.

Das Hotel lag auf dem Gipfel eines Hügels. Während wir die schmale Straße, die die Bergkette umarmte, ringsherum im Taxi hinauffuhren, hörten wir Kindergelächter aus dem Tal aufsteigen und sahen rote Beeren im Dickicht in der Abendsonne wie Rubine glühen. Große graue Birken säumten die Mauern des Hotels, Bäume mit kreidig weißer Rinde, die sich schichtweise ablöst, und dreieckigen gekerbten Blättern. Links lag der Wald, dunkel, unerforscht, und wartete auf uns mit seinem fremden Duft. Im Hof lag Kies.

Man gab uns zwei Zimmer, ein großes Badezimmer und eine Veranda, auf der wir uns in Korbstühle setzten und unseren ersten Tee tranken. Die Kinder aßen Toast mit Butter und *Britannia* Kekse. Wenn sich eine Brise erhob, trug sie die Klänge aus dem Tal zu uns herauf. Wir hörten die Glocken der Ochsenkarren und das Klappern ihrer Räder.

„Für heute ist es zu spät, ins Tal hinunterzugehen“, sagte mein Mann. „Ich bin müde und sehr, sehr hungrig.“ Der Hotelboy brachte uns ein frühes Abendessen: eine undefinierbare braune Suppe, Hammelgulasch, Koteletts und Aprikosencurry. Wir trugen die Betten der Kinder in unser Zimmer und schliefen tief und fest unter den roten Woldecken, die uns das Hotel geliehen hatte. Ich hörte das Rufen eines Käuzchens und dann das tiefe Heulen des in den Wäldern gefangenen Windes.

Am Morgen klopfte einer der Hotelboys an unsere Tür und weckte uns. Die Gebirgsmorgendämmerung im Nebelschleier war eine Freude. Nach dem Frühstück zogen wir wollene Kleidung an und stiegen den Berg hinunter, um uns den Markt anzusehen, der

an seinem Fuße lag. Die Kinder ritten auf Ponys und wir gingen hinter ihnen her. Ich konnte nicht mit meinem Mann Schritt halten, denn er blieb niemals stehen, um Farnkraut zu pflücken und daran zu riechen oder um Beeren zu pflücken und vorsichtig hineinzubeißen, so wie ich es tat. Er ging schweigend ein paar Meter vor mir her. Der Markt war von Läden umgeben, in denen Wanderstöcke aus hellem Birkenholz mit Griffen, die wie Hundeköpfe geformt waren, und Salatschüsseln mit Salatbesteck verkauft wurden.

Der Schuhmacher Salunke folgte uns zum Hotel, wo er Maß nahm, um den Kindern Schuhe aus Hirschleder anzufertigen, das weicher als Wildleder und senffarben war. Tätowierte Frauen kamen mit flachen Körben voller Himbeeren auf Moosbetten auf dem Kopf zum Hotel. Sie entblößten ihre verfärbten Zähne beim Lächeln, wenn wir beim Feilschen verloren hatten.

Am Nachmittag hielten alle, auch das Hotelpersonal, eine kurze Mittagsruhe. Ich wählte diese Stunde für einen Waldspaziergang, wo außer den Blumen, die ich kannte und benennen konnte, große wilde, mir unbekannte Blumen wuchsen, die nach Schlachthaus und Blut rochen. Ich pflückte sie bündelweise und hängte sie zum Trocknen mit den Blüten nach unten in einen dunklen Kleiderschrank. Als wir einen Monat später die Koffer packten, waren die Blumen getrocknet und hatten ihre leuchtenden Farben behalten. Von allen Bäumen gaben Eichhörnchen und Kolibris sanfte Geräusche von sich und die Bergschnepfe scharrte im Unterholz, als ich durch das Laub ging.

Als ich wieder im Hotel war, schrieb ich einen Brief an meine Söhne Monu und Chinnen, in dem ich sie zu einer Teeparty einlud, die am Sonnabend unter dem größten Baum bei der Hotelmauer stattfinden sollte. Ich unterschrieb als „Eichhörnchen“ und schickte den Brief gleich ab. Als meine Kinder den Brief bekamen,

klatschten sie vor Freude in die Hände. Als der Sonnabend gekommen war, legte ich sie nach dem Mittagessen schlafen und stellte Teller voller Gebäck und Mandeln unter den Baum. Um vier weckte ich die Jungen, zog ihnen ihre roten Jacken an und führte sie zur Party.

Sie sahen sich nach ihren Gastgebern um, die nirgendwo zu entdecken waren. „Vielleicht trauen sie euch nicht“, sagte ich. Die Kuchen waren gut und ebenso die Nüsse. Aber Monu war ein bisschen enttäuscht. „Du musst mir schnell die Vogelsprache und die Eichhörnchensprache beibringen, Amma“, sagte er. Meine Söhne glaubten damals, dass ich mich gut mit Vögeln und anderen Tieren unterhalten könnte. Sogar mein Mann verhielt sich gelegentlich so, als glaubte er an meine Fähigkeit, mit Tieren zu sprechen. Immer wenn ein streunender Hund schwanzwedelnd in unsere Nähe kam, sagte er zu mir: „Amy, sei so lieb und bitte deinen Freund wegzugehen. Du weißt, ich kann Hunde nicht leiden.“

Die Wände des Hotels waren von einer geheimnisvollen Feuchtigkeit, die vielleicht von den vielen Schnecken herrührte, die langsam, sehr langsam, die Wände rauf und runter krochen. Nur ihre kleinen Hörner bewegten sich sichtbar. Sie waren groß und lehmgelb. Nachdem ich sie gesehen hatte, konnte ich die braune Suppe nicht mehr anrühren, die es zu jedem Abendessen gab. Die Suppe war köstlich und mein Mann fand es verrückt, dass ich irgendeine Verbindung zwischen ihrer Rätselhaftigkeit und der Gegenwart der Schnecken vermutete.

Während dieser Zeit war meine Periode unregelmäßig und schmerzhaft geworden. Das hinderte mich daran, täglich mit meiner Familie ins Tal zu gehen. Deshalb saß ich alleine auf den Eingangsstufen des Hotels, ließ die Beine baumeln und die Blicke schweifen und nahm die Pracht von Panchgani in mich auf.

In einem der hinteren Räume wohnte ein junger Mann, der nach einem schweren Nervenzusammenbruch mit einem Wärter zu einer Ruhekur ins Hotel gekommen war. Er kam eines Abends, als ich allein war, zu mir und fragte mich, ob ich ihm bitte die Nägel schneiden würde. „Wenn sie nicht kurz geschnitten sind, könnte ich die Leute kratzen“, sagte er. Ich holte meine Schere heraus und schnitt ihm die Nägel. Er legte die Hände zum Gruß zusammen und ging.

In einem anderen Zimmer wohnte ein alter Mann von vierundneunzig Jahren, der vollständig das Gedächtnis verloren hatte. Seine Söhne machten in Singapur Geschäfte und waren damit beschäftigt, ihr Glück zu machen. Sie hatten ihn zur Aufbewahrung ins Hotel gebracht und zum Nutzen anderer ein Brett an seine Tür gehängt, auf dem in Schreibmaschinenschrift biologische Einzelheiten des alten Mannes, sein Postamt, seine Krankheiten, die Anschrift seines am nächsten wohnenden Verwandten und natürlich sein voller Name standen. Ein Hotelboy sollte sich um ihn kümmern, aber der alte Mann war die ganze Zeit sich selbst überlassen. Er saß, von Kissen gestützt, in einem ausladenden Sessel und starrte mit seinen verschleierte Augen die Birken an.

Als ich eines Abends allein war, ging ich zu ihm hinauf, setzte mich neben ihn und nahm seine mit Altersflecken übersäte Hand in meine. Seine Hand lag wie ein totes Gewicht in meiner. Er war völlig ohne Bewusstsein wie ein Riesenfaultier oder so ein ausgestorbenes Lebewesen. Offensichtlich konnte er nicht mit der Welt außerhalb des dunklen und nebligen Gefängnisses seines Geistes kommunizieren. Eines Tages gab ich ihm ein Stück Schokolade, aber seine großen Finger zerbröckelten es und warfen es weg, während sein Nepali-Wärter ein rohes Gelächter über meine Dummheit anstimmte.

Als wir schließlich das Hotel verließen, nahmen wir getrocknete Waldblumen und ein paar Hirschlederschuhe für meinen Vater mit, die sich später als zu klein erwiesen. Der Schuhmacher hatte uns seine Anschrift in Hindi auf einen Notizzettel geschrieben, aber wir verlegten den Zettel und deshalb konnte keiner unserer Freunde in Bombay die schönen Hirschlederschuhe bei Salunke bestellen.

Nach unserem Panchgani-Urlaub hatten wir noch etwa vierzehn Tage frei. Wir fuhren also in unser Haus nach Malabar, um die Zeit mit meinen Eltern zu verbringen. Sie freuten sich, uns von der Gebirgssonne so gebräunt zu sehen. Mein Vater hatte einen Bogen aus Bambus errichtet, der völlig mit purpurroten Bougainvilleen bewachsen war. Er führte uns in seinen liebevoll gepflegten Garten, wo Ringelblumen, Wicken und andere Blumen blühten. Sogar die Hecken trugen große Blütentrauben, denn es war Dezember, die Zeit von Thiruvathira, dem Wasserfest, das die unverheirateten und verheirateten Frauen feierten, indem sie zwei Stunden vor der Morgendämmerung in den kalten Teich sprangen, wo sie herumplanschten und sangen.

Der Schauer des Wassers klang in ihren Stimmen und machte das Liebliche noch lieblicher, sodass die Männer sich mit köstlichen Liebesgedanken vom Schlaf erhoben. Nach dem Bad und dem Spielen im Wasser setzten sich die Frauen um Feuer, schwärzten die Augenpartie mit Kollyrium und schmückten ihre Stirn mit Sandelpaste und einem Punkt von schwarzem, aus verbranntem Reis hergestellten Chanthu.

Dann schaukelten sie auf Bambusschaukeln, die an langen Stricken von allen Bäumen hingen, um sich aufzuwärmen. Sie gingen nach Hause zum Frühstück, das aus Pudding, Bananen und Trink-Kokosnüssen bestand.

Man glaubte, dass die Einhaltung von Thiruvathira die Frauen schöner mache. Es war ein Fest zu Ehren von Kamadeva, des Gottes der sinnlichen Liebe.

32. Es war der Anfang des entzückenden Todes

Wenn ich
Schlafe, dann zerbricht
Die äußere Welt, alle Verbindungen
Sind zerstört. Ebenso wird in dem längeren Schlaf
Nur
Die Welt
Sterben und ich
Bleibe übrig, indem ich nur *bin*
Auch ein Überbleibsel bin⁹². . .

Nachdem ich nach Hause zurückgekommen war, glitt ich in eine Phase schlechter Gesundheit, und wie ein Hibiskus seine dunklen Blüten verliert, so verlor mein armer Körper rote Klümpchen auf dem Badezimmerfußboden. Und so viel ich auch ausruhte, es half nichts.

Deshalb rief mein Mann eine Ärztin, die mich untersuchen sollte, und weil ich sofort ihr Lächeln mochte, legte ich meine Scheu ab und zog mich vor ihr aus. Sie brachte mich für eine kleine Operation in die Praxis von Dr. Shirokar und danach zur Wiederherstellung in ihre eigene Klinik in Matunga.

Die Klinik war sehr klein: nur drei Zimmer, eine Veranda und eine Halle, wo die Geburten stattfanden. Die Ärztin, die Pankajam Karunakaran hieß, blieb über Nacht im ersten Stockwerk und fuhr nur sonntags zu ihrem palastartigen Bungalow in Andheri. Sie hatte eine fähige Assistentin namens Shantabei und ein paar junge Krankenschwestern, die ihr bei den Geburten halfen. Ich bekam das beste Zimmer, das unter der Treppe, und ein oder zwei

unserer Freunde schickten mir Blumen, die dann die Fensterbretter schmückten. Vom Bett aus konnte ich die ruhige Straße draußen beobachten.

Einen Tag nach der Operation fühlte ich eine plötzliche Wärme zwischen meinen Beinen und bemerkte mit Schrecken, dass das der Anfang eines Blutsturzes war. Die aus dem Schlaf gerissenen Schwestern versuchten, die Flut aufzuhalten, aber sie floss immer weiter, bis eine von ihnen in ihrer Verzweiflung die Treppe hinauf lief, um die Ärztin zu holen.

Ich konnte eine Art Stille in beiden Ohren tönen hören und empfinden, wie mein Körper leichter wurde. Einen Augenblick lang fühlte ich, dass ich wie ein Chiffonschal im Zimmer umherflog und über dem leblosen Körper auf dem Bett schwebte, aus dem der Blutstrom floss. Es war der Anfang des entzückenden Todes, der, bevor er sich vollendet, alle mit dieser Welt verbundenen Ängste hinwegnimmt.

Als die Ärztin kam und mir die Notfallbehandlung angezeihen ließ, hörte ich ihre Stimme wie aus großer Entfernung und wollte ihr sagen, dass für mich alles gut werde und dass ich glücklich sei, diesen Zustand erreicht zu haben, aber ich konnte weder die Lippen bewegen noch die Augen öffnen. Damals entdeckte ich, dass der Tod das Schließen der Lotosblüte in der Abenddämmerung und wahrscheinlich nicht von Dauer war. Aber ihr Eingreifen wirkte und ich kehrte ins Leben zurück. Mein kühl gewordener Körper erwärmte sich bei ihrer Berührung und meine Ohren füllten sich mit ihrer freundlichen Stimme, die mir sagte, ich sei gerettet. Wenn mir der Tod wie ein Geschenk angeboten worden war, dann hatte sie das Geschenk weggestoßen, aber ich empfand nur neue Liebe für sie. Ich streichelte ihr Haar und küsste ihre Wangen, während sie erleichtert lachte. Ich sah sie an, als sähe

ich sie zum ersten Mal. „Was ist denn, Amy?“, fragte sie mich. „Warum starrst du mich so an?“

Sie war die freundlichste Frau, die ich jemals kennengelernt hatte. Ihre Patienten verehrten sie, und als es mir gut genug ging, um herumzulaufen, setzte ich mich ans Hallenfenster und beobachtete die armen Patientinnen, die sich mit ihren Kindern auf den Hüften und den Medizinflaschen in den Händen hintereinander in eine Reihe stellten. Sie nahm kein Geld von den Armen und sie gab ihnen das Gefühl, sie leiste ihnen einzig und allein aus Freundschaft Hilfe. Alle Patientinnen empfanden sie als ganz besondere Person. Sie trug immer blasse feine Saris aus dem Ort Kanjivaram und hatte ihr Haar zum Knoten aufgesteckt. Gelegentlich rannte ich zu ihr ins Behandlungszimmer und küsste sie. Dabei roch ich den Duft ihres Gesichtspuders. Ich war nicht glücklich darüber, ihre Klinik zu verlassen, aber die Kinder waren glücklich, dass sie mich zum abendlichen Geschichtenerzählen und zu verrückten Spielen auf dem Rasen zurückhatten.

Dann wurde ich allmählich fast vollkommen gesund. Die Pickel verschwanden so plötzlich, wie sie gekommen waren. Ich erzählte meinem Mann immer wieder, dass ich in die Ärztin verliebt sei, und er sagte: „Es ist gut so, sie ist eine Frau, sie wird dich nicht ausnutzen.“

Ich schrieb einige Geschichten in Malayalam über die Menschen, die ich in ihrer Klinik getroffen hatte. Immer wenn eine Geschichte in einer Zeitschrift erschienen war, rannte ich damit in mein Schlafzimmer, legte mich aufs Bett und las sie, denn mein Herz klopfte so sehr vor Aufregung, wenn ich meinen Namen gedruckt sah. Ich veröffentlichte Gedichte im *Illustrated Weekly*, aber unter dem Namen K. Das, weil ich den Verdacht hatte, der Verleger habe Vorurteile gegen Schriftstellerinnen. Er war Ire und hieß Sean Mandy. Er war ein einfühlsamer Verleger, und wenn er

mir ein Gedicht zurückschickte, schrieb er mir die Gründe dafür. Ich stellte mir in einem Tagtraum vor, dass ich ihn eines Tages im Gul Mohur treffen würde, wo er täglich zu Mittag essen sollte. Bei der Gelegenheit würde er sich unausweichlich in mich verlieben.

Wenn er mich damals zum Mittagessen eingeladen hätte, wäre es mir schwergefallen, die Einladung anzunehmen, denn alles Geld, das ich von den Malayalam-Zeitschriften bekam, gab ich in der Strandbuchhandlung für Bücher aus und kaufte kein einziges neues Kleidungsstück. Was Kleidung anbetraf, war ich so schäbig wie eine Landstreicherin. Ich hatte nur ein oder zwei hausgenähte rosa Blusen mit Schweißflecken unter den Armen. Meine Saris waren an manchen Stellen ungeschickt geflickt. Ich war nicht gerade dafür ausgestattet, zur Mittagszeit das Gul Mohur zu zieren.

Schreiben wurde meine einzige Liebhaberei. Ich schrieb fast zwei Geschichten in der Woche und schickte sie ab. Das Geld für die Briefmarken lieh ich mir von meinem Mann. Das *Mathrubhumi* schickte mir zwölf Rupien für eine Geschichte. Für jede Geschichte brauchte ich eine ganze Nacht, denn Schreiben war unmöglich, solange die Kinder wach waren.

Ich gab den Geschichten gegen sechs Uhr morgens, wenn die Familie aufstand, den letzten Schliff. Ich versuchte nachmittags ein oder zwei Stunden zu schlafen, aber die Nachbarinnen waren freundliche Damen, die mich gerne besuchten, um über Kleider zu plaudern. Ich fand die Bedingungen recht hart.

Wenn die Jungen morgens in der Schule waren, malte ich auf einer Staffelei im Portikus Ölbilder. Ich konnte nur Frauen malen, aber die sehr gut. Ich schenkte meine Malereien meinen Freunden zum Geburtstag. Abstrakte Kunst war damals noch nicht sehr Mode. Deshalb hängten meine Freunde die Bilder glücklich an ihre Wohnzimmerwände.

Es war ein guter Lebensabschnitt. Ich besaß Gesundheit, gutes Aussehen, Bücher zum Lesen und Talent. Früh am Morgen weckte mich der Gorkha-Wachmann⁹³ (2) des Gebäudes, das Gulistan hieß, mit seinem eintönigen Gesang. Die Nepali-Melodien brachten den Nebel der Berge und ihre tragische Einsamkeit mit. Der Gorkha wusch sich unter einem Wasserhahn, während er sang, und wir hörten das Wasser und den Gesang miteinander, beides war ineinander verschlungen. Wir lagen in unseren Betten, hatten keine Lust zum Aufstehen und der Himmel vor unserem Fenster wurde langsam hell.

33. Das Hinscheiden meiner Urgroßmutter

In einem Haus, jetzt weit entfernt,
Empfing ich einst Liebe. Die Frau starb,
Das Haus zog sich ins Schweigen zurück. Schlangen krochen
Durch die Bücher. Damals war ich zu jung
Zum Lesen und mein Blut kreiste wie der Mond.
Wie oft ich daran denke, dorthin zu gehen,
Um dort durch die blinden Augen der Fenster zu starren oder
Nur der kalten Luft zu lauschen
Oder in wilder Verzweiflung einen Armvoll
Dunkelheit zu pflücken, die ich herbringe, damit sie
Hinter meiner Schlafzimmertür liegt wie ein grüblerischer
Hund. Du kannst nicht glauben, Liebster,
Oder doch? dass ich einmal in einem solchen Haus gelebt habe und
Stolz war und geliebt wurde, ich, die ich
Mich verirrt habe und jetzt an fremden Türen um
Liebe bettele – wenigstens in kleiner Münze.

Nach dem plötzlichen Tod meines Großonkels und dem Tod
meiner lieben Großmutter wurde das alte Nalapathaus
abgeschlossen und seine Diener entlassen. Die Fenster wurden
sanft geschlossen, wie man die Augen von Toten schließt.

Meine Eltern nahmen meine Urgroßmutter ins Sarvodaya-
Haus auf, wo sie lautlos das östliche Schlafzimmer im Erdgeschoß
bewohnte, das von den hohen Mangobäumen, durch deren Blätter
das alte, geliebte Haus zu sehen war, Schatten bekam. Die Ratten
rannten durch seine verdunkelten Hallen und die weißen Ameisen
errichteten seltsame Begräbnistotems außen an seinen Mauern.

Meine Urgroßmutter hatte eine Fähigkeit, Kummer hinzunehmen, die sonst nur Kinder haben. Der Tod des alten Hauses betrückte sie nicht lange. Als man sie geweckt hatte, damit sie bei ihrer sterbenden Tochter wachte, hatte sie nur kurz gebetet und sich dann zum Reinigungsbad bereitgemacht.

Meine Urgroßmutter war die einzige Tochter eines wohlhabenden Stammesfürsten, des Raja von Punnathore Kotta. Sie war die einzige in der Familie, die auf einem Elefanten in den Tempel geritten war. Wenn ein Nair-Mädchen zum ersten Mal ihre Periode bekam, setzte man sie auf eine mit weißem Mull bedeckte schwarze Decke. Dort saß sie drei Tage lang vollständig abgeschieden von allen anderen. Sie durfte allen Schmuck tragen, den sie besaß, und man gab ihr einen schimmernden Messingspiegel, den sie vor ihr Gesicht halten konnte.

Am vierten Tag führte man sie aus dem Haus und sie ging mit anderen in einer Prozession zu einem Teich, wo sie unter Schreien und Gelächter ein zeremonielles Bad bekam. Danach schwärzten die Frauen ihre Augenpartie mit Kollyrium, schmückten ihre Stirn mit Sandelholzpaste, ihre Wangen mit Gelbwurz und ihre Lippen mit Betel. Ein Fest für das ganze Dorf wurde veranstaltet. Dort tanzten die Frauen Kaikottikkali und die jungen Männer bekamen Gelegenheit, das Mädchen zu sehen, das mannbar geworden war.

Am siebenten Tag führte man sie zu einem weit entfernten Tempel. Meine Urgroßmutter, die mit elf Jahren ihre erste Periode bekommen hatte, ritt auf dem Elefanten ihres Vaters zum Tempel. Sie saß elegant auf dem Howdah⁹⁴ und trug die schwere Amadakkootam⁹⁵, die die obere Hälfte ihrer zarten Brüste bedeckte, während ihre Mädchen vor ihr her rannten und „Hoho“ riefen, um die „Unberührbaren“ davor zu warnen, ihr in den Weg zu kommen.

Innerhalb eines Jahres wurde sie mit dem Raja von Chiralayam verheiratet, der untersetzt war und schwere sinnliche Lippen hatte. Mit neunzehn wurde sie plötzlich frigide und brach zum Nalapathaus auf. Sie brachte ihre kleine Tochter mit und gab keine Erklärungen ab. Ich habe oft gesehen, wie sie ihre Fußsohlen schrubbte und peinlich genau ihre Zehennägel zwei- oder dreimal am Tag reinigte, sodass ich vermute, ihr überentwickelter Sauberkeitssinn habe etwas damit zu tun, dass sie sich von ihrem Mann getrennt hatte. Sie hat wohl die Erfüllung der ehelichen Pflichten für unsauber gehalten.

Meine Urgroßmutter war vom Geist der Pünktlichkeit besessen. Um zwölf Uhr, wenn unsere Wohnzimmeruhr zwölfmal schlug, tauchte sie aus ihrem Zimmer auf und verlangte ihr Mittagessen. Einmal stellten wir zum Spaß die Zeiger der Uhr vor, sodass es Zwölf schlug, obwohl es in Wirklichkeit erst elf Uhr war, und die alte Dame kam heraus, verlangte ihr Essen und murmelte: „Ich bin hungrig.“ Als wir sie auslachten, stimmte sie in unser Gelächter ein. Ihr Lachen klang lebendig wie das eines Schulmädchens und völlig arglos. Sie klatschte mit den Dienern, stellte ihnen persönliche Fragen über ihre Ehen und war immer glücklich, wenn sie ihren häuslichen Streit schlichten konnte.

Als mein Vater beschloss, nach Calicut überzusiedeln, wo er Zeitungsredakteur werden sollte, wusste zunächst niemand, was mit der alten Frau werden sollte. Sie wollte mit meinen Eltern in die Stadt ziehen. Aber meine Tante überredete meine Mutter, dass sie die alte Dame in ihr Haus aufnehmen dürfe, das nur eine kurze Strecke entfernt lag. Meine Mutter, die immer tödliche Angst hatte, die Gefühle von Verwandten zu verletzen, stimmte schließlich zu. Urgroßmutter wurde in einem dunklen Zimmer gegenüber dem Vorratsraum untergebracht, wo sie schweigend und mürrisch zusammengerollt auf einem schmalen Bett lag.

Mein Onkel war ein bekannter Politiker, Mitglied der Gesetzgebenden Versammlung im Parlament. Er gab täglich Empfänge. Infolgedessen zogen sich die Mahlzeiten in die Länge. Das Essen bestand aus chilli-geröteten Currys, gebratenem Fisch, Hähnchen und Biryani. Die Urgroßmutter war Vegetarierin. Ihr wurde von den Küchengerüchen übel. Sie verlor den Appetit, wurde von Tag zu Tag schwächer und ihr Schweigen verdichtete sich schließlich zum undurchdringlichen Schweigen des Todes. Viele Jahre nach ihrem Tod sagte mir meine Mutter, es liege ihr wie eine schwere Last auf dem Gewissen, dass sie ihre Großmutter im Stich gelassen habe. „Ich hätte sie mit nach Calicut nehmen können“, sagte sie. „Aber damals dachte ich nur an die Gefühle meiner Schwester.“

Die Alten werden wie unerwünschtes Gepäck abgeladen. Man verstaut sie irgendwo wie aus der Mode gekommene Gegenstände, wie Trödel. Man lässt sie zugrunde gehen. Wie oft habe ich mich an meine liebenswerte, zarte Urgroßmutter erinnert und zu Gott gebetet, dass ich nicht dasselbe Schicksal erleiden, sondern früh sterben möge, solange ich noch erwünscht bin und liebevoll umsorgt werde.

34. Immer wieder rief derselbe Mann an

Ich verabschiede mich von dir, schöne Stadt und Tränen
Verstecken sich in meinen erwachsenen Augen
Und Traurigkeit schweigt wie ein Stein
Im unbeweglichen Innersten
Eines Flusses. ...

Ich sage Adieu, Adieu, Adieu
Zu den schlanken Schatten hinter Fensterscheiben,
Geschlossen gegen verworrene Wünsche
Und Regen; zu gelben Monden,
So lange übersehen, so lange ungeliebt;
Zu den fleischhungrigen Vögeln,
Die am Himmel kreisen
Mit schrillen feindlichen Schreien; zur Menschenmenge
Beim Meer, die spazieren geht oder sitzt,
Aber immer spricht, spricht,
Spricht ...

Ich verabschiede mich von dir, schöne Stadt, behalte
deine Tränen,
Deinen Ärger und dein Lächeln für andere,
Junge, die mit frischen Augen kommen;
Gib ihnen deine Kurtisanen mit den traurigen Augen, mit Flitter
Und Jasmin im Haar, deine marmornen
Bahnen in den Leichenhallen; deine spröden
Gelächter am Straßenrand ...
Ich sage Adieu, Adieu, Adieu
Zur Stille und den Tönen,
Zu Straßen, in denen ich nur im Traum
Gegangen bin, zu Lippen, die ich nur im Traum

Geküsst habe, zu Kindern,
Lieblich wie Blumen, die ich
Nie geboren habe.

1962 wurde für die Bankbeamten in Bombay ein Seanza-Kurs⁹⁶ durchgeführt, zu dem Delegierte aus verschiedenen Ländern angereist waren. Einer von ihnen, der den Anspruch erhob, spanisches Blut in den Adern zu haben, kam regelmäßig zum Abendessen zu uns.

Er mischte Stückchen von Omelett mit Reis, goss Soße darüber und aß die Mischung mit großem Appetit. Er war mittelgroß, hatte eisgraues Haar, das pomadisiert schwarz aussah, und Augen wie Korinthen, die mir spitzbübisch zuzwinkerten.

Als ich eines Tages mit Kopfweh an meinem Schreibtisch saß, massierte er mit sanften geschickten Fingern meinen Nacken, bis der Schmerz nachließ und ich einschlief. „Ich bin auch ein Hypnotiseur“, sagte er.

Mein Mann hielt ihn für einen ausgezeichneten Gesellschafter, denn er besaß einen großen Vorrat an Witzen und Anekdoten, über die wir schallend lachten. „Bring ihr ein Glas Wasser, Das!“ sagte er zu meinem Mann, und als der hinausgegangen war, küsste er mich zart auf die Wangen. Ich sprang sofort auf. „Liebst du mich denn überhaupt nicht?“, fragte er mit gedämpfter Stimme.

Wir gingen öfter zu dritt in ein altes Lokal, das „Wolga“, um dem Sänger mit der rauen Stimme zuzuhören und um zu tanzen. Unser ausländischer Freund war ein graziöser Tänzer und er wollte nie sitzenbleiben, wenn Tanzmusik gespielt wurde. „Ich bringe dir das Tanzen bei“, sagte er und wir tanzten miteinander, während mein Mann uns von seinem Tisch aus schläfrig zusah. An manchen Abenden kaufte unser Freund alle Jasmingirlanden auf, die es in

Churchgate gab, und bedeckte mein Haar damit. „Du bist meine Braut, meine liebste Braut“, flüsterte er, wenn er mein Haar schmückte.

Mein Mann nahm diese Aufmerksamkeiten nicht ernst, denn der Mann war alt genug, um mein Vater zu sein, und es mangelte mir nicht gerade an der Aufmerksamkeit von Männern.

Erst einmal gab es da Carlo, den dunkelhaarigen jungen Mann, der mich so sehr liebte, dass er mich gerne geheiratet hätte; dann gab es in einer anderen Stadt den Mann, in den ich vernarrt war, und zu Hause natürlich meinen Mann, der ein leidenschaftlicher und eifriger Liebhaber war. Ich war wie ein armes Mädchen, das plötzlich reich geworden war. Ich war machtrunken: Ich ließ mir die Haare kürzen und Ponyfransen schneiden, die meine ganze Stirn bedeckten. Abends trug ich eine schwarze Bluse mit einem weißen Sari. Ich war so gesund, dass mein Schweiß nach Moschus duftete.

Wir waren damals gerade in den fünften Stock des neuen Dhunastra-Gebäudes gezogen. Die Wohnung hatte eine Veranda, die dem gelb gestrichenen Haus des japanischen Konsuls und seinem Garten mit den vier großen Marmorstatuen gegenüberlag.

Nach dem Morgenbad stand ich auf der Veranda und genoss den rauen Wind, der meine Kleider peitschte. Eines Tages klingelte unser neues Telefon, und als ich den Hörer abnahm, sagte eine unbekannte Stimme: „Ich bin XYZ. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen! Ich beobachte Sie seit einigen Wochen aus der Ferne und ich bin verliebt.“

Ich legte eilig auf. Ich war tief erschrocken. Ich ging zum Spiegel und sah mich lange an. Sah ich denn wie eine Nutte aus? Wie eine leichte Beute? Ich erzählte meinem Mann von dem Anruf

und wie üblich schüttelte er die Sache von sich ab wie etwas, das seiner Aufmerksamkeit nicht wert sei.

Der Mann rief immer wieder an und zwar aus einer Telefonzelle: Ich hörte die Münze fallen und dann sein „Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen!“ Eines Tages setzte ich der Belästigung ein Ende. Ich lud ihn zu mir ein und er sagte entschuldigend, dass ich ihn, immer wenn er mich ansehe, an seine Frau erinnere, und dass ich ihm seine Kühnheit vergeben solle. Vergeben war eine leichte Übung für eine Frau, die so mit sich selbst zufrieden und glücklich war wie ich damals.

Dann kam ein Wendepunkt in meinem Leben, denn mein Mann wurde für einen Zeitraum von drei Jahren nach Kalkutta versetzt. Das erschütterte meine Ruhe, denn ich musste nicht nur meinen jüngeren Bruder verlassen, der sich auf Kinderheilkunde spezialisierte, sondern auch die einzigen Freunde, die mich etwas mochten.

Aber der Vorgesetzte meines Mannes war nicht umzustimmen, also zogen wir nach Kalkutta und ließen meinen Bruder weinend und mit wehendem Taschentuch in der Hand, das tapfer wie eine Fahne flatterte, auf dem Bahnsteig stehen. Als wir abfuhr, warnte mich ein Vetter, ich solle im Umgang mit den Verwandten meines Mannes vorsichtig sein. „Sie sind schlau und hinterlistig, sie sind nur darauf aus, dich bei einem Ausrutscher zu ertappen“, sagte er. „Sei nicht zu offen zu ihnen und vor allem sei nicht so verdammt naiv.“

35. Cocktailsaison in Kalkutta

Was ist dieser Trank anderes als
Die Aprilsonne, ausgepresst
Wie eine Orange in
Mein Glas? Ich trinke das
Feuer, ich trinke und trinke
Immer wieder, ich bin betrunken,
Ja, aber vom Gold
Der Sonnen. Was für ein edles
Gift fließt jetzt durch
Meine Adern und füllt mein
Gemüt mit ruhigem
Lachen? Meine Sorgen
Schlummern. Winzige Blasen bringen
Mein Glas zum Klingen wie das nervöse
Lächeln einer Braut und begegnen
Meinen Lippen. Liebster, vergib mir
Den Augenblick Pause im
Verlangen nach dir, die Trübung
Der Erinnerung. Wie
Kurz ist die Zeit meiner
Ergebenheit, wie kurz
Deine Herrschaft, wenn ich aus
Dem Glas in der Hand trinke, trinke
Und noch einmal trinke diesen
Saft aus Aprilsonne

Kalkutta ist ein Spielplatz für Kinder zwischen zwanzig und achtzig. Die Winter dort heißen Cocktailsaison. Die Teilnehmer an solchen Cocktailpartys sind normalerweise Industrielle, intelligente leitende Angestellte der ausländischen Firmen und Regierungsbeamte, die sich keinen Alkohol leisten können und deshalb auf andere angewiesen sind, wenn sie ihren Spaß haben wollen.

Die Regierungsbeamten bringen ihre törichten Frauen mit zu den Partys, denn sie hoffen, dass ihr erfreulicher Anblick und ihr Charme die Reichen beeindrucken werden. Die Reichen freuen sich darüber, die Frauen der Regierungsbeamten kennenzulernen, und den noch jungen und frischen reichen sie Gläser mit Sherry und Wermut auf Eiswürfeln und reden ihnen in süßen Tönen zu: „Bitte trinken Sie, bitte lassen Sie mich das Funkeln in ihren schönen Augen sehen, wenn Sie trinken!“

Und wenn die Törin ein oder zwei Gläser getrunken hat, rückt der reiche Mann näher, überwältigt die arme Frau mit dem ungewohnten Duft seines exotischen Rasierwassers, grinst anzüglich und flüstert: „Wie schön Ihre rosigen Wangen heute sind! Ihre Schönheit ist ein Festmahl für meine hungrigen Augen.“

In diesem Augenblick hält die Dame in aufsteigender Panik nach ihrem Mann Ausschau. Der Ehemann ist entweder am anderen Ende der Halle mit einem Industriellen in ein Gespräch über japanische Geishas vertieft - die Industriellen haben vorsichtshalber ihre Frauen zu Hause gelassen - , oder er sitzt hinter einer großen Topfpalme und gießt sich einen weiteren Whiskey ein.

Seine unübersehbare Gier nach Alkohol und seine Gleichgültigkeit stoßen seine Frau ab. Auch sie trinkt nun immer mehr, aber nicht, weil sie es mag, sondern weil sie ihn dafür

bestrafen will, dass er sie zu der abscheulichen Party mitgenommen hat.

Schließlich rennt sie schwankend zur Toilette, ihr ist schlecht und sie beugt sich über das Waschbecken. Der Gastgeber oder ein anderer lüsterner Mann erscheint gleich bei ihr, um ihr den Rücken zu reiben und ihr dabei zu helfen, ihr Gesicht wieder in Ordnung zu bringen. Er berührt alle weichen Teile ihres Körpers wie zufällig. Ihr Mann liegt indessen nach einem Dutzend gratis genossener Gläser Alkohol bewusstlos auf einem Sofa und träumt alkoholische Träume.

Man brauchte eine Armee, um ihn vom Sofa aufzurichten und nach Hause zu bringen. Deshalb gibt die Frau die Hoffnung auf, setzt sich irgendwohin, ihre Augen füllen sich mit Tränen und ein Mann mit weichem Herzen streichelt sie und gurt ihr in die Ohren.

Solche Spiele spielt man im Winter in Kalkutta. Die Spieler sind geübte Lügner. Lügen kommen ihnen so leicht über die Zunge, dass sie, fast ohne es zu wollen, andere täuschen. Die Neuankömmlinge werden lächerlich gemacht und ausgelacht. Menschen, die mich zuerst umarmt und mit liebevollen Worten willkommen geheißen hatten, streuten später unheilvolle Gerüchte über mich aus. Durch meine Erfahrungen in Kalkutta habe ich den Glauben daran verloren, dass der Mensch seinem Wesen nach gut sei.

Unser Nachbar war ein warmherziger Mann, alt und korpulent. Mein Mann und ich besuchten ihn gelegentlich und aßen ein köstliches „Uppma“ bei ihm, das aus gestoßenem Reis und Kartoffeln zubereitet war. Wir tranken Bhel-Frucht-Saft mit Eis. Wir sahen ihn als unseren Onkel an. Er versuchte, mir Sanskrit beizubringen, wenn ich gerade dazu Lust hatte, aber ich musste immer über seine Aussprache lachen.

Als ich eine Art Rheumatismus bekam, besuchte er mich, massierte mein schmerzendes Bein und erzählte währenddessen von seinen komischen Kollegen, um mich zum Lachen zu bringen.

Er nannte mich nicht bei meinem richtigen Namen. Für ihn war ich Gayatri.⁹⁷ Er interessierte sich für Hindumythologie und für die Upanischaden.⁹⁸ Als Verwandte meines Mannes das Gerücht verbreiteten, ich hätte eine Liebesaffäre mit dem alten Mann, empfand ich plötzlich Abscheu gegen ihn, den ich eigentlich gegen den Klatsch hätte empfinden müssen.

Daraufhin versuchte ich, ihm auszuweichen. Wenn ich ihn auf unser Haus zukommen sah, versteckte ich mich im Badezimmer und tat so, als wäre ich nicht zu Hause. Eines Tages brachte er eine Girlande von Ringelblumen mit und hängte sie über mein Selbstporträt im Wohnzimmer. Ich wurde blass vor Ärger. „Warum bist du böse mit mir, Kleine?“, fragte er. Ich antwortete nicht. Auch meinen Mann störte meine plötzliche Abneigung gegen den alten Mann. „Ich kann keine Folgerichtigkeit in deinem Verhalten erkennen“, sagte er.

In dieser Zeit kleidete ich mich in Lungis⁹⁹ (3) und trug nur schwarze Hemden. Damals waren Lungis nicht Mode und deshalb betrachteten mich Verwandte und Freunde als ausgeflippt. Ich bemühte mich nicht, mein Gesicht hübsch zu machen.

Wir hatten ohnehin kein Geld für gute Kleidung, und wenn ich jemals Geld in die Hände bekam, gab ich es für Bücher aus.

Um zu Partys zu gehen, besaß ich drei Seidensaris, die ich zur Hochzeit bekommen hatte. Ich wusste damals nicht, dass ich die Damen damit zum Lachen brachte, dass ich auf allen Partys dieselben alten Saris trug, zwei orangefarbene und einen grünen.

Obwohl meine Saris voller Flecken waren, versammelten sich Menschen um mich, die mir zuhören wollten. Ich bekam viele

Briefe von begeisterten Lesern. Wenigstens ein Dutzend Männer war in mich sehr verliebt. Aber ich fürchtete mich vor Kalkutta. Ich sehnte mich danach, aus der Stadt zu entkommen.

Im Sommer des ersten Jahres lud uns ein Besucher aus Bombay zum Frühstück in sein Hotelzimmer ein. Er war intelligent und belesen. Es gab nichts, was ich lieber tat, als über Bücher zu reden! Ich saß entspannt und glücklich neben ihm, als seine Hand plötzlich leicht meinen Oberschenkel berührte.

Ich hielt das für zufällig. Aber seine Hand schob sich unter meinen Schenkel und blieb dort liegen. Was geschah hier eigentlich? Obwohl einige Männer sich in mich verliebt hatten, hatte doch kein einziger sexuelles Begehren geäußert. Sie liebten mich, wie man eine jüngere Schwester liebt. Die Bewegungen dieses Mannes überraschten mich. Er nahm die Gewohnheit an, während unserer Gespräche meine Beine zu streicheln und mein langes Haar zu liebkosen. Fast verliebte ich mich in ihn.

Als er mich eines Tages festhielt und auf den Mund küsste, ließ ich es geschehen, und nachdem er mich losgelassen hatte, fragte ich ihn: „Liebst du mich?“ Und er sagte: „Ich mag dich.“

Als ich meinem Mann davon erzählte, warnte er mich davor, einen solchen Mann zu lieben. „Er ist nicht dazu fähig, jemand anderen als sich selbst zu lieben“, sagte mein Mann. „Du bist und bleibst ein Kind, Amy“, sagte er. „Du kannst mit der Liebe spielen, aber such dir deine Spielkameraden sorgfältig aus. Ich möchte nicht, dass du jemals in deinem Leben verletzt wirst.“

36. Ich war Carlos Sita

Ich bin heute ein Geschöpf, dessen Inneres nach außen
Gekehrt ist. Mich über die breiten Straßen deiner Gedanken
Auszubreiten, Fremder, wie ein schreiendes Plakat
War immer mein Wunsch, aber
Ich lauere nur in Einbahnstraßen,
Und zeige nur zwei Augen ... Oh, es tut nichts, ich habe
Lange Jahre damit verbracht, meine Seele
Unter der Haut, unterm Fleisch und unter den Knochen
Unterzubringen. Ich habe meine zweidimensionale
Nacktheit auf den Seiten der Wochen-, Monats-,
Vierteljahrsschriften ausgestreckt, ein trauriges Opfer. Ich habe
Meine persönliche Stimme abgelegt und
Das Klicken der Schreibmaschine als meine einzige
Sprache angenommen. Ich
Mache klick-klick, klick-klick, ermüdend in deine
Ohren, Fremder; auch wenn du mich vielleicht gar
nicht brauchst, mache
Ich immer weiter und weiß nicht warum.

Mein Vater war sein Leben lang Antialkoholiker. Er hat mir öfter
gesagt, dass man im eigenen Haus keinen Alkohol servieren solle.
Alle Gebote, die in die Tafeln meines Gemütes eingraviert waren,
schwanden nach und nach. Die heftigen Winde, die sich aus dem
Ganges erhoben, verschlangen ihre Worte und ich verwandelte
mich in eine ungehorsame Tochter.

Die Gesellschaft hat Grund, mich zu fragen, wie ich das
werden konnte, was ich geworden bin, obwohl ich von Eltern mit

so hohen Prinzipien stamme, wie sie die meinen besaßen. Fragt die Bücher, die ich gelesen habe, warum ich mich verändert habe! Fragt die toten und lebenden Autoren, mit denen ich mich im geistigen Austausch befand und die mir Mut machten, ich selbst zu sein. Die Bücher leckten wie eine Mutterkuh das Kalb meines Denkens sauber und sie legten mich als Opfergabe auf den Altar der Welt.

Damals wurden in meinem Haus keine Pudschas abgehalten. Der liebe Name Gottes blühte niemals auf meiner Zunge. Mein Mann war fast die ganze Zeit über auf Dienstreise in den äußeren Bezirken. Auch wenn er bei mir war, hatten wir keine geistige Berührung miteinander. Wenn ich überhaupt einmal von meinem Unglücklichsein sprach, wechselte er gleich das Thema und ging fort.

Als ich eines Tages meine Einsamkeit nicht mehr aushalten konnte, schrieb ich Carlo und bat ihn um Rat. „Ich möchte nicht weiterleben“, schrieb ich. Es kam keine Antwort von ihm, Monate vergingen. Ich hatte das Gefühl, auch Carlo hätte mich vergessen, mich, die er Sita genannt und mit Ehrfurcht behandelt hatte, als wäre ich eine Göttin. Vielleicht hatte ihn seine Ehe verändert.

Aber eines Morgens, als mein Mann ins Büro und die Kinder in die Schule gegangen waren, meldete ihn mir mein Diener. „Ein weißer Mann ist zu Besuch gekommen“, sagte mein Koch. Als ich in das dunkle Wohnzimmer trat, fand ich Carlo auf dem alten Sofa sitzen. Er trug ein blaues Hemd. Der Koch, hinter einem Vorhang versteckt, beobachtete uns und, da mir das bewusst war, zeigte ich wenig Gefühlsbewegung. Carlo stand auf und streckte mir seine Hand entgegen. „Komm in die Veranda. Wir haben dort einen ausgezeichneten Tischtennistisch“, sagte ich. Einige Minuten lang spielten wir ein gleichgültiges Spiel. Dann bat mich Carlo, mich neben ihn auf das breite Verandasims zu setzen.

Er hatte abgenommen und eine neue Blässe umgab seine Lippen. „Du bist dick und sehr dunkel geworden. Du siehst wie eine Zigeunerin aus“, sagte Carlo lachend. „Was kann ich für dich tun?“, fragte er. „Ich weiß es nicht“, sagte ich.

In dieser Woche kam ein berühmter Romanautor bei einem Indienbesuch nach Kalkutta. Da er mit meinem Mann verwandt war, gab ein Vetter eine Cocktailparty auf dem Rasen für ihn, an der ich teilnehmen sollte. Der Schriftsteller hatte den ganzen Tag mit mir verbracht. Er hatte mit mir zu Mittag gegessen und einige Flaschen kühles Bier getrunken. Am Abend hatte ich starkes Kopfwahl, aber ich mochte Partys, besonders solche, auf denen Schriftsteller herumstolzierten, und deshalb nahm ich sehr glücklich daran teil. Aber ein böswilliger Vetter redete mir in zärtlichem Ton zu, immer mehr zu trinken, sodass ich bald ziemlich betrunken war und mir schwindlig wurde.

Der Mann sagte immer wieder, dass er beleidigt wäre, wenn ich das Glas zurückwies, das er selbst für mich gemixt habe. „Schwägerin, du siehst hübsch aus, wenn du betrunken bist“, sagte er und laut lachend stürzte ich noch ein Glas hinunter. Meine Augen brannten wie Fackeln und ein Lachen bewegte sich wie ein Fischerboot umher und trieb in der Dämmerung meiner Adern. Als ich schließlich von allen Abschied genommen hatte und in mein Auto gestiegen war, sagte mir das, was von meinem gesunden Menschenverstand übriggeblieben war, dass ich mich in diesem Zustand nicht zu meinen Kindern nach Hause fahren lassen sollte.

Ich fuhr also in das Hotel, in dem Carlo wohnte. Als ich im Spiegel des Aufzugs mein rotes Gesicht wie den roten Mond einer Sonnenfinsternis scheinen sah, fühlte ich mich unsicher und fürchtete mich, aber als ich in Carlos Zimmer angekommen war, trug er mich zum Bett und rieb mir das Gesicht mit nassen Handtüchern ab, die nach Eau de Cologne rochen. „Was ist denn

mit dir passiert?“, fragte er. „Wer hat dich in diesen fürchterlichen Zustand gebracht?“

„O Carlo, o Carlo, ich bin so unglücklich“, schluchzte ich laut und hielt seine beiden Hände fest in meinen. „Steh auf, Liebes“, sagte er. „Steh auf und kämme dein Haar, ich bringe dich nach Hause.“

Als wir uns an der Tür verabschiedeten, sagte Carlo: „Du wirst deine Unschuld mit der Zeit zurückgewinnen.“ Als ich dann alleine auf dem Verandasims saß, da ich nicht schlafen konnte und von Reue und Scham verwirrt war, dachte ich über seine Worte nach, aber damals sagten sie mir noch nichts. Kein einziger Stern war am Himmel zu sehen.

37. Zum ersten Mal sah ich die Eunuchen in Kalkutta tanzen

Er spricht und wendet mir seine sonnengefleckte
Wange zu, sein Mund ist eine dunkle
Höhle, in der Stalaktite
Unregelmäßiger Zähne glimmen, seine rechte
Hand liegt auf meinem Knie, unsere Seelen
Wollen auf die Liebe zurasen;
Aber sie wandern nur träge stolpernd
Über Pfützen des
Begehrens. Kann dieser Mann mit
Geschickten Fingerspitzen nichts
Lebendigeres auslösen als
Die träge Sehnsucht der Haut? Wer kann
Uns noch helfen, uns, die wir schon so lange gelebt
Und in der Liebe versagt haben? Das Herz,
Eine leere Zisterne, wartet
Stundenlang und füllt sich
Mit ringelnden Schlangen des Schweigens.
Ich bin ein Monstrum. Nur
Um mein Gesicht zu wahren, stelle ich
Manchmal große brennende Begierde zur Schau.

Im Jahr 1963 gewann ich den PEN-Preis für die Dichtung Asiens und hatte zum ersten Mal in meinem Leben ein eigenes Bankkonto, von dem ich innerhalb von zwei Tagen die Hälfte abhob, um mich mit Kleidung auszustatten. Ich habe mich nie um die Mode gekümmert, denn ich war mir bewusst, dass sie mir nicht dazu

verhelfen würde, schick auszusehen, aber ich wollte mich immer schön anziehen.

Ich begeisterte mich für Lungis mit Blumenmustern und schwarze Popelinhemden, die die Fülle meines Oberkörpers verbargen. Ich mochte rote Glasperlenketten und rote Glasarmreifen. Die ausländischen Parfums auf Alkoholbasis mochte ich nicht, stattdessen schüttete ich gerne Duftöl in mein Badewasser. An Stelle von Seife benutzte ich die pulverisierte Rinde des Vakabaums, die eine scheuernde Wirkung auf die Haut hat.

Ich hatte fettige Haut, die mich jünger erscheinen ließ, als ich war. Das alles machte mich bei alten Männern beliebt, die der kultivierten Damen und der Wohlgerüche ihrer raffinierten Aufmachungen müde waren. Ich fühlte mich zu alten Menschen hingezogen, denn sie schienen harmlos und sie hatten Charme. Sie rochen sauber. Sie wussten, wie sie es einer Frau behaglich machen konnten, einzig und allein indem sie ihr ein einfaches Kompliment sagten.

Einer der Alten, der unsere Familie an Sonntagen besuchte, hatte ein Gesicht, das dem Stan Laurels ähnelte, und ich mochte ihn sehr gern. Er brachte mich zum Lachen, indem er auf unserer Veranda den Clown spielte, und er entzückte meine Söhne mit Imitationen. Er ging oft mit uns aus, wenn mein Mann auf Dienstreise war. Er kaufte uns Eis und Konfekt und führte uns in kleine Restaurants voller Rauch und Zwielflicht.

Wir waren dankbar dafür, dass er uns ausführte, denn sonst kümmerte sich niemand um uns. Mein Mann war zu beschäftigt, um auch nur daran zu denken, uns auszuführen, und er war auch nicht gerade reich. Der alte Mann hatte die Angewohnheit, mir Küsse auf die Wangen zu verpassen, wenn er uns an der Tür verließ; es waren Sabberküsse, die ich schnell abwaschen musste,

und doch machte ich mich der Ermutigung schuldig, weil ich wollte, dass jemand meine kleinen Söhne ausführte, damit sie sich amüsierten. Als er mir einmal ein in braunes Papier eingewickeltes pornographisches Buch brachte, entschloss ich mich, die Freundschaft zu beenden. Ich nannte ihm keine Gründe dafür. Er war klug genug, sie zu erraten.

Dann gab es noch Männer, die entweder mit der Arbeit meines Mannes verbunden oder einmal meines Vaters Freunde gewesen waren. Diese nannte ich seit meiner Kindheit „Onkel“. Sie hatten sich so sehr verändert, dass sie mich lüstern hinter Türen umarmten und mich anzüglich angrinsten, wenn ihre Frauen nicht dabei waren. Ich verabscheute sie. Oft sagte ich zu meinem Mann, dass wir aus Kalkutta und seiner verderblichen Atmosphäre davonlaufen sollten. Aber er schenkte dem keine Beachtung.

Auch die unbedeutendsten Dichter sind anders als andere Menschen. Sie können nicht wie Geschäftsleute ihren Laden schließen und nach Hause gehen. Ihr Laden ist ihr Geist und solange sie den mit sich herumtragen, empfinden sie Bedrückung und Qual. Der Werkstoff der Dichterin ist nicht Stein oder Ton; es ist ihre Persönlichkeit. Ich konnte meiner unangenehmen Situation keinen einzigen Augenblick lang entkommen. Ich war gefühlvoll und überempfindlich. Jedesmal, wenn auch nur die Spur eines ungerechtfertigten Gerüchts über mein Gefühlsleben mich durch wohlmeinende Verwandte erreichte, weinte ich stundenlang wie ein gekränktes Kind, wälzte mich in meinem Bett hin und her und nahm oft Beruhigungsmittel, um einzuschlafen.

Als meine seelische Stabilität abnahm, ermutigten mich Freunde dazu, Alkohol zu trinken. Sie nahmen mich mit in ihre mit Bars ausgerüsteten Häuser und wenn ich betrunken war, wurde ich zu einer großartigen Unterhalterin, die so edle Themen wie göttliche Liebe und Nirwana abhandelte. Wie sehr sie über meine

Ansprachen gelacht haben müssen! Zum Glück habe ich auch nicht die schwächste Erinnerung an diese verlorenen Stunden, in denen ich eine auf die Gnade roher Männer und Frauen angewiesene Marionette war.

Und dennoch beschenkte mich Kalkutta mit schönen Eindrücken, aus denen ich die traurigen Gedichte bildete, die ich damals regelmäßig in mein Tagebuch schrieb. In Kalkutta sah ich zum ersten Mal den Tanz der Eunuchen. In Kalkutta sah ich zum ersten Mal eine bunt wie ein billiges Basarspielzeug bemalte Prostituierte. In Kalkutta sah ich am frühen Morgen Ochsenkarren die Strandstraße entlangfahren mit ihren stolzen Männern mit schweren Turbanen, ihren tätowierten Frauen mit dicken Babys, die an ihren Brüsten dösten wie alte Trinker zu einsamen Stunden in Kneipen.

Wir hatten einen blauen Ambassador und einen alten Fahrer namens Ramzan, der mich einmal wöchentlich in die Freischulstraße zu einer Buchhandlung fuhr, die Erstausgaben verkaufte. Ich kaufte dort einige Bände mit Goldschnitt von Lawrence Hope¹⁰⁰ und schenkte sie dem Mann, in den ich damals verliebt war, aber er war so kleinkariert, dass er sofort losging, um mir im Gegenzug zwei Bände Stefan Zweig zu kaufen, um mir nichts schuldig zu sein. Er hatte solche Angst, mit mir in Verbindung gebracht zu werden, dass er immer seine Frau mitschleppte, wenn er uns besuchte. Sie tat mir leid, wenn ich sah, wie sehr sie sich während unserer Gespräche langweilte.

Endlich wurde ich klüger, verstand, was meine Großmutter mit guter Erziehung gemeint hatte, und hörte auf, Männer zu belästigen. War Carlo nicht besser erzogen als der Mann, der nicht fähig war, ein Geschenk anzunehmen? Verzweifelt wendete ich mich meinem Freund zu. „Du liebst mich überhaupt nicht“, sagte Carlo. „Ich bin für dich nur der Wartesaal zwischen zwei Zügen.“

Aber er bot sich mir als starkes Getränk an, er bot mir an, mir beim Vergessen zu helfen. Nachmittags lag ich in seinen weißen Armen und vor mich hin dösend war mir, als wäre er nur Wasser, nur ein blassgrüner Teich, der in der Sonne glänzte. Ich schwamm in ihm, von Sehnsucht zerbrochen. In seinem gesunden Blut trieb ich und trocknete meine Tränen. Carlo erinnerte mich an den Teich in Nalapat, in dem ich so oft gelegen und mein Gesicht und meine wachsenden Glieder gebräunt hatte. Er erinnerte mich an den alten Nirmatalabaum, der einmal eine Hängematte an seinen Zweigen trug, in der ich gelegen und den sanften Tönen des Sommernachmittags gelauscht hatte.

38. Die Straßen Delhis dufteten und waren dunkel... Ich fühlte mich sehr jung

Delhi:

Unser Haus kauert im Staub an den
Abenden, wenn die Wasserbüffel die Straße
Heraufstampfen, die müden Hirten
Sanfte Punjab-Lieder singen und
Mädchen aus kostenlosen Gemeindeschulen lächeln.
Was habe ich ihnen anzubieten außer
Meinem Lächeln, einem halbtoten, betrügerischen
Ding? Was habe ich auf diesem
Friedensaltar darzubieten als meine beständig
Klagende Stimme? Vergib uns. Wir
Sind verächtliche Geschöpfe, äußerst überheblich.
Wir verleugnen unsere Mütter, nur
Weil wir bemerkt haben, dass ihre Hände
Von der Arbeit entstellt sind, und suchen reichere
Mütter und bessere Adressen.
Wir müssen immer so weitermachen, bis
Auch wir eines Tages von unseren Kindern
Vielleicht verleugnet werden.

Als mein Mann für drei Jahre zur Planungskommission nach Delhi geschickt wurde, dachte ich, mir werde der Szenenwechsel gefallen. Ich war nicht viel gereist. Aber mein Mann hatte immer Stellungen, in denen er Dienstreisen unternehmen musste. Wenn er aus einem mir unbekanntem Ort zurückkam, belästigte ich ihn mit Fragen:

„Wie war die Farbe des Himmels? Wie war die Vegetation? Wie waren die Bewohner gekleidet? Wie klang ihr Dialekt?“ Und er stattete mich immer mit Einzelheiten aus, die in den Aufbau des Schauplatzes der nächsten Geschichte eingingen.

Als wir in Delhi ankamen, wohnten wir drei Tage im Gästehaus der Reservebank in Rabindra Nagar¹⁰¹, das durch eine Klimaanlage und durch Hecken, die den Rasen einfassten, gekühlt wurde. Auf dem Esstisch standen Blumen und uniformierte Diener bedienten uns.

Am vierten Tag zogen wir in die aller kleinste Wohnung in Defence Clony, wo wir überhaupt keinen Platz hatten, um Freunde, die uns besuchen kamen, zu empfangen. Eine Wendeltreppe führte zum winzigen Balkon, auf dem wir zwei Rohrstühle aufgestellt hatten. Darunter lag ein Raum, der mit unseren Möbeln und Büchern vollgestellt war. Dorthin setzten wir uns zu unseren eiligen Mahlzeiten. Im Badezimmer gab es nur morgens um sechs Uhr fünfzehn Minuten lang Wasser. Koch und Fahrer mussten auf Kisten in der hinteren Veranda schlafen. Die Kinder wurden im letzten Trimester in eine Schule aufgenommen, nachdem wir den Schulleiter davon überzeugt hatten, dass sie hohe IQs besäßen.

Unsere Wirtin kam leise in die Wohnung, um uns und unsere Unternehmungen auszuspionieren. Sie war eine alte Dame mit entwaffnendem Lächeln. Ich fühlte mich in dieser Wohnung elend, denn ich hatte schon in meiner Kindheit die Gewohnheit angenommen, zweimal am Tag zu baden, aber mit einem trockenen Wasserhahn konnte ich lediglich zweimal am Tag meinen Körper mit einem Schwamm abreiben, als wäre ich krank, und mich umziehen. „Ich sterbe, wenn ich hier einen ganzen Monat lang leben muss!“, sagte ich zu meinem Mann.

In der ersten Woche bekamen wir ein Telegramm von meinem Bruder, in dem er uns mitteilte, dass mein Vater einen Herzinfarkt

erlitten hatte. Ich nahm das erste Flugzeug nach Hause und erreichte Calicut so schnell wie möglich. Ich fand meinen Vater, von Medikamenten betäubt und unrasiert, in seinem Bett im Korridor der Terrasse gegenüber. Als er mich erkannte, weinte er vor Rührung. Einen Monat lang blieb ich in seiner Nähe, schlief auf einer auf dem Fußboden der Terrasse ausgebreiteten Matratze und pflegte ihn. Ich brachte ihm Suppen und Fruchtsäfte. Ich hatte einmal für eine Rupie antiquarisch ein Buch mit dem Titel „Wie bereite ich hundert köstliche Suppen zu?“ gekauft. Es war mir ein Leichtes, alle Arten von Suppen zuzubereiten, nachdem ich das Buch auswendig gelernt hatte.

Als es meinem Vater wieder so gut ging, dass er im Haus umhergehen konnte, flog ich nach Delhi zurück und wir zogen in eine Wohnung in Lajpat Nagar, wo Kakteen an der Mauer wuchsen und das kleine Eisentor quietschte. Hinter dem Haus war eine freie Fläche von etwa viertausend Quadratmetern, die unser Haus von den Slums trennte. Auf dieser Fläche grasten den ganzen Tag über die Wasserbüffel. Sie schnaubten ab und zu und rieben ihre Nasen an der rauen Oberfläche der Mauer.

Wenn ich auf den Stufen saß, die zu unserer Wohnung führten, konnte ich den Slumbewohnern dabei zusehen, wie sie sich über die Ziegelherde beugten, aus denen der Rauch der Holzkohle aufstieg, und ihr Essen kochten. Aber fast täglich starb in einer oder der anderen Hütte jemand und lautes Wehklagen erhob sich. Dann wurde die Leiche auf einem Charpoy hinausgetragen und zu einem weit entfernten Platz gebracht, während die Verwandten hinterhergingen und so kraftlos und monoton klagten, wie es nur die Armen und vollkommen Hoffnungslosen tun können.

Während dieser Zeit erkrankte mein ältester Sohn Monu an einem Fieber, das später als Typhus diagnostiziert wurde. Ich geriet

in Panik. Hatten die Slumbewohner diese Saat des Todes in ihn gelegt? Ich sagte meinem Mann, dass ich heim nach Malabar gehen würde, um dort mit meinen Kindern friedlich zu leben. Delhi war so voller Staub und Bakterien.

Um unserer Wohnung in Lajpat Nagar zu entkommen, ging ich abends zur Planungskommission, um meinen Mann von der Arbeit abzuholen. Auf dem Weg dorthin sah ich, wie die Blätter an den Seiten der Aurangzeb Straße verbrannt wurden, und der Rauch beruhigte meine Nerven. Die Straßen in Delhi sind die schönsten Straßen, die ich jemals gesehen habe, denn sie werden von großen Bäumen beschattet und sind kühl und dunkel. Auch ihre Namen sind schön. Ich ging immer durch eine Straße, die Soneri Bagh Straße heißt, nur weil mir ihr Name gefiel. Ich beneidete diejenigen, die ihre Häuser an solchen Straßen hatten, die im Herbst bitter nach dem Rauch verbrennender Blätter rochen.

Dann gelang es uns mit Hilfe von Freunden, eine bessere Wohnung in South Extension zu bekommen. Die Wohnung lag im ersten Stock, den wir erreichten, indem wir eine mit Bougainvilleen und duftenden Ragoon-Kletterpflanzen bewachsene Treppe erstiegen. Unser Wirt war ein jugendlicher, romantischer Mann, der uns oft mit seiner Frau besuchte, die warm wie selbstgebackenes Brot war und die mir mit ihren freundlichen Worten wohlthat. Zu dieser Zeit war ich zum dritten Mal schwanger.

Ich hatte in Delhi eine Handvoll Freunde gefunden, die belesen und intellektuell waren. Immer wenn es mir so gut ging, dass ich ausgehen konnte, ging jemand mit mir in ein Theaterstück, einen ausländischen Film oder in eine Kunstaussstellung. Wenn wir Geld hatten, gingen wir ins Kwality und bestellten den größten Eisbecher. Besonders gern hatte ich einen Theaterkritiker, einen jungen Mann, der wie Marc Anton aussah und der, obwohl er

jünger als ich war, mein bester Freund wurde, ein Freund, auf den ich zählen konnte, wenn ich einen Begleiter brauchte.

Auch mein Mann mochte ihn. Immer wenn ich deprimiert oder gelangweilt aussah, riet mir mein Mann zu einem Bummel mit dem jungen Mann. Einmal nahmen wir beide einen dreirädrigen Motorroller und machten eine laute und ruckelnde Fahrt zur Defence Colony. Er ging mit mir ins La Boheme und lud mich zu chinesischem Tee ein, der mir wie gekochtes Wasser schmeckte, aber ich tat so, als hätte ich längst, bevor er ihn mir anbot, Bekanntschaft damit gemacht.

Nach der Einladung ins La Boheme fuhr er mit mir spazieren und wir tranken während der schnellen Fahrt Apfelwein gleich aus der Flasche. Es war dämmerig, alle Straßen Delhis dufteten und waren dunkel. Ich fühlte mich sehr jung, sehr hübsch und entzückend sorglos.

39. Calicut ist voller Verrückter

Wieder war Regenzeit und auf den Ästen
Jedes tropfenden Baumes wuchs üppiges Moos wie
Ein Ekzem und aus der nassen Erde
Krochen fette Würmer an die Oberfläche und platzten
Unter dem Regen. Es regnete am Tag, als mein Sohn
Geboren wurde, ein schräger Regen, der
Mit der ersten Wehe begann und bei mir
Blieb, seufzend, klagend und brüllend,
Als ich schrie, sodass ich lächelte und nicht mehr
Klagte, um seinen Kummer zu hören. Ich dachte dann:
Nur die Selbstsüchtigen hatten Ängste, nur die,
Die nicht lieben, empfanden Schmerz, und dann erschien mir
Die erste Spur von Blut wie ein neuer
Tagesanbruch. Eine Zeit lang war auch ich Erde.
Der Samen in mir schwieg und wartete, wie
Ein Baby ruhig auf die Austreibung aus dem Mutterleib
Wartet. Das war damals meine Bestimmung.
Geh ins Wartezimmer, hatte ich geschrien,
Als mein Herz einmal leer war, fülle die
Leere, Fremder, fülle sie mit einem Kind.
Liebe, die das Blut zum Wallen bringt, hat keine
Bedeutung noch der Mann, der dich mit seiner Begierde
Brandmarkt, aber am Ende jeder Umarmung als Schleim
Ausgegossen wird. Nur das hat Bedeutung, das was -
Wie ein Pilz unter Blitz und Regen - die
Sanfte Bewegung im Leib, das Wachsen des Fötus bildet, denn
Nur die Schätze zählen, die an den Strand
Gespült werden, nicht die lange blaue Flut, die sie

Hereinspült. Als der Regen aufhörte und das Licht fröhlich
Auf unseren Casuarina-Blättern lag, war es früher
Nachmittag. Und dann kam er und weinte ins Licht.
Er war so schön, ein Streifen Helligkeit
Im schwindenden Licht. Sie hoben ihn
Dann zu mir, stolzer Jaisurya, mein Sohn,
Getrennt von der Dunkelheit, die mein war
Und in mir. Die Dunkelheit, die ich kannte,
Mit der ich lebte, die Dunkelheit von Räumen, in denen Alte
Sitzen und Worte für künftigen Gebrauch schmieden,
Die Dunkelheit unfruchtbarer Leiber und die
Von Bettelschalen mit Schimmel auf den Münzen.
Aus dem Morast einer mondlosen Nacht wurde
Er geboren, Jaisurya, mein Sohn, so wie aus
Dem Falschen das Richtige geboren wird und aus der Nacht
Der sonnengetränkte goldene Tag.

Im siebenten Monat meiner Schwangerschaft flog ich nach Calicut,
um zu Geburt und Wochenbett bei meinen Eltern zu sein. Ich fuhr
nur ungern ab, denn ich war nicht gewohnt, meine Söhne länger
als eine oder zwei Wochen alleine zu lassen.

Meine Eltern wohnten damals in einem dunklen Haus am
Stadtrand. Die Mauern waren auf beiden Seiten des Tores schwarz
von Flechten und man konnte die Schlangen sehen, die in den
Mauerspalt lebten. Sie steckten ihre schuppigen Köpfe heraus
und zischten die Vorübergehenden an. An den Mauern wuchs
Hibiskus mit seinen unregelmäßigen Wurzeln und den blutroten
Blüten.

Oft kam ein verrücktes Mädchen namens Narayani zum Tor,
grinste mich an und murmelte etwas von Hunger. Sie hatte
zerbrochene Zähne, die in Spitzen endeten.

Es gab noch eine andere Verrückte, eine alte Frau namens Ammalu Amma, die versuchte, uns Reis und Kleider abzuschmeicheln. Die schlimmste Bettlerin war eine blasse Frau in den Dreißig, die leise kam und ein schmutziges Bündel unter dem Arm trug. Wenn sie gegessen hatte, beschimpfte sie uns in der unanständigsten Weise. Die Diener vertrieben sie dann, aber sie blieb neben dem Tor stehen und schimpfte laut über die Untaten der Männer, die schlimmer als Hunde seien. Sie zog mit ihrem Oratorium eine Menge Menschen an.

Calicut ist in den Sommermonaten voller Verrückter, wahrscheinlich wegen der Hitze in den Straßen und wegen des Staubes, den die Räder der Fahrzeuge aufwirbeln. Die Stadt brennt im Fieber dieser gnadenlosen Jahreszeit. Alle Quellen versiegen. Die zarten Pflanzenarten sterben. Nur das Unkraut überlebt die Hitze und der widerstandsfähige Hibiskus.

Ich hatte Angst, alleine aus dem Haus zu gehen. Ich saß hinter dem geblühten Vorhang meines Zimmers, das kühl wie das schattige Innere eines Waldes war, und sah auf die Straße. Im Zimmer standen dunkle Teakholzmöbel und ein Frisiertisch mit einem großen ovalen Spiegel, in dem ich stolz die Rundung meines Leibes betrachtete.

Eines Morgens wachte ich mit Schmerzen auf und mir wurde klar, dass ich gleich das Kind bekommen würde. Unsere Freundin Dr. Vimala Nayar kam sofort und brachte mich in ihrem Auto in die Klinik. Ich sah den blassen Himmel und hörte die kalten Winde mir in die Ohren pfeifen. Ich fragte mich, ob es zu regnen anfangen würde.

In der Klinik legte man mich im Kreißsaal auf den Tisch, wo ich, um mich von den Wehenschmerzen abzulenken, das Gayatrimantra¹⁰² rezitierte. Während mir die Sonne in die Augen schien und meine Adern mit ihrer Wärme füllte, fühlte ich das

Baby an meinem Schenkel entlanggleiten und hörte seinen lauten Schrei. „Es ist ein schöner Sohn“, rief Vimala.

Meine Mutter nahm ihr das Baby aus den Händen und legte es mir an die Brust. Ich segnete meinen jüngsten Sohn, dass er lange leben möge, küsste seinen feuchten Scheitel und nannte ihn Jaisurya. Das war die einzige Namenzeremonie, die er jemals bekam. Er war groß und schön; er hatte dickes Haar und lange Wimpern. An diesem Abend war kein Zimmer in der Klinik für mich frei, deshalb schliefen der Kleine und ich auf einem Feldbett, das für uns in der hinteren Veranda neben den Toiletten und Abfalltonnen aufgestellt worden war. Die Abfalltonnen waren voll von blutiger Watte.

Die Nacht über regnete es, und um das Baby zu schützen, legten sich meine Schwester und ich auf die Seite, um dem Baby zwischen uns einen sicheren Platz zu verschaffen. Ich schlief keine Minute lang, denn der kalte Wind verursachte mir Krämpfe und machte mich elend. Ich verglich das Schicksal des Neugeborenen mit dem meiner älteren Söhne und er tat mir leid. Die anderen waren zu Hause geboren und meine Großmutter war da gewesen, um uns warmzuhalten. In jener Nacht fehlte mir meine tote Großmutter.

Am Morgen kam mein Vater, und als er mein Elend sah, nahm er mich mit nach Hause. Aber dort hörte das Elend nicht auf. Zu Hause bereiteten sie die Verheiratung meiner jüngeren Schwester vor und den ganzen Tag über kamen Verwandte und Freunde, um Freundlichkeit zu verströmen. Statt im Wohnzimmer zu sitzen, pflanzten sie sich auf mein Bett oder darum herum und raubten mir damit meine Privatsphäre, sodass ich weder meine blutigen Kleider wechseln noch mein hungriges Baby nähren oder gar schlafen konnte.

Der Besucherstrom versiegte erst um Mitternacht. Mir wurde so elend wie einem Tier in der Falle. Meine Brüste flossen von Milch über, aber ich war zu scheu, um meine Bluse zu öffnen und meinen Sohn an ihnen saugen zu lassen. In Schmerz und Elend wartete ich auf die erste Gelegenheit, alleine zu sein, um die Tür abzuschließen. Aber als die Gelegenheit endlich da war und ich die Tür abschloss, waren meine Eltern entsetzt. Sie dachten, ich würde verrückt. Sie schlugen an meine Tür.

„Mach die Tür auf!“ schrien die Verwandten. „Was machst du da, alleine mit dem Baby?“ Ich raste wie eine Tigerin, die für die Sicherheit ihrer Jungen fürchtet. Ich drückte mein Baby an die Brust und schrie zurück. Ich schrie die Leute auf der anderen Seite meiner Tür an: „Ich werde die Tür nie mehr aufmachen!“

Da riefen sie meinen älteren Bruder. Er bat mich mit sanfter Stimme herauszukommen. „Ich bin dein Bruder“, sagte er, „erzähl mir, was für einen Kummer du hast.“ Da öffnete ich die Tür, fiel ihm um den Hals und schluchzte. Er nahm mich mit in sein Haus, wo mir meine Schwägerin das beste Zimmer gab und es mir gemütlich machte.

Als das Baby drei Wochen alt war, flog ich in mein Zuhause in Delhi zurück. Am frühen Morgen stand mein Mann mit ausgestreckten Armen am Flugplatz, um den kleinsten unserer Söhne in Empfang zu nehmen. Mittags wurde er den älteren Brüdern gezeigt und beide berührten seine rosa Zehen mit Ehrfurcht und Zärtlichkeit. Mein Mann beschloss, den Neuankömmling Shodu zu nennen. Da meine Gesundheit angegriffen war, sorgte er für die Erfüllung der Bedürfnisse des Babys. Er bereitete morgens die Babynahrung zu, füllte acht Fläschchen damit und stellte sie in den Kühlschrank. Wenn das Baby nach Milch schrie, nahm er eine Flasche aus dem Kühlschrank und wärmte sie.

Wir stellten eine korpulente Frau aus Uttar Pradesh ein, die sich tagsüber um das Baby kümmern sollte. Sie nannte ihn Kaka und warf ihn in die Luft, damit er lachte. Dieses Spiel ängstigte uns sehr. Aber sie war freundlich zu mir und massierte beharrlich meine Beine, obwohl ich von Massage nicht geradezu begeistert war.

40. Wie ein Phönix erhob ich mich aus der Asche meiner Vergangenheit

Eines Tages werde ich gehen, werde den Kokon verlassen,
Den du um mich gesponnen hast mit Tee-ans-Bett-Bringen,
Liebesworten von der Türschwelle und natürlich
Deiner müden Begierde. Eines Tages werde ich
Mir Flügel nehmen, werde herumfliegen wie Blütenblätter,
Frei in der Luft und du, Lieber,
Musst als trauriges Überbleibsel einer Wurzel
Zurückbleiben, ohne Stolz, auf Doppelbetten,
Und klagen. Aber eines Tages werde ich zurückkommen
Und durch Wind, Sonne und Regen alle Verletzungen
Verloren haben.

Ich werde von wildem Glück zu verletzt sein,
Um noch einen Ausflug oder noch einen Freiheitszauber
Zu wollen und ich werde eines Tages
Meine Welt ent-fleischt, ent-adert und ent-blutet sehen,
Nur ein Skelett. Dann schließe ich meine
Augen und suche Zuflucht, wo sonst als
Hier in deinem Nest gewohnter Verachtung.

Nach meiner Rückkehr nach Delhi ging es mit meiner Gesundheit bergab. Die rechte Seite meines Leibes schmerzte dumpf und beständig. Ich hustete die ganze Nacht über. Ich konnte nicht die mildeste Nahrung bei mir behalten. Der Brechreiz trieb mich ins Bett, in dem ich lag und älter aussah, als ich war. Ich konnte mich nicht einmal aus dem Bett erheben, um Besucher zu empfangen, die das Kind sehen wollten.

Meinem ständigen Begleiter wurde schmerzhaft bewusst, dass ich nicht mehr mit ihm spazieren oder einen Film ansehen gehen konnte. „Verabscheust du mich?“ fragte er, als er am Fuß der Treppe stand. Ich war von Erschöpfung und Schmerz betäubt. Ich konnte überhaupt nicht sprechen. „Was ist nur mit dir, Amy?“, fragte er. Er verließ unser Haus mit feuchten Augen. Bald darauf lag ich schwer krank im Willingdon-Krankenhaus.

Zu meinem großen Glück hatte ich zu dieser Zeit eine Freundin in Delhi, die wahrscheinlich die liebevollste Frau im ganzen Land war. Sie hieß Shirley. Sie hatte langes braunes Haar, das sie immer in einen dicken Zopf geflochten trug, und ein unschuldiges Lächeln. Sie besuchte mich jeden Tag im Krankenhaus, um mir beim Kleiderwechseln zu helfen und mir das Haar zu waschen. Sie schob ein großes Becken unter das Bett, und während ich still dalag, wusch sie mir das Haar. Ich wollte es kurzschneiden, aber sie war nicht damit einverstanden. „Es wird dir bald wieder gut gehen“, sagte sie. „Wenn Gott gewollt hätte, dass du so bald stirbst, hätte er dich nicht mit einem so schönen Baby beschenkt.“ Dieses Argument beruhigte mich.

Meine Füße waren von der langen Krankheit steif und gefühllos geworden und Shirley rieb sie mit Hautcreme ein, um die Haut geschmeidiger zu machen. Ich weinte vor Dankbarkeit. Ab und zu lief Shirley zum Fenster und sah hinaus. „Was gibt es denn da so Interessantes?“, fragte ich, aber sie antwortete nicht. Als ich später wieder im Zimmer umhergehen konnte, sah ich von meinem Fenster aus die rote Leichenhalle, zu der die in weiße Tücher gehüllten Toten getragen wurden.

Aus den verschiedenen Abteilungen des Krankenhauses hörte ich oft Frauen jammern, die den Tod eines Verwandten beklagten. In solch einem Augenblick kam dann Shirley zu mir und erzählte mir, ein Kind sei hingefallen und habe sich ein wenig verletzt, und

es sei sein Weinen, das ich gehört hätte. „Schlaf, Amy“, flüsterte sie dann, „schlaf weiter“. Ich wollte noch ein paar Jahre leben, um meinen kleinen Sohn auf dem grünen Rasen spielen zu sehen. Ich betete inbrünstig um Genesung und versprach meinem Gott, dass ich ein vorbildliches Leben führen würde, wenn er mich verschonte.

Während ich in Delhi wohnte, schrieb ich regelmäßig für die Zeitschrift *The Century*¹⁰³, die von dem inzwischen verstorbenen V.K. Krishna Menon herausgegeben wurde. Meine Eltern waren ihm begegnet und hatten ihn vielleicht kennengelernt, aber ich sah ihn zum ersten Mal, als er mich im Krankenhaus besuchte. Die jungen Männer, die an der Peripherie seines Gesellschaftskreises lebten, hatte ich früher von seiner Arroganz sprechen hören. Einer von ihnen hatte mir erzählt, er habe mich mit zu Herrn Menon nehmen wollen, aber der - ein früherer Minister - habe ihn gefragt, wozu er wohl diese Kamala Das oder sonst einen Schriftsteller kennenlernen sollte. Diese Geschichte hatte mein Herz gegen Herrn Menon verhärtet, aber als er mich besuchte - er schimpfte die Krankenschwestern dafür aus, dass sie nicht fürsorglicher seien und wischte mir selbst die feuchte Stirn mit der Ecke eines Handtuchs ab - überraschte mich meine Entdeckung: Er hatte niemanden wissen lassen, dass er ein gutes Herz besaß.

Während dieser Krankheit verlor ich die Ähnlichkeit mit einem menschlichen Wesen. Ich sah aus wie ein Vogel in der Mauser. Meine Haut war schwarz und schuppig geworden. Meine Stimme hatte sich zu einem Flüstern abgeschwächt. Als mich das Krankenhaus schließlich entließ, wickelte mich Shirleys Schwager in eine Decke und trug mich die Treppen hinauf, um mich auf ein sauberes Bett zu legen. Mein kleiner Sohn fürchtete sich bei meinem Anblick und brach in Weinen aus. Mein zweiter Sohn versuchte einige Tage lang, mir mein normales Aussehen

zurückzugeben, indem er meine schuppigen Beine mit Senföl einrieb.

Wie ein Phönix erhob ich mich aus der Asche meiner Vergangenheit. Ich vergaß die Versprechen, die ich Gott gegeben hatte, und wurde noch einmal trunken vom Leben. Solange ich krank war, hatten meine Lippen den lieblichen Namen Lord Krishna geformt, aber als meine Gesundheit wiederhergestellt war, bemalte ich sie mit rosa Lippenstift. In Mondnächten dachte ich wieder sehnsuchtsvoll an menschliche Liebe.

Dann zogen wir in ein Haus in Man Nagar, wo uns sogar im heißen Sommer die Klimaanlage, die die vom Wasser und dem Khus-Gitter gekühlte schaumige Luft aufwirbelte, nachts zu unseren Woldecken greifen ließen. Durch das Verlassen der South Extension hatten wir zwei warmherzige Freunde verloren: Professor Thapar und Sukrita Luthra, die beide sehr nett zu uns gewesen waren. Der Professor hatte uns abends besucht und auf unserer Veranda gegessen. Er hielt dann unser nacktes Baby im Arm und sprach über Kriegsstrategie, sein Lieblingsthema. Frau Luthra war unsere Wirtin und meine „Adoptivschwester“. Sie hatte das Baby beruhigt, wenn es aus keinem erkennbaren Grund schrie.

In Man Nagar wurde mein Leben sehr glücklich. Vor unserem Haus lag eine dunkelgrüne Rasenfläche, die von blühenden Hecken umgeben wurde. Wenn wir über die Straße gingen, waren wir schon im saftigen Grün des Lodi-Parks, wo hinter den Gräbern von Ibrahim Lodi und Sikander Lodi¹⁰⁴ ein halb von Wasserlilien versteckter Teich lag. Wir gingen mit den Kindern unter den Bäumen des Lodi-Parks spazieren. Mein zweiter Sohn hob die roten Beeren auf, die zu Boden gefallen waren.

In jenen Tagen war ich erwünscht und wurde geliebt, wie Frauen von ihren Männern geliebt werden, aber ich sehnte mich nach einer Veränderung, nach einem neuen Leben. Ich suchte einen

idealen Geliebten. Ich suchte den Mann, der nach Mathura¹⁰⁵ reiste und vergaß, zu seiner Radha zurückzukehren. Vielleicht suchte ich die Grausamkeit, die in der Tiefe des männlichen Herzens liegt. Warum sonst fand ich meinen Frieden nicht in den Armen meines Mannes? Unterbewusst erhoffte ich mir den Tod meines Ego. Ich suchte den Henker, dessen Axt meinen Kopf spalten würde. Die Menschen, die mich liebten, verstanden nicht, warum ich so unruhig war. „Du bist wie eine Schleichkatze im Käfig“, sagte einer meiner Freunde, der mich auf und ab gehen und dabei meine Nägel kauen sah. „Trink etwas Gin“, sagte er „Er wird deine Nerven beruhigen.“

„Du bist immer unzufrieden“, schrie mein Mann.

„Nur ich kann dich verstehen“, sagte mein italienischer Freund.

„Komm mit mir weg von hier.“

41. Ich zog mich in die von mir selbst gegrabene Höhle zurück

Das taten sie ihr an, die Männer, die sie kannten, der Mann,
Den sie liebte, der sie nicht genug liebte, da er selbstsüchtig
Und ein Feigling war, der Ehemann, der sie weder liebte noch
Gebrauchte, sondern der ein mitleidloser Beobachter war, und die
Zyniker, denen sie sich zuwandte und denen sie sich

an die Brust warf,

Wo neues Haar wie großflügelige Motten wuchs, sie barg ihr
Gesicht in ihren Gerüchen und ihren jungen Begierden, um zu
vergessen,

Um zu vergessen und zu vergessen und sie sagten,
jeder Einzelne,

Ich liebe nicht, ich kann nicht lieben, es liegt nicht
In meiner Natur zu lieben, aber ich kann gut zu dir sein.

Sie ließen sie vom Halt ihrer Vernunft in

Ein Bett gleiten, das weich von Tränen war, und sie
lag weinend darin,

Denn Schlaf hatte seinen Sinn verloren. Ich werde
Tränenwände bauen,

Sagte sie, Wände, um mich einzuschließen. Ihr
Ehemann schloss sie

Ein, jeden Morgen sperrte er sie in einen Raum
voller Bücher ein.

Dort lag ein Streifen Sonnenschein neben der Tür wie
Eine gelbe Katze, um ihr Gesellschaft zu leisten, aber bald
Kam der Winter und eines Tages, als er sie einsperrte,
Bemerkte er, dass die Katze aus Sonnenschein nur eine
Linie war, eine halbdünne Linie, und am Abend, wenn

Er zurückkam und sie herausholte, war sie eine kalte und Halbtote Frau, von überhaupt keinem Nutzen für Männer mehr.

In Delhi ist der Winter voller Zauber. Die Sonne legt sich so sanft über die Stadt wie eine Scheibe Butter auf ein Stück Toast.

Alles riecht nach dieser weißen, freundlichen Sonne, zwar nicht das Gras oder die vom Baum gefallenen Beeren, aber die Kinder mit ihren roten, von der Nachtkühle rauhen Wangen und die jungen Männer, die in den Cafés ihren Kaffee trinken und ihre gerade aktuellen Geliebten erwarten. Sogar die tibetanische Bronze vor dem Imperial-Hotel riecht nicht nach Metall, sondern nach Sonne.

Ich ging damals öfter mit meinem Baby zum Khan-Markt. Ich nahm dann nicht den normalen Weg, die ruhige äußere Straße, sondern lief quer durchs Gras, das unordentlich zwischen den Häusern von Man Nagar wuchs, und wenn ich einmal da war, ging ich die Bücher im Geschäft von Fakir Chand bewundern, wo der jüngere Mann sehr höflich und freundlich war. Seine Frau war sehr schön.

Er wusste, dass ich kaum jemals das Geld haben würde, um alle Bücher zu kaufen, die ich liebevoll herausgesucht hatte und an deren neuen Einbänden ich roch, aber er war geduldig mit mir. Als wir einmal meinen Vater zu einem kurzen Besuch in Delhi erwarteten, lief ich durch den Markt, um einen Spazierstock zu kaufen. Fakir Chand ging in sein Haus, holte einen Stock seines Vaters und schenkte ihn mir. Das ist eines der unvergesslichsten Ereignisse meines Aufenthaltes in Delhi.

Meine Kinder aßen jeden Tag sehr viel Eiskrem. Das Baby trug damals eine marineblaue Jacke, die einen vollkommenen Hintergrund für seinen rosigen Teint bildete. Ich hielt mein Baby

an seiner rundlichen Hand und ging mit ihm stolz wie die Jungfrau Maria spazieren.

Zu dieser Zeit war mein ältester Sohn fünfzehn. Eines Tages, als wir uns alle auf dem Gras ausruhten, sagte er mir, dass er sich ein festes Verhältnis mit einem Mädchen wünsche. Er hatte keine Geheimnisse vor mir. Er sagte, er wünsche sich ein schönes Mädchen, am liebsten blond mit blauen Augen. Seine Vorstellungen von weiblicher Schönheit entstammten den Comics, die er seit seiner Kindheit las. Ich hielt das für eine schwierige Aufgabe. Aber als wären meine Gebete erhört worden, stand am nächsten Morgen ein Mädchen mit aschblondem Haar auf der Schwelle.

Sie kam mit einem jungen Mädchen, das bei uns ein und aus ging. „Das ist Anna“, sagte das indische Mädchen. „Sie ist aus Westdeutschland.“ Von diesem Tag an war sie die beste Freundin meines Sohnes. Sie saßen auf unserer Terrasse und sprachen über französische Literatur und Marxismus. Anna war das klügste Mädchen, das je unser Haus betreten hatte.

Sie war Monus erste Liebe. Als das Mädchen mit ihren Tanten zu einer einwöchigen Besichtigungsreise nach Kalkutta aufbrechen wollte, bat uns Monu, ihn mitfahren zu lassen, aber mein Mann sagte, er könne unmöglich Geld für die Ermutigung einer Kinderliebe verschwenden. In seiner Verzweiflung trug Monu alle Comics, die er sein Leben lang gesammelt hatte, zu einem Antiquar und bekam genug Geld, um dritter Klasse im Zug nach Kalkutta zu reisen. Unterwegs zitterte er in der strengen Kälte, bis ein Arbeiter, dem er leid tat, ihm einen Beedi¹⁰⁶ zu rauchen gab. Bei seiner Rückkehr erzählte er mir lächelnd von allem Unbehagen der Reise. Ich war stolz auf ihn.

„Du hat deinen Sohn für immer verdorben“, sagte mein Mann. Die Liebe zu einem hochgesinnten und klugen Mädchen

verwandelte Monu in einen flügge gewordenen Intellektuellen. Er las bis spät in die Nacht und schrieb politische Artikel, die einige Zeitschriften veröffentlichten. Als mein Mann nach Bombay zurückversetzt wurde, brach Monu fast das Herz. Einige Monate später flog Anna nach Deutschland zurück, um ihre Ausbildung fortzusetzen. Ein oder zwei Jahre lang wechselten sie Briefe, aber dann fanden beide andere Ablenkungen in ihrem jeweiligen Land. Die Reife jedoch, die mein Sohn durch Anna gewonnen hatte, blieb und gehörte von da an zu ihm.

In Bombay gab man uns eine Wohnung, die der Reservebank gehörte, in der Cadellstraße. Sie lag im Erdgeschoß und hatte zerbrochene Fensterscheiben, durch die der kalte Wind vom Arabischen Meer blies, das nur einige Meter entfernt war. Während der Flut schlugen die Wellen gegen die Mauer, die unser Haus vom Strand trennte. Die Mauer war modrig und stank vom verwesenden Müll, der ans Ufer gespült worden war.

Niemand ging dort spazieren außer ein paar Liebespaaren, die kein Geld hatten, um zum Liebesakt irgendwo anders hinzugehen, und einigen Herumtreibern, die hofften, dass sie den Paaren im Dunkeln eine Goldkette oder ein Portemonnaie wegschnappen könnten. Mein ältester Sohn ging mit mir abends am Ufer spazieren und eine bengalische Familie hielt uns für ein Liebespaar. Er war groß geworden und sah kräftig aus. Niemand, der uns zusammen sah, hätte uns für Mutter und Sohn gehalten.

Nachts fuhr mir das Meer lärmend in die Adern und brachte mir chronische Schlaflosigkeit. Ich konnte nichts anderes tun, als am Esstisch sitzen und Gedichte schreiben. Ich schrieb, bis es fünf Uhr war und der Milchmann auf dem Fahrrad am Tor mit seinen Kübeln rasselte. Dann legte ich mich neben meinen Mann und mein Kind.

Schließlich, da ich fürchtete, dort wahnsinnig zu werden, überzeugte ich meinen Mann davon, dass wir in eine Wohnung in Churchgate übersiedeln müssten. Auch dieses Haus war eines der vielen Gebäude, die der Reservebank von Indien gehörten. Es stand zwischen der ausgedehnten Sachivalaya und dem Esso-Park, in den am Abend die Kinder mit ihren Ayas kamen, um dort im Gras zu spielen. Wir freundeten uns mit unseren Nachbarn an, den Familien Deshmukh, Menon und Vaz.

Wohin auch eine Schriftstellerin kommt, ihr Ruf ist ihr vorausgegangen. Die Nichtschriftsteller misstrauen für gewöhnlich den Schriftstellern. Das kommt daher, dass sie außer in der äußeren Erscheinung einander völlig unähnlich sind. Da der Geist ein unsichtbarer Teil des Menschen ist, zieht man ihn nicht in Betracht. Auch Vögel haben ihre besondere Flughöhe. Die Flachlandvögel, die nicht weit in den einsamen Himmel aufsteigen, staunen oft darüber, dass Adler so hoch hinauffliegen und dass sie Kreise vollführen wie Tänzerinnen.

Das Wesen des Schriftstellers entgeht dem Nichtschriftsteller. Alles, was die Schriftsteller den anderen offenbaren, sind die Seltsamkeiten ihrer Kleidung und die Maßlosigkeit ihrer Gefühle. Wenn schließlich die Muskeln des Geistes genug Kraft entwickelt haben, um die geheimen Gedanken der Menschen zu lesen, schreckt die Schriftstellerin vor der unsichtbaren Feindseligkeit der anderen zurück und schließt sich ihrem eigenen Typus an, den Träumern, die mit einem Flügelstummel an der Schulter geboren sind.

Da ich immer mehr schrieb, wurde ich in den Kreisen, in denen ich mich bewegen musste, immer einsamer. Ich empfand meine Einsamkeit wie ein rotes Brandmal im Gesicht. Während des Abendessens bei Freunden saß ich in Gesellschaft still wie eine Statue und fühlte die harten Schwingungen um mich herum.

Schließlich wurde meinem Mann meine peinliche Lage bewusst und er nahm mich nirgendwohin mehr mit.

Ich zog mich in die Höhle zurück, die ich mir selbst gegraben hatte, und schrieb dort Geschichten und Gedichte, wurde sicher und namenlos. Um mich herum gab es viele Bücher, aber keinen Freund, der mir gut gemeinten Rat gegeben hätte, und keinen Verwandten, der mir gesagt hätte, dass ich durch meine unkonventionelle Denkungsart den Namen meiner Familie in Verruf bringe.

42. Mein letzter Geliebter: schöner, dunkler Mann mit einer Tätowierung zwischen den Augen

Herbstbeginn:

Sie gleitet in ihren Herbst,

Vergilbt wie ein Blatt

Und frei.

Der Herbst ist die Jahreszeit des Vergilbens. Als ich widerstrebend ins mittlere Alter eintrat, fand ich zu meinem Entsetzen, dass sich meine Körperumrisse, von mir unbemerkt, verändert hatten. Meine Haut war rau geworden.

Ich hatte mir angewöhnt, am Morgen meine Brille vom Frisiertisch zu nehmen, sie aufzusetzen und mir das Bild meines Gesichts im Spiegel zu betrachten. Zu dieser Stunde schien mir mein Gesicht am frischesten. Es war, als ob die sanfte Nacht und ihre Träume einen Hauch goldener Frische auf mein Gesicht geworfen hätten, einen Tau, der meine Haut anfeuchtete. Nachdem ich fünfunddreißig Jahre alt geworden war, träumte ich nur noch ganz selten und das Gesicht, das ich im Spiegel sah, schien mir verhärrt.

Ich verstand nicht, was mit mir geschehen war. War es mir nicht mehr möglich, mit den richtigen Worten, den richtigen Blicken, den richtigen Gesten einen charmanten Mann in eine komplizierte und befriedigende Liebesbeziehung zu locken? Dann eroberte er mich mit der Gewalt eines Taifuns, mein letzter Geliebter, der berüchtigtste von allen, der König der Könige, der Bison unter den Tieren, der schöne, dunkle Mann mit der Tätowierung zwischen den Augen.

Er kam aus einem Bekleidungsgeschäft in Churchgate heraus und ich ging hinein. Sein Gesicht war mir vertraut. Ich starrte ihn fasziniert an. Einige Geschichten über seine unzähligen Liebesaffären und seine sexuellen Heldentaten gingen um. In meinen Augen war er ein herrliches Tier.

Er sah sich immer wieder um, weil er herauszufinden wollte, warum ich ihn so sehr anstarrte. Ich ähnelte keiner der gewöhnlichen Nymphomaninnen, vielleicht deshalb nicht, weil ich nie eine war. Ich hatte ein tätiges Gehirn und kein rundes, gläsernes, blumengleiches Gesicht, das normalerweise die Wüstlinge anzieht. Ich war unscheinbar, sehr braun und machte mir nichts aus Koketterie. Er muss mein Gesicht sofort aus seinem Bewusstsein gestrichen haben.

Im Monat Oktober nötigte einer unserer Freunde, der seinen Geburtstag feierte, mich und alle anderen anwesenden Damen, einen Gin-Zitronen-Cocktail zu trinken. Innerhalb einer Stunde fühlte ich mich schwindlig und elend. Als ich nach Hause kam, brach ich auf meinem Bett zusammen und hatte vierzigeinhalb Grad Fieber. Am nächsten Morgen blieb das Fieber hoch und verwirrte meinen Arzt, der mir gleich Penizillin verabreichte. Es ging mir gut genug, dass ich, in eine Decke gewickelt, auf meinem Bett liegend lesen konnte.

Mein Freund Nissim Ezekiel besuchte mich, verbrachte den Tag in meinem Zimmer, las die Taschenbücher, die über mein Bett verstreut waren und trank meinen Fruchtsaft mit mir. Nissim ist die ideale Gesellschaft für jeden Kranken. Er ist freundlich und sanft. Er spricht nicht so laut, dass er die Nerven seiner Zuhörer beschädigt.

Nach zehn Tagen Krankheit wurde mein Blut untersucht und man fand, dass es zu viele Leukozyten enthielt. Der Arzt machte sich Sorgen. Der herbeigerufene Spezialist zeigte sich ängstlich.

Könnte es Leukämie sein? Eine Stunde vor dem Mittagessen brachten sie mich ins Bombay -Hospital. Ich sagte meinem Kind, das im Nebenzimmer spielte, nicht einmal auf Wiedersehen. Aus dem Auto, das mich ins Hospital brachte, merkte ich mir die Straßen und die markanten Punkte, damit ich nach meinem Tod als Geist nach Hause zu meinen Kindern zurückfinden könnte. Ich glaubte, dass ich sterben würde.

Das Zimmer, das man mir anwies, war grün gestrichen und hatte grüne Vorhänge. Es besaß eine Klimaanlage. Es ähnelte einer Unterwasserstation. Dort stand ein weißer Frisiertisch und ein zweites Bett für eine Verwandte, die vielleicht der Patientin hätte Gesellschaft leisten wollen. Ich kroch unter die Laken und schlief ein.

Dr. Goyal war der Arzt, der mich kurieren sollte. Er trug täglich einen neuen Anzug aus glänzendem Stoff und eine Fliege. Er versicherte mir, dass ich wieder gesund werden würde.

Im angrenzenden Zimmer litt ein kleines Kind an Hirnhautentzündung und stieß von Zeit zu Zeit schrille Vogelschreie aus. Der Ton war unvergesslich. Der Junge hatte eine private Krankenschwester, die gelegentlich in mein Zimmer geschlichen kam, in mein Gesicht spähte und mir mitleidig zunickte. „Leukämie ist nicht heilbar. Ich kann Ihnen meine Zeitschriften leihen.“ Sie brachte mir zwei Ausgaben der *True Confessions* (Wahre Bekenntnisse), die voller Bilder waren.

Ich fragte sie, warum die Eltern des Kindes nicht bei ihm seien, um es zu trösten. Sie lachte ein freudloses Lachen. „Sie sind reiche Leute“, sagte sie. „Sie könnten nicht in einem Hospital schlafen.“ Die ganze Nacht lang hörte ich den schrillen Schrei des Kindes, aber kurz vor Morgengrauen schlief ich ein. Als ich aufwachte, hatte das Schreien aufgehört, aber ich hörte raschelnde Reinigungsgeräusche aus dem Zimmer: Der Mopp schlug gegen

den nassen Fußboden und Eimer schurrten über den Boden. Die private Krankenschwester kam in mein Zimmer, um ihre Zeitschriften abzuholen. „Das Kind ist um vier Uhr gestorben. Meine Pflicht ist erfüllt. Ich muss gehen.“

Jeden Morgen um sechs weckten mich die Jungs vom Labor im ersten Stock, indem sie nach meinem Blut schrien. „Kuun, kuun¹⁰⁷“, riefen sie, schoben ihre Tablettwagen vor sich her und knipsten alle die hellen Lampen an. Wenn sie Blut abgenommen hatten, schickten sie ihre Helfershelfer, damit die in Marmeladengläsern Urin, Verdauungsergebnisse und Auswurf sammelten. Ich wurde oft in den dunklen Bestrahlungsraum geschoben, wo der Wärter mir sanft die Kleider vom Oberkörper zog und mich auf den langen Tisch unter der Maschine legte. Das Fieber blieb. Mein Bruder und meine Schwester, beide verdienstvolle Ärzte, wurden nach Bombay gerufen. Meine Lunge hatte einen Abszess, meine Leber hatte einen Abszess und irgendetwas stimmte mit meinem Herzen nicht.

Und trotzdem sagte mir mein Mann, der sein ganzes Leben lang kein einziges medizinisches Buch gelesen hatte, dass ich genesen würde. Meine Zimmernummer war 565. Das war eine Glückszahl. Ich überraschte die Ärzte und die verschiedenen Spezialisten damit, dass ich mich völlig erholte. Sie brachten mich vom Hospital zum Flugplatz und setzten mich in ein Flugzeug nach Delhi. Es war ihre Absicht, mich zur Beobachtung im Hause meines Bruders unterzubringen. Eines Nachts erbrach ich eine grüne Masse, die verworrenem Seetang ähnlich sah, und danach war ich völlig geheilt.

Gesundheit hat ihre eigenen Segnungen. Als ich mich von der schweren Krankheit erholt hatte, wurde ich noch einmal eine anziehende Frau. Da stieß ich mit dem älteren Mann zusammen, der mich einmal nur dadurch fasziniert hatte, dass er sich nach mir

umdrehte und mich dunkel ansah. Ich hatte von seiner sagenhaften Begierde gehört. Er zog mich an wie eine Schlange ihr betäubtes Opfer. Ich war seine Sklavin. Die folgende Nacht warf ich mich im Bett herum und dachte an seine dunklen Gliedmaßen und seine vom Begehren getrüben Blicke. Wir trafen uns sehr bald danach und ich fiel ihm um den Hals.

„Du bist mein Krishna“, flüsterte ich, wenn ich ihn auf die Augen küsste. Er lachte. Ich empfand mich als Jungfrau in seinen Armen. Hatte es vor dem Herbst dieser Liebe einen Sommer gegeben? Hatte es eine Morgendämmerung vor der Abenddämmerung seiner Haut gegeben? Ich konnte mich nicht erinnern. Ich hatte ihn, den dunklen Gott meiner Mädchenträume, auf der Innenseite meiner Augenlider mit mir herumgetragen. Nachts heulten seine Geliebten aus den luxuriösen Fuchshöhlen der Stadt nach ihm. „O Krishna, o Kanhaiya¹⁰⁸, verlass mich nicht wegen einer anderen!“

Ich schrieb ihm Briefe, wenn ich ihn nicht sehen konnte. Er verabscheute diese Briefe. „Werde nicht sentimental“, sagte er. „Schreib mir keine albern Briefe.“ Ich hätte ihn sofort verlassen sollen. Aber ich blieb bei ihm, kuschelte mich an seine haarlose Brust und barg mein tränenbeflecktes Gesicht in seiner Achselhöhle. Jedes Mal, wenn wir uns trennten, fragte ich: „Wann werde ich dich wiedersehen?“ Er kämmte sein eisgraues Haar, seine Augen trafen die meinen im Spiegel und er sagte jedes Mal: „Liebling, wir werden uns in zwei Tagen wiedersehen.“

In seinem Zimmer hingen achtzehn Spiegel, achtzehn Teiche, in die ich meinen heißen braunen Körper tauchte. Hinter dem Zimmer war eine ummauerte Veranda, auf der wir zusammen standen, um aufs Meer zu schauen. Das Meer war unser einziger Zeuge. Viele Male wandte ich mich ans Meer und flüsterte: „O Meer, endlich liebe ich. Ich habe meinen Krishna gefunden.“

43. „Auch ich habe es eine Weile mit dem Ehebruch versucht“

Du wolltest eine Schwalbe zähmen, du wolltest sie
Im langen Sommer deiner Liebe festhalten, sie sollte
Nicht nur die Jahreszeiten vergessen und die Nester,
die sie verlassen hatte, sondern
Auch ihre Natur, den Drang zum Fliegen und die endlosen
Pfade des Himmels. Ich wollte nicht einen weiteren Mann
kennenlernen,
Als ich zu dir kam, sondern ich wollte erfahren,
Was ich war und diese Erfahrung sollte mich
wachsen lehren, aber jede Lektion
Handelte nur von dir. Dir gefiel
Die Reaktion meines Körpers, seine gewöhnlich flachen
Konvulsionen. Du tropftest Speichel in meinen
Mund, du gossest
Dich in jede Nische und jede Höhlung, du balsamiertest
Meine armselige Begierde mit deinen bittersüßen Säften. Du
nanntest mich deine Frau,
Du lehrtest mich, Süßstoff in deinen Tee bröckeln und
Dir im rechten Augenblick deine Vitaminpillen
anbieten. Ich beugte mich
Unter dein riesiges Ego und aß das Zauberbrot und
Wurde ein Zwerg. Ich verlor Willen und Vernunft.
Auf alle deine
Fragen murmelte ich unzusammenhängende
Antworten. Der Sommer
Wird mir langweilig. Ich erinnere mich an die
raueren Winde

Des Herbstes und den Rauch brennender Blätter.

Dein Zimmer wird

Immer von künstlichem Licht erleuchtet, deine

Fenster sind immer

Geschlossen. Da hilft auch die Klimaanlage wenig.

Der männliche Duft deines Atems dringt überall ein.

Die Schnittblumen

In den Vasen riechen nach menschlichem Schweiß.

Kein Singen mehr, kein Tanz, mein Gemüt ist ein altes

Theater mit erloschenen Lichtern. Die Technik eines

starken Mannes ist

Immer dieselbe. Er serviert seine Liebe in tödlichen Dosen,

Denn Liebe ist: Narziss überm Wasserspiegel, gefangen

Vom eigenen einsamen Gesicht, aber schließlich

muss sie doch

Ihr Ende suchen, eine reine und vollkommene

Freiheit, sie muss den Spiegel

Zerschlagen und wollen, dass die freundliche Nacht

das Wasser abfließen lässt.

Wie die meisten Frauen, die in Städten wohnen, habe auch ich es eine Weile mit dem Ehebruch versucht, aber ich fand es widerwärtig. Mein Geliebter war am Beginn des Niedergangs seiner Karriere angekommen und er weckte in mir eher starkes Mitleid als Liebe.

Seine Bewundererinnen blieben aus. Sein Telefon schwieg. Keine verlangte mehr Gunstbezeugungen. Ihn umgab die traurige Aura eines Königs im Exil. Ich hatte ihm mein Leben opfern wollen, aber es war nur eine beschmutzte Trophäe, vielleicht wertlos. Es gab nur eine Schutzhütte für ihn: das heimliche

Plätzchen zwischen starken Gliedmaßen; und für seine müden Augen nur die rosige Blindheit für meine Poren.

Auch wenn ich ihn an mich presste, murmelte er: „Ich sehe die Roten im Sturmangriff hereinbrechen, die Tore springen auf, die Mauern stürzen ein, alle Gesetze werden in den Staub getreten, aber ich bin machtlos, irgendetwas für mein Land zu tun.“ Wenn wir uns umarmten, fielen wir in die himmelblauen Teiche seiner vielen Spiegel wie ein unvergängliches Muster, das sich immer wiederholt. Es war der Widerschein des Widerscheins, der Schatten des Schattens, der Traum vom Traum, und trotzdem verabscheute ich die Ausnutzung meines Körpers. Die alberne weibliche Form hatte sich wieder einmal eingemischt, um eine schöne Beziehung zu zerstören, es war der plumpe Trick, der immer und immer wieder Bindungen beschädigte.

Ich fragte mich traurig: Muss mein Körper immer mein sanfteres, weiseres Gemüt beherrschen? Denn ich hatte Schönheit in dem entdeckt, was ich früher gehasst hatte. O, die Augenblicke, wenn er ruhig war und das schnelle Flattern seines Atems! Und die Stille heilte für eine Weile die alten Wunden der Seele. Sein Körper wurde mein Gefängnis. Ich konnte nicht über ihn hinaussehen. Die Dunkelheit seiner Haut blendete mich und seine Liebesworte schlossen die Einwände der rationalen Welt aus.

Noch Jahre nachdem es geendet hatte, fragte ich mich, warum ich ihn zum Geliebten genommen hatte, obwohl mir seine Unfähigkeit zur Liebe ganz und gar bewusst war, und ich tappte in meinem Gemüt nach den richtigen Antworten. Liebe hat einen Anfang und ein Ende, aber Begierde hat keine Begrenzungen. Ich brauchte Sicherheit, ich brauchte Beständigkeit, ich brauchte zwei starke Arme, die sich um meine Schultern legten und eine sanfte Stimme im Ohr. Körperliche Unversehrtheit muss einen gewissen Stolz mit sich führen, der eine Last für die Seele ist. Vielleicht war

es notwendig, dass sich mein Körper so vielfältig befleckte, damit die Seele demütig genug für eine Veränderung würde.

Ich erhob mich schließlich als eine demütigere Frau vom Lotterbett und ging fort, ohne mich zum Adieusagen umzuwenden. Ich hatte mich genauso schnell dazu entschlossen, wie meine körperlichen Reaktionen gewesen waren. Es war ein Spiel, in dem er hoch verlieren sollte. Ich glaubte nicht, dass ich irgendein Geschenk bekommen würde, das nicht unwirklich war. Ich wollte in ihm wie ein Krebsgeschwür wachsen, ich wollte, dass er an unheilbarer Liebe leiden sollte. Diese Grausamkeit ist typisch für Frauen, die lieben. Er sagte: „Du bist eine Verrückte - aber lange lebe die Verrücktheit.“

Ja, es ist wahr: ich liebte ihn. Nicht verrückt, wie er dachte, sondern in seelischer Gesundheit, denn ich wurde sowohl von der Weisheit meines Körpers wie der meines Geistes geführt. Bei der ersten Berührung seines Körpers erloschen alle vorangegangenen Verliebtheiten. Es war, als wäre sein dunkler Körper der einzige überlebende. Alle anderen Tode verliefen schweigend; für die früheren Liebesaffären wurden keine Requiems gesungen. Außerdem, wer hätte Zeit gehabt, sich in dem Zimmer mit den achtzehn Spiegeln an irgendetwas zu erinnern?

Stadtväter, Freunde und Moralisten, wenn ich eine Sünderin wäre, vergebt mir meine Sünde nicht. Wenn ich unschuldig wäre, vergebt mir meine Unschuld nicht. Verbrennt mich in der Nacht mit blutroten Flammen, verbrennt meine stolze dravidische¹⁰⁹ Haut und verbrennt den Aufruhr in meinem Herzen oder begrabt mich im Garten hinter eurem Haus, füllt meine Därme mit dem roten Staub von Bombay, pflanzt hübsche junge Bäume auf meinen Bauch, denn er und ich, wir trafen uns zu spät, wir konnten kein gemeinsames Kind mehr bekommen, meine Liebe zu ihm war nur die Schrift im Meer, nur ein vom Wind fortgetragenes Lied.

Als ich von der letzten menschlichen Fessel befreit war, wendete ich mich zu Krishna. Ich hatte das Gefühl, dass das Schauspiel zu Ende sei und der Zuschauerraum sich geleert habe. Dann kam Er, Er trug keine Krone, keine Schminke, sondern er trat still bei mir ein. „Welche Rolle willst du spielen?“, fragte ich Ihn. „Dein Gesicht erscheint mir vertraut.“ „Ich spiele gar keine Rolle, ich bin ich selbst“, sagte Er. Im alten Theater meines Gemütes, in seiner hallenden Hohlheit, klang Seine Stimme lieblich. Er war gekommen, um endgültig Anspruch auf mich zu erheben. Danach wohnte er in meinen Träumen. Oft saß ich mit gekreuzten Beinen vor einer Lampe und rezitierte Mantras zu Seiner Ehre.

Ich nahm ab. Eines Tages brach ich, um Atem ringend, zusammen. Wieder einmal befand ich mich in Zimmer 565 im Bombay-Hospital. Mein Arzt sagte, es gebe keinen Grund zur Beunruhigung. „Es ist nur eine Herzmuskelentzündung“, sagte er.

Nach einer Testserie wurden zwei Operationen an meinem Körper vorgenommen. Als ich mich auf die größere der beiden vorbereitete, saß meine Schwester bei mir und rezitierte das Durgakavacham.¹¹⁰ „Ich bete nicht für deine Genesung“, sagte sie. „Ich bete für Beistand im Tod, falls der Tod dein Schicksal sein sollte.“ Ich fühlte mich ruhig und sorglos. Ich versuchte, mir die Gestalt der ruhmreichen Göttin Durga¹¹¹ vorzustellen. Ich sah sie in Rot, strahlend in steinbesetztem Schmuck. Mit dieser Vision verlor ich auf dem Operationstisch das Bewusstsein.

Als ich nach einigen Stunden wieder aufwachte, sah ich ein wunderschönes Gesicht sich über meines beugen. „Bist du Durga?“, fragte ich sie und sie sagte: „Ja, aber woher kennst du meinen Namen?“ Später erfuhr ich, dass sie die Ärztin war, die mich betreute. Ihre Eltern hatten sie Durga genannt, aber nach ihrer Hochzeit hatte sie ihren Namen in Rama geändert. Sie wusste nicht, dass ich sie für die gesegnete Göttin gehalten hatte.

Zimmer 565 war mir vertraut. Deshalb war es wie ein Nachhausekommen. Meine Ärzte waren besonders nett. Sie hielten meine Hand und sprachen liebevoll mit mir. Besonders ein junger, kahlköpfiger, der Benson und Hedges rauchte und die Kippen auf den Boden warf. Ich mochte den Geruch, den seine dicken Finger auf meinen Händen zurückließen.

Morgens verbrachte ich eine Stunde mit dem Rezitieren meiner Gebete. Der Arzt erlaubte, dass ich jeden Morgen in den Krishna-Tempel geschoben wurde, wo ich mit Entzücken das unbeschreiblich schöne Gesicht ansah. „Ist es denn noch nicht an der Zeit, dass du mich zu dir zurücknimmst?“, fragte ich ihn. Ich hatte genug von der Erde und all ihren schmerzlichen Geschenken. Mein Mann dachte, ich verlöre den Verstand. Man gab mir Beruhigungsmittel und verlangte von mir, drei Monate im Bett auszuruhen. Als ich wieder im Bett lag, dachte ich an Seine blaue Haut, Seine großen Augen und Sein wissendes Lächeln.

Ich verlor die Geduld. Ich konnte den Sinn meiner Rückkehr aus dem Hospital und der Auferstehung meiner Gesundheit nicht verstehen. An manchen Tagen, wenn ich vor dem Spiegel saß und meine blassen Lippen bemalte, fühlte ich mich plötzlich unbehaglich. Ich sah die vom Spiegel reflektierten einsamen Augen sich umwölken, als hätte sie ein Nebel eingehüllt. Ich sah in die Abgründe meiner Einsamkeit. Dann hatte ich das Gefühl, ich legte Farbe auf die Lippen eines Leichnams. Der Tod lehnt sich an meine Hecke. Meine Seele erfüllt meinen Körper mit einem gewissen guten Geruch. Wenn der Tod mich berührt, wird der Wohlgeruch meinen Körper verlassen und an seine Stelle wird ein unerträglicher Gestank treten. Sogar meine Söhne, die mir jetzt die Wangen küssen, werden dann von Schrecken erfüllt sein.

Als ich meinem zweiten Sohn erzählte, dass ich geplant hatte, nach meinem Tod im Hospital als Geist zu ihnen

zurückzukommen, sagte er: „Bitte tu das nicht, wir hätten solche Angst vor dir!“ Seine Worte zermalmt mich. Ich war in diesem Augenblick unwissender und naiver als heute. Ich war so naiv, meinem Mann zu versprechen, dass ich in allen kommenden Wiedergeburten seine Frau werden würde.

Wer ist er denn in Wirklichkeit? Wer bin ich? Wer sind diese drei Jungen, die sich meine Kinder nennen? Wir sind mit zerstörbaren Körpern beladen, die Verbindungen anknüpfen, die ebenso unwirklich und zerstörbar sind wie die Körper. Die einzige dauernd bestehende Beziehung ist die, die wir zu Gott aufbauen. Er ist mein Gatte. Er wird in zahllosen Gestalten zu mir kommen. In vielen Gestalten werde ich mich Seinem Begehren überlassen. Er wird mich lieblosen. Er wird mich betrügen. Ich werde auf allen Wegen dieser Welt gehen, niemanden verdammen, alle verstehen und dann ein Teil von Ihm werden. Denn es wird für mich keine Rückreise geben.

44. Ich war nie eine Nymphomanin

Damals war das unser einziges Erbe: der alte
Virus, den wir in unserer Seele nährten, so
Dass wir, als bei Sonnenuntergang der hohe Schrei
des Muezzin von
Der Moschee ertönte, die Kirchenglocken das
Angelus läuteten und sich
Vom Tempel der misstönende Gesang des Brahmanen erhob,
Mit vor Hass hartem Herzen ausschritten, unsinnig,
Und das nicht glauben wollten, was wir vielleicht
unklar empfanden:
Dass es nur das geistesranke Sprechen unseres Vaters war,
Der in drei verschiedenen Tönen plapperte:
Erschlage die, die nicht
Glauben oder noch besser: Reiß ihren Kindern die
Eingeweide heraus,
Und zerschmettere auf den Straßen ihre
erbärmlichen Innereien. O Gott,
Gepriesen sei dein gerechter Name, gesegnet sei die Religion,
Gereinigt im Blut der Ungläubigen, gesegnet sei
Unsere heilige Stadt, gesegnet sei ihr blutroter Ruhm.

Während des Befreiungskrieges von Bangladesch¹¹² lag mein
ältester Sohn mit Gelbsucht im Bett. An einem besonders dunklen
Abend, als ich auf der Terrasse unserer Wohnung stand, hörte ich,
wie die laute Sirene zu heulen begann. Ich konnte erkennen, dass
das Meer jenseits der grauen Häuser dunkel wie Teer aussah.

Wir hatten tagelang ununterbrochen über den Krieg und seine Aussichten diskutiert und ich wusste, dass, falls es einen Luftangriff auf Bombay geben sollte, die pakistanischen Flugzeuge vom Westen über das Meer, unseren unmittelbaren Nachbarn, einfliegen würden. Unser Haus lag in der Nähe der Hafenanlagen. Links vom Haus stand das ausgedehnte Sachivalaya-Gebäude, in dem die Minister an ihren Akten arbeiteten, und rechts lag das neue Rundfunk- und Fernsehzentrum. Was für ein Vergnügen würde es für die pakistanischen Bomber sein, auf uns herabzuschießen!

Die Vermieter des Gebäudes hatten an jede Familie eine Mitteilung geschickt, in der wir alle aufgefordert wurden, die Treppen hinunterzulaufen, sobald die Sirene ertönte, und uns neben der Treppe im Erdgeschoß hinzukauern. Der Aufzug durfte im Notfall nicht benutzt werden. Also hatte ich ohnehin beschlossen, mit meinem kranken Sohn in unserer Wohnung im sechsten Stockwerk zu bleiben und, wenn nötig, lieber mit Würde zu sterben, als neben der Treppe im Erdgeschoss wie ein Rattenvolk zerquetscht zu werden.

Der Rest der Familie meinte, uns nicht allein lassen zu können, und deshalb richteten wir in unserer Abstellkammer einen Luftschutzraum ein. Wir legten für den Kranken eine Matratze auf den Fußboden und füllten die Regale mit vollen Wasserbehältern, Brotlaiben, einem Erste-Hilfe-Kasten und einer Schaufel.

Als ich die Sirene zum ersten Mal hörte, blieb ich auf der Terrasse. Für ein paar Minuten wurde die Stadt unnatürlich still. Die Dunkelheit des Himmels schien feucht. Kein einziger Stern war zu sehen. Dann stiegen aus dem Nordwesten vier rote Lichter auf. Dahinter kamen in hübscher Anordnung noch ein paar rote Lichter. Ich dachte, das seien die pakistanischen Flugzeuge. Ich ging hinein, um meiner Familie Bescheid zu sagen, dass die Flugzeuge zum Greifen nahe seien. Mein Mann und mein zweiter

Sohn gerieten in panischen Schrecken. Während der nächsten Minute hörten wir lautes Krachen rings um uns her und wir glaubten, wir würden ausgebombt.

Damals hatten wir eine Bronzestatue von Ganesha in unserem Wohnzimmer, die ich jeden Morgen nach dem Bad verehrte. Ich zündete die Lampe vor ihm an und setzte mich zum Gebet nieder. Mein kleiner Sohn kletterte mir in den Schoß. Der rote Sindur¹¹³, den ich auf den goldenen Körper der Statue gesprenkelt hatte, erschien mir in diesem Augenblick wie Blut. War mein Ganapati¹¹⁴ ein verwundeter Soldat?

Das Babygeschrei der Sirene machte mich nervös. Es klang, als schrie ein Baby aus Angst. Da entdeckte ich mit einem Schlag, dass ich die Stadt Bombay liebte und nicht wollte, dass sie jemals verletzt würde. Wenn in Malabar kleine Kinder gebadet werden sollen, singen die Kindermädchen ein Lied, das so geht: „Kleine Beine, sie sollen wachsen, kleine Hände, sie sollen wachsen . . .“ Ich hätte am liebsten die weinende Stadt in die Arme genommen und ihr besänftigende Lieder vorgesungen. Ich goss meine Segenswünsche über die Stadt, während laute Explosionen um das Gebäude herum zitterten. Liebe Stadt, lass neue Waren deine Märkte füllen. Lass täglich die wohlhabenden Gläubigen deine Tempelglocken läuten. Lass deine Kurtisanen Tag für Tag gepflegter und schöner werden. Lass deine Parks vom Lachen der Kinder widerhallen. Lass die stolzen Damen, die auf deinem Marine Drive promenieren, noch stolzer und hübscher werden.

Mit Erleichterung hörten wir, dass die Flugzeuge von den Flugabwehrgeschützen verjagt wurden. Für gewöhnlich füllte sich unsere Wohnung allabendlich mit Schriftstellern und Geschäftsleuten. Einige von uns waren gegen die Regierungspolitik, die Bangladesch und seinen Flüchtlingen helfen wollte. Ehrlich gesagt, sahen wir Bangladesch als zusätzliche

Belastung an. Wir wussten, dass die Hilfe für Bangladesch unsere Wirtschaft zerstören und uns nur ein flüchtiges Lob der internationalen Szene einbringen würde. Wir hatten genug eigene hungrige Menschen, genug Obdachlose, die auf der Straße und unter Zeltdächern schliefen. Wir hatten oft, wenn wir von einem Abendessen im Taj-Mahal-Hotel kamen, auf seinen vielen Türschwellen alte Männer zusammengerollt liegen sehen, die dem Regen standhielten und sich die Lunge aus dem Hals husteten. Und wenn ich nach Hause gekommen war, sah ich von meiner Veranda die vielen leeren großen Gebäude: das Sachivalaya, die Staatsbank von Indien und das All-India-Radio, alle mit Läden und Vorhängeschlössern versehen, mit all dem verschwendeten Platz.

Ich habe mich oft gefragt, warum die Regierung nicht den Befehl geben kann, dass alle riesigen Gebäude während der rauen Monsunzeit und während des Winters ihre Hallen im Erdgeschoß den Obdachlosen überlassen müssen. Jedes Hotel kann dazu veranlasst werden, ein Zehntel des Tagesverdienstes für die Speisung der Armen auszugeben. Wohltätigkeit ist in Indien eine alte Tradition. Es ist nichts dagegen einzuwenden, sie wiederzubeleben, wenn die Zeiten schlecht sind. Der britische Einfluss hat die Haltung der Stadtbevölkerung zur Bettelerei verändert. Sie schreien die Menschen an, die sich mit ausgestreckten Händen ihrem Tor nähern. „Ermutige nicht zur Bettelerei!“ schreien sie die anderen an, die in Versuchung sind, ihr Essen mit den Armen zu teilen.

Man muss die Zeitungen dafür tadeln, dass sie die zur Mode gewordene Abgestumpftheit unterstützen. Wenn auch nur eine von ihnen den Anstand hätte, über das Almosengeben einer mildtätigen Person zu berichten, würden andere nette Leute dem Beispiel folgen, und wenn es auch nur wegen der Wirkung in der Öffentlichkeit wäre. Ich sehne mich danach, in der Zeitung eine

Geschichte, wenigstens eine kleine Geschichte, über jemanden zu lesen, der den Armen ein paar Kleider gegeben hat, ein paar Decken im Winter oder den Kindern, die in den Straßen umhergehen und sich ihr Mittagessen aus den Abfallhaufen heraussuchen, ein paar Früchte. Wir lesen nur von Verbrechen und von leeren Erklärungen der Minister auf der einen oder anderen Konferenz. Die Zeitungen erfüllen uns mit Ekel. Warum wird nie über gute Taten berichtet? Im Westen unseres Hauses liegt ein Park, in den täglich ein alter Mann mit zwei Helfern kommt, um an die armen Kinder Apfelsinen und Mangos zu verteilen. Die Kinder warten von den frühen Morgenstunden an auf sein Kommen. Es erfüllt mich mit Stolz, wenn ich ihm dabei zusehe, wie er den Kleinen die Früchte gibt.

Krankheit und Schmerz ließen mich reifen. Ich vergaß die Kunst, meine Liebe auf einen Punkt zu richten. Es fiel mir leicht, fast alle zu lieben, die uns besuchen kamen. Sogar für meinen Mann wurde ich zur Mutter. Er musste lernen, sich meiner Veränderung anzupassen, denn in seinen Augen war mein zusammengebrochener Puppenkörper immer noch attraktiv. Mein Körper war nicht mehr das, was er vor Jahren gewesen war. Ich prüfte unvoreingenommen seine Mängel und Vorzüge. Er war wie eine Stoffpuppe, bei der hier und da ein paar Stiche aufgetrennt waren. Die Narben der Operationen zierten meinen Bauch wie die ungeschickt von einem Kind gezeichnete Weltkarte. Meine Brüste hingen etwas. Und dennoch war ihre Form für meinen armen Mann weiterhin verführerisch. Er war fassungslos, als ich tief religiös wurde.

Ich hatte fleischliches Begehren abgeworfen, wie eine Schlange ihre Haut abwirft. Ich konnte auch nicht mehr so tun als ob. Ich war im Bett nichts mehr wert, keine bezaubernde Frau für geile Männer mehr. Aber meine Gedichte waren von einigen

Menschen gelesen worden. Meine Artikel über freie Liebe hatten viele gereizt. Deshalb bekam ich weiterhin Telefonanrufe von Männern, die mir Anträge machten. Offensichtlich hatte ich ein falsches Bild von mir gezeichnet. Ich war nie eine Nymphomanin. Sexualität interessierte mich nur als Geschenk, das ich meinem Mann geben konnte, um ihn glücklich zu machen. Ein paar unserer Bekannten versuchten mich anzufassen und machten anzügliche Vorschläge. Ich war entsetzt. Als ich meine Abscheu gegen ihr Benehmen zeigte, begannen sie, Gerüchte über mich auszustreuen. Wenn ich wirklich wahllos gefällig gewesen wäre, hätte ich nicht den Hass und den schlechten Ruf geerntet, den meine Gleichgültigkeit gegen Sexualität mir eintrug.

45. Rückkehr nach Nalapat: War meine vierundzwanzigjährige Ehe am Ende?

Wenn ich Beruhigungsmittel nehme,
Sei ich liebenswerter,
Sagt mein Mann.
Meine Sprache wird ein Nebelgebiet,
Die Worte kommen schlafgetränkt heraus,
Sie steigen aus stillen Schlafgrotten auf
Im unbeeilten Flug wie Reiher.
Und meine Stoffpuppenglieder passen sich besser
Seiner wechselhaften Begierde an. Wenn er könnte, würde er
Der schlafenden Seele seiner Frau Schlaflieder singen,
Süße Schlaflieder, um die Ohnmacht ihrer Seele zu verdichten.
Wenn ich Beruhigungsmittel nehme,
Würde ich liebenswerter,
Sagt mein Mann.

Als Ehe im herkömmlichen Sinn war meine ein Reinform. Ein Schweigen herrschte zwischen uns beiden, das mir endlos erschien, obwohl ich es manchmal mit ein oder zwei Worten über unseren kleinen Sohn oder die Rechnung des Lebensmittelhändlers brach.

Als Spielzeug für langsam vergehende Sonntagnachmittage und für die Nächte hatte ich viel an Wert eingebüßt. Ich konnte nicht einmal Begierde heucheln, ganz zu schweigen davon, sie zu empfinden. Ich brauchte starke Beruhigungsmittel, um meinen Körper in eine fügsame Position unter meinem männlichen Gatten zu bringen.

Zweiunddreißig Jahre lang, seit er im Loyola-College sein Examen in Volkswirtschaft abgelegt hatte, arbeitete er für die Reservebank und für die Sache der indischen Bauern. So lange ich mich zurückerinnern kann, roch seine Haut immer nach den Büropapieren, die unter Kissen und zwischen Bettlaken zu finden waren und die mir das unangenehme Gefühl gaben, Rivalinnen im Bett zu haben.

Als ich jung war und seine Kameradschaft für meine emotionale Stabilität gebraucht hätte, schickte er mich für sechs Monate zu meiner Großmutter, um auch noch seine Seele der Fertigstellung des Berichts des Kontrollkomitees der landwirtschaftlichen Kredite weihen zu können. Von diesem Bericht war sein Lieblingschef damals besessen. Eine solche Unterwürfigkeit seinen Vorgesetzten gegenüber baute vielleicht seine glanzlose Karriere für kurze Zeit auf, aber ganz gewiss zerstörte sie meinen Stolz auf ihn.

Als er mich zum ersten Mal ins Vertrauen zog und mir sagte, dass sein neuer Vorgesetzter unglaublich brutal mit ihm umgehe, fühlte ich deshalb nur Schadenfreude. Fast hätte ich laut gelacht, aber ein weiterer Blick in sein aschfahles Gesicht brachte mich dazu, meine Heiterkeit zu unterdrücken. Ich entdeckte mit Schrecken, dass er sich durch die öden, langen Jahre der Reservebank-Routine unmerklich verändert hatte. Er war vorzeitig gealtert. Graue Haarsträhnen gaben seinem Gesicht einen unschönen Rahmen. Seine Zähne hatten sich verfärbt und waren schlecht geworden. Alles, wovon er wirklich etwas verstand, war der Landwirtschaftsbericht, der einen völlig belanglosen Teil im großen Puzzle seines Lebens ausmachte.

Plötzlich tat er mir sehr leid. „Was bringt diesen Mann dazu, dich so sehr zu hassen?“, fragte ich. „Ich weiß es nicht“, sagte er

schwach, „vielleicht mag er meine Farbe oder mein Aussehen nicht.“

Jeden Abend brachte er seine Akten mit nach Hause und einmal wöchentlich flog er in andere Städte, seine Papiere fest umklammernd, an denen er die halbe Nacht gearbeitet hatte. Und trotzdem war sein Chef gemein zu ihm und wartete nur darauf, ihn bei einem Irrtum zu ertappen, damit er ihn seines Postens entheben und seinen Liebling an seinem Platz unterbringen könnte.

Mein Mann war der Meinung, dass die Projekte, die fremde Hilfe erforderten, für den kleinen Bauern nicht wirklich hilfreich seien, sondern nur den großen Landwirten halfen. Sobald er seinen Befürchtungen Stimme verlieh, begegnete er groben Widerlegungen oder eisigem Schweigen, das mit Anklagen geschwängert war. Die Bürokratie verlangte den reibungslosen Ablauf der Maschinerie, die Akten sollten zur Bearbeitung von einer überanstrengten Hand zur anderen gehen, aber nie, auch nicht einen Augenblick lang, wollte die Bürokratie unabhängiges Denken, das wie ein Nagel, der sich gelöst hat, zutage tritt. Denken war so schlimm wie eine Störung im Inneren eines Computers: Alle Reaktionen kommen dann falsch und sehr unpassend heraus.

Wenn mein Mann eine andere Familie gehabt hätte, hätte er lernen können, klein beizugeben, ruhig und ohne Aufregung. Aber sowohl unser ältester Sohn als auch ich glaubten an den Sozialismus. Wir glaubten daran, dass man gewissenhaft ehrlich mit sich selbst sein müsse.

Eines frühen Morgens, als mein Mann und einige andere Angestellte der Reservebank auf dem Flugplatz auf ihr Flugzeug warteten, demütigte ihn sein Chef ohne jeden zu rechtfertigenden Grund. Als die Zeugen der Szene, seine vorsichtigen Kollegen, im Handumdrehen verschwunden waren, um die eigene Haut zu retten, ging mein Mann zur Telefonzelle und rief mich an. Seine

Stimme zitterte und bebte wie die eines Kranken. „Ich habe ihn nur gefragt, warum er immer auf mir herumhacke.“ Mein Mann erzählte mir den Zwischenfall. „Er murmelte Beleidigungen und knurrte mich an“, sagte er.

Ich ärgerte mich. „Kündige sofort, gib diese demütigende Stellung auf, wir werden ins Nalapathaus gehen und dort mit Würde leben“, schrie ich ins Telefon. Wir hatten Minister, Politiker und Parlamentsmitglieder zu Freunden, aber sie alle konnten uns nicht helfen, obwohl ihnen bewusst war, dass ein ehrlicher, hart arbeitender Mann gequält wurde. Mein Mann war, wenn er sich aufrichtete, ohne Schuhe einen Meter zweiundachtzig groß, während der, der ihn quälte und der ihm sein Selbstvertrauen nahm, eine winzige Marionette mit der krampfhaften Haltung eines Zinnsoldaten war.

Es hatte keinen Zweck, meinem Mann zu sagen, er solle die scharfen Bemerkungen ignorieren. Seine Gesundheit war ruiniert. Seine Schilddrüse war angegriffen. Es war für mich und meine Söhne eine große Qual, ihn solche Schändlichkeiten von Seiten eines geringeren Mannes erleiden zu sehen. Ich packte meine Sachen und fuhr heim nach Malabar. Meinen dritten Sohn nahm ich mit.

Ich wollte, dass mein Mann über den Plan nachdachte, bei der Bank zu kündigen und sich mit mir auf meinem Landgut niederzulassen. Für einen stolzen Draviden ist jedes Brot der Demut eine ungesunde Speise. Es wurde Zeit, dass meinem Mann das bewusst wurde. Seine Kollegen ließen ihn im Stich. Niemand trat hervor, um ihm beizustehen, als ihm befohlen wurde, innerhalb von drei Stunden seinen Sessel und sein Zimmer zu räumen. Menschen wie wir, die an die Würde des Menschen glauben, werden immer allein gelassen.

Mein älterer Sohn Monu ging nach Trivandrum, um dort unter der Führung von Dr. K.N. Raj zu arbeiten. Dieser Umzug gefiel mir. Ich glaube aufrichtig daran, dass man sich mit seinesgleichen verbünden soll. Wenn man überleben muss und geistig gesund bleiben will, muss man sich wohl oder übel zu seiner eigenen intellektuellen Kaste halten. Andere können einen nur falsch beurteilen. Duncan Grant, Roger Fry, Clive Bell, Lytton Strachey, Virginia Woolf, Leonard Woolf, Saxon Sydney Turner und ein paar andere von hervorragendem Geist taten sich fürs bloße Überleben in ihrer berühmten Bloomsburygruppe¹¹⁵ zusammen. Sie wachten darüber, dass kein anderer eindrang, denn sie wussten, dass sie außerhalb der Grenzen ihrer Gruppe dazu verdammt waren, sich ausgeschlossen und einsam zu fühlen.

Als ich nach Malabar kam, betrachteten mich meine Verwandten mit Missbilligung. Warum kam ich ohne meinen Mann? Hatte meine freimütige Autobiographie, die in einer bekannten Malayali-Zeitschrift in Fortsetzungen erschien, schließlich zur Trennung geführt? War meine vierundzwanzigjährige Ehe am Ende?

Ich kümmerte mich nicht um ihre Fragen und stellte mir die Aufgabe, das alte Haus aufzuräumen. Hinter den Fotografien, die an der Wand hingen, saßen gelenkige, dunkle Skorpione, die ihre Stacheln aufrichteten, wenn ich ein Bild hob und sie der Sonne aussetzte. Fledermäuse flogen abends umher und hingen tagsüber in Trauben wie dunkle Früchte von den Dachsparren der Badezimmer. Mein Kind erschrak vor diesen Geschöpfen und vor den Schleichkatzen, die sich laut auf den Dächern bewegten. Jedes Mal, wenn eine von ihnen eine Maus gefangen hatte, erschreckte uns beide, die wir in unserem Himmelbett unter dem hölzernen Dach schliefen, das Knurren und Quieken.

„Lass uns nach Bombay zurückfahren“, weinte mein Sohn in der ersten Nacht nach unserer Rückkehr ins Nalapathaus. Ich wickelte ihn in einen meiner weichen Seidensaris, legte mich neben ihn und hielt seine kleine Gestalt fest umschlungen. „Dies ist unser Zuhause“, sagte ich. „Wir gehören hierher.“

Niemals habe ich den Wind so schön singen hören wie im Nalapathaus. Er lief über die Wipfel der Bäume, die drei Teiche und manchmal, wenn er vom Meeresufer kam, roch er nach Fisch und dem Teer der Fischerboote. Ich stellte sieben Diener ein, die für die Erfüllung unserer Bedürfnisse sorgen sollten. Das Haus sah verwüstet aus und im Ort gingen Geschichten über die vielen Geister um, die es bewohnten.

Die Aufseherin über meine Dienerinnen war eine siebzigjährige Frau namens Kalyani Amma. Sie sagte, dass ich meine Stadtkleidung ablegen und die traditionelle Tracht der Nair-Frauen anlegen müsse. „Sie müssen sehr viel goldenen Schmuck tragen“, sagte sie, „sonst machen sich die Frauen am Tempelteich, wohin ich zum Baden gehe, über mich lustig.“ Also kehrte ich zur Tradition zurück. Ich verschenkte alle meine Saris an die Stenotypistin im Dorf, die gerne eine neue Arbeitsstelle in der Stadt angenommen hätte. Ich gewöhnte mich daran, die Kleidung meiner Vorfahrinnen zu tragen: drei Meter weißen Stoff als Unterkleid und zweieinhalb als Oberkleid, die weiße Bluse und den schweren Goldschmuck, den Sandelholzstrich auf der Stirn.

Meine Diener waren glücklich mit mir. Ich machte das Land urbar und fing an, es zu bebauen. Ich sang Balladen mit meinen Landarbeiterinnen, wenn sie knietief im Schlamm standen und die Reispflanzen setzten. „Die Herrin des Nalapathauses ist zurückgekommen!“ riefen sie voller Glück. Da tat es mir um die in Bombay, Delhi und Kalkutta verbrachten Jahre leid, in denen ich

von meinem Haus, meinen Bäumen und meinen Feldern getrennt gewesen war.

In die Rinde eines jeden großen Baumes in Nalapat war sechzig Zentimeter über der Wurzel mit einem Messer mein Name eingekerbt gewesen, aber alle außer dem wohlriechenden Narmatalabaum waren gefällt worden. Ich weinte beim Anblick des öden Hofes, auf dem einmal große schattenspendende Bäume gestanden, die die Mittagssonne gefiltert hatten, sodass sie sanft wie Zwielflicht auf den weißen Sand gefallen war, wo wir als Kinder gespielt hatten. Nicht einmal der alte Mangobaum vor dem Zimmer meiner Großmutter war noch da. Als mein Großvater im Sterben lag, hatte er zu seiner Frau gesagt, dass die Zweige des Mangobaumes voller Puppen hingen, hübscher Puppen, die ihm mit ihrem sonnigen Lächeln zuwinkten. Dass der Baum fehlte, verletzte mich wie der Tod einer Großmutter.

Ich ging zwischen dem wilden Farnkraut umher wie eine Verlorene und suchte nach Erkennungszeichen. Ich unternahm eine empfindsame Reise in meine Kinderheimat. Ich wollte nicht noch einmal ernüchert werden und in die unpersönliche Stadt und ihre Anspannung zurückkehren.

Ich reinigte den Schlangentalar von allem Unkraut, kratzte den Grünspan von den Götterbildern und zündete die Steinlampen an. Ich gab einem Tischler den Auftrag, die Scheunen zu reparieren, wo in Großmutter's Tagen das geerntete Getreide gelagert worden war. Mein Kind lernte bei ihm Tischlern. Wir kauften zwei Kühe.

Es war ein idyllisches Leben. Als mein Mann zu einem Urlaub zu uns kam, fand er uns rund und gesund. Er war in Versuchung, in der Reservebank zu kündigen und sich bei uns niederzulassen, aber er sagte: „Lass uns noch ein Jahr warten, lass

Chinnen sein Collegestudium abschließen.“ „Bombay war ein Fehler“, sagte er.

Wie recht er hatte! Ich hätte mich nie daran gewöhnen sollen, die farbige Stadtkleidung zu tragen. Ich hätte mich nur in Weiß kleiden und meine Glieder mit Gold beladen sollen. Ich hätte weder jemals in einer der Reservebank von Indien gehörenden kleinen Wohnung den Haushalt führen noch mich um die Bezahlung der Rechnungen des Lebensmittelhändlers sorgen sollen. Ich gehörte zur Heiterkeit und Ruhe von Nalapat. Nalapat gehörte zu mir. Indem ich es der Obhut gewöhnlicher Hausbesorger und Verwalter überlassen hatte, hatte ich den Geist des Hauses verletzt, ICH HATTE UNWISSENTLICH DAS BLUT SEINES GEISTES VERGOSSEN.

46. Nur die Reichen hassten mich... Sie streuten üble Gerüchte über mich aus

Zum Schlachthof:

Die Herzklinik.

Dort brennen die lidlosen Fischaugen der

Glühbirnen unaufhörlich,

Blind dafür, dass die Nacht sich ins Licht hinter der

Wand ausdünnt

Und der Tag sich in Straßen, die sich füllen, ergießt;

Die Herzklinik

Dort rasten müde Reisende und errichten ein Zelt. Sie ist die Oase

Für die Ruhe einer Nacht vor dem langen

Kamelritt durch heißen Sand;

Die Herzklinik

Dort liegt jeder in seinem eigenen weißen Zelt

Unter harten Wüstenmonden,

Nur bis zum Hals im Schlaf vergraben, sodass er mit

unbedecktem Kopf

Seine Hinrichtung erwartet,

Und halbwüchsige Albträume kauern unter Betten,

Und launisch wie entfernte Trommeln tönt der Herzschlag;

Die Herzklinik

Dort kommt der große dunkle Arzt um Mitternacht zur Visite.

Er ist aus der Tiefe der Träume herausgerufen

worden und außer Atem,

Die Glühlampen blenden ihn, die alternden

Gesichter verschwimmen

Auf ihren Kissen und der Schlaf starrt auf seine Stirn,

Seine breiten Schultern,

Seine Knie und er nickt wie eine streunende Kuh und geht weiter.

Einerseits war ich der Liebling der Studenten meines Heimatstaates Kerala und sie unterstützten mich in meinem Plädoyer für eine Erneuerung der Moral, andererseits war ich meinen Verwandten ein Dorn im Auge, denn sie sahen mich als eine Bedrohung ihres Ansehens.

Sie waren in dem abscheulichen Feudalsystem aufgewachsen, das bis vor etwa zwanzig Jahren in Malabar herrschte, und sie hatten ihre eigenen erschreckenden Leichen im Keller der Vergangenheit. Als Angehörige von wohlhabenden Großfamilien hatten sie reichlich Muße, ihrer Üppigkeit Nahrung zu geben, indem sie sie mit dem Saft der zarten Töchter ihrer Dienstleute und Leibeigenen fütterten. Sie fürchteten, ich würde von ihren Untaten schreiben, von den zufälligen Toden im Ort und von der wahren Unmoral, die in den starken Armen unserer Gesellschaft Schutz findet.

Sie trugen ihre Beschwerden meinen Eltern vor, die verwirrt, aber völlig hilflos waren, denn ihnen war klargeworden, dass ich mich in eine Wahrheitssüchtige verwandelt hatte und dass ich mein Schreiben mehr liebte als sie oder meine Söhne. Wenn es nötig gewesen wäre, hätte ich ohne Zögern meinem verliebten Mann und meinen Söhnen Adieu gesagt, nur um das zu bleiben, was ich war: eine Schriftstellerin.

Ich hatte keine Gewalt über mein Schreiben, das auftrat wie ein Ausschlag von Hitzepickeln in den entsprechenden Jahreszeiten. Ein paar ältere Männer meines Dorfes kamen mich heimlich besuchen, wenn der Abend hereingebrochen war, setzten sich in die Sessel und lächelten ausdruckslos und schweigsam. Ich war ohne meinen Mann nach Malabar gekommen und außerdem: Hatte ich in meinen Schriften nicht gestanden, dass ich ein paar

Liebesaffären gehabt hatte? Sie kamen mit angeregtem Appetit und guckten wie kranke Hunde. Ich musste meine alte Dienerin bitten, mir dabei zu helfen, sie ohne viel Aufhebens loszuwerden.

Die Zahl meiner Feinde wuchs von Tag zu Tag, allerdings war mir das ein paar Wochen lang nicht bewusst. Während ich in Trivandrum war, wo ich zur Jury der regionalen Filmpreisverleihung gehörte, vergruben sie eine Urne in meinem Hof, denn sie hofften, mich mit Hexerei töten zu können. Ich kümmerte mich nicht um die Warnungen meiner Diener. Eines Tages fand ich auf der Einfassung unseres Brunnens eine enthauptete Katze. Als ich sie genau untersuchte, fand ich ein Stück Kupfer, in das mein Name eingraviert war, ein Ei, etwas Gelbwurz und eine Substanz, die Zinnober ähnelte, in ihrem Körper. Dann fiel mir ein, dass auch ich Zauber anwenden könnte, um meine Feinde zu verscheuchen. Ich hängt ein Bild von Kali an meine Balkonwand und schmückte es täglich mit Girlanden von roten Blüten, die den Gedärmen eines ausgeweideten menschlichen Wesens ähnelten. Jeder, der in einigen Metern Entfernung am Rand meines Reisfeldes spazierte, konnte die Göttin und die makaberen roten Kleckse sehen. Das machte den Dorfbewohnern Angst.

Ich spielte mit dem Gedanken, einen guten Wachhund zu halten, aber ich konnte keinen finden. Ich hatte viele Diener und schließlich ließen sich zwei von ihnen bestechen und versuchten, mich zu vergiften. Die Armen besitzen einen Grundanstand, der sie davon abhält, gegen die, die sie geliebt haben, treulos oder grausam zu sein. Die beiden konnten sich nur dazu überwinden, mir unzureichende Mengen Gift zu verabreichen. Ich sah die Erleichterung in ihren Gesichtern, wenn ich morgens lebendig und mehr oder weniger normal die Treppe herunterkam.

Meine Diener liebten mich. Meine Landarbeiter liebten mich. Nur die Reichen hassten mich. Sie streuten üble Gerüchte über meine Lebensweise aus.

In Wirklichkeit war mein Leben einfach und unkompliziert. Morgens brachte mir mein Mädchen das Tablett mit dem Tee ins Zimmer. Nach dem Tee ging ich hinaus, um den Reis und das Gemüse zu inspizieren. Ich fütterte die Kühe. Frühstück. Danach ein paar Spiele mit meinem kleinen Sohn, bis Badezeit war und meine Dienerin mit dem Henna für meine Handflächen und Füße zu mir kam. Ein Ölbad. Gebete im Pudscha-Raum, wo ein Nambudiri Brahmane¹¹⁶ sachkundig den Gottesdienst für meine drei Götter abhielt: für Ganapati, Surya und Lakshmi.¹¹⁷ Mittagessen um zwölf Uhr und schlafen bis zur Teestunde, wenn das mit Tee und Süßigkeiten beladene Tablett die Treppen heraufgebracht wurde, eine Stunde schreiben oder Sanskrit lernen. Dann noch einmal die Treppe hinunter, um mit meinem Sohn unter den Bäumen zu spazieren. Abendessen um halb acht und lesen bis neun.

Nicht einmal der strengste Sittenrichter hätte eine Verfehlung in meiner Lebensweise finden können, aber im Dorf flüsternten sie einander zu, ich hätte Liebhaber. Ich wurde so lange zermürbt, bis ich eines Nachts mit einem Herzinfarkt zusammenbrach und feucht wie ein gebackener Fisch auf dem Fußboden lag. Mein Kind führte ein Ferngespräch mit meinem Bruder Mohandas, der aus Calicut kam, um mich in eine Klinik zu bringen.

Während der dreistündigen Autofahrt hielt das Kind meine Hand und wimmerte. Ich war nicht bereit zum Sterben. Dieses schöne Kind sollte nicht ohne Mutter zurückbleiben. Der Reis musste geerntet werden. Ich hatte meine Laufbahn als Landwirtin gerade erst begonnen. In Calicut wurde ich in die Privatklinik des besten Herzspezialisten des Landes aufgenommen. Nachdem die

Krise vorüber war, verlegten sie mich in ein Zimmer, wo ich vom Bett aus die rote Straße davor beobachten konnte.

Menschen in bunter Kleidung kamen vorüber und gelegentlich ein Auto. An meiner Tür war ein Zeichen, das jeden Besuch verbot und das sogar den Tod fernhielt. Aber ich träumte eines Nachmittags, dass er als Specht verkleidet zu mir gekommen sei und sich daranmache, an meinen Knochen zu picken. Dann verwandelte er sich in einen Wasservogel, der wie die Vögel aussah, die ich als Kind bei meiner Großmutter am Teich in Nalapat gesehen hatte. Er wühlte den Bach meines Blutes auf, ein kleiner Blutvogel, der in der Trance eines Zugvogels gefangen war.

Ich wachte schwitzend auf. Meine Dienerin sagte mir, dass ein junger Mann einige Male an die Tür gekommen sei und mich habe sehen wollen. „Er wollte, dass sie ihm sein Buch signieren“, sagte sie.

Ich hörte seine Stimme und mochte ihre samtene Weichheit, und deshalb wurde er hereingerufen. Er war nur ein Fleck am Fußende meines Bettes. „Wie heißen Sie?“, fragte ich ihn. „Ich bin Mohan“, sagte er, „mir fehlen die Worte.“ „Bleibe unversehrt in deinem Schweigen“, schrieb ich ihm ins Buch und ich beneidete ihn um seine Fähigkeit zum Schweigen. Ich hatte mit Worten mein Leben zerstört. Ich hatte sie wie Schwerter gebraucht. Es sollte ein Reinigungstanz werden, aber unwissentlich wurde Blut verschüttet. Am nächsten Morgen kam ein vielfarbiger Rosenstrauß. Zwei der Rosen waren blasslila und ich liebte sie lange. Die Rosen blieben drei Tage lang auf meinem Fensterbrett stehen. Ich hätte den Mann gerne gesehen, um ihm für das Blumenglück, das er mir geschenkt hatte, zu danken, aber er erschien nicht wieder.

Nach drei Wochen Ruhe nötigte ich meinen Arzt, mich nach Hause zu schicken, weil Erntezeit war und ich dabei sein wollte, um an Ort und Stelle auf mein Werk stolz zu sein. Als ich nach

Hause gefahren wurde, sah ich, wie bei den Bergpässen das alte Vieh zum Schlachthof getrieben wurde. Ich sah die dünnen Schenkel und das zinnoberrote Brandmal auf ihren Schultern.

Ich wäre gerne, nur für einen kurzen Augenblick, aus dem Auto gestiegen und mit ihnen gegangen. Menschlichen Wesen wird kein Brandmal mit einem glühenden Eisen aufdrückt. Sie werden nur mit ihrem Elektrokardiographen und Beruhigungsmitteln nach Hause geschickt.

47. Der Zauberer kam nachts auf einem Fahrrad

Aus den Trümmern von Häuserruinen
Hebe mein zerbrochenes Gesicht auf,
Das Gesicht deiner Braut,
Das sich mit den Jahren ein wenig verändert hat.
Ich werde mich nicht erinnern
An die verratenen Flitterwochen;
Wir sind beide Zyniker,
Du und ich.
Wenn es damals schon schwer war, mich zu lieben,
So ist es jetzt noch schwerer.
Aber liebe mich einen Tag lang,
Zum Spaß.
Liebe die siebenundsechzig
Kilogramm alternden Fleisches.
Liebe die beschädigte Leber,
Das schlecht durchblutete Herz,
Ja, liebe mich einen Tag lang,
Nur zum Spaß,
Zeige mir, was unser Leben gewesen wäre,
Wenn du nur geliebt hättest.

Nach meiner Rückkehr aus der Klinik wurde das Leben für mich schwierig. Mein ältester Sohn, der gekommen war, um während meiner Krankheit bei mir zu sein, wurde selbst krank; er hatte sich von meinem kleinen Sohn mit Masern angesteckt. Beide phantasierten im hohen Fieber und ich sah einen unheilvollen Schimmer auf ihren Gesichtern.

In meiner linken Seite hegte ich den Schmerz, mit dem ich schon ins Krankenhaus gegangen war, und ich war nicht willens, die Beruhigungsmittel, die mir verschrieben worden waren, einzunehmen. Ich wollte am Bett meines Sohnes, der mich mit von roten Adern gesprenkelten Augen, die nichts sahen, anstarrte, wach und aufmerksam bleiben.

Im Dorf war kein Eis zu bekommen, mit dem ich die Temperatur hätte senken können. Ich konnte nichts anderes tun, als ein feuchtes Tuch auf seine Stirn legen und es entfernen, wenn es getrocknet war. Ich wurde nervös und war so zermürbt, dass ich den Rat meines Dienstmädchens annahm und einen Zauberer bestellte, der herausfinden sollte, ob unsere Feinde uns dieses Unglück zugefügt hätten.

Der Zauberer kam nachts auf einem Fahrrad und zeigte uns sein spiegelblankes Lächeln. Er wurde zum Balkon hinaufgeführt, wo er eine Zeichnung anfertigte und Kaurimuscheln¹¹⁸ ausbreitete, um seine esoterischen Berechnungen anzustellen. Er war ein junger Mann, stabil gebaut, mit welligem Haar und einer schimmernden Haut. Um seinen Hals trug er eine dicke Kette aus Gold mit einem runden Medaillon. Er gab mir drei Schnüre, eine für mein eigenes Handgelenk und die anderen für meine Söhne. „Sie haben Mahamaran¹¹⁹ gemacht, um Sie zu töten“, sagte er, „Aber wir wollen versuchen, Ihre Kinder zu retten.“

Ich gab ihm zwanzig Rupien für seine beruhigenden Worte und schickte ihn weg. Die Schnüre band ich um die Handgelenke meiner Söhne und beide waren zu schwach, um sich zu widersetzen. Aber gegen Abend, nachdem wir sechs schlaflose Stunden lang darüber diskutiert hatten, schnitt ich die Schnüre durch und warf sie aus dem Fenster. Schließlich kurierte Tetrylin meine Söhne.

Ich konnte wegen des Schmerzes, der wie eine Sichel in meine linke Brust eingebettet war, kaum gehen. Deshalb schickte ich meinem Mann eine Nachricht, der sofort aus Bombay zu uns kam. Als ich seine schweren Schritte auf der Treppe hörte, klatschte ich aus reiner Freude in die Hände. Ich würde wieder in Sicherheit sein. Der kleine Sohn sagte zu ihm: „Nimm uns mit nach Bombay oder wir werden hier ganz sicherlich sterben.“

Ich ließ den Besitz in der Obhut eines Veters und eines Dieners und fuhr noch einmal nach Bombay. Ich hatte genug vom Experimentieren und wünschte mir wirklich sehr, mich in einem normalen Leben einzurichten. Meinem jüngsten Sohn, der an chronischem Rheumafieber gelitten hatte, ging es besser, nachdem er zwei Jahre lang Penizillin genommen hatte. Er schlug selbst vor, dass wir ihn in die Schule schicken sollten. Er wollte, dass wir eine freundliche Schule für ihn fänden, nicht so eine wie die, die er früher besucht hatte, in der die Lehrer unpersönlich und barsch gewesen waren. Mein Mann wählte das Dunne-Institut und meldete ihn für die vierte Klasse an.

Das Kind kam ganz aufgeregt nach Hause: „Amma, mein Lehrer ist sehr nett zu mir“, sagte er und ich umarmte ihn aus meinem Bett und war Gott dankbar für seine Gnade. Der Junge mochte alle seine Lehrer und sogar an Tagen, an denen er sich nicht wohl fühlte, bat er mich, ihn zur Schule zu schicken. An den Wochenenden gab er eine Minizeitschrift heraus, die er Oushanasa¹²⁰ nannte und für die er Verse und Geschichten unter verschiedenen Pseudonymen schrieb.

Ich lernte endlich, mit meiner Kraft zu geizen, und verwandte sie nur auf mein Schreiben, das ich mehr als alles andere in der Welt genoss. Ich saß, von Kissen gestützt, auf meinem breiten Bett und schrieb auf der Schreibmaschine. Ein großer Teil meines Unwissens war von den Lektionen, die mir das Leben erteilt hatte,

beseitigt worden und ich wollte, dass meine Leser davon erfahren. Mir war inzwischen bewusst geworden, dass eine Schriftstellerin einzig und allein von ihren Leserinnen und Lesern geliebt wird. Offensichtlich bringt sie ihre Familienmitglieder nur in Verlegenheit, denn sie ist wie ein Goldfisch in einem gut beleuchteten Glas, dessen Bewegungen durchaus nicht verborgen bleiben können.

Ich habe mir oft gewünscht, mich auseinanderzunehmen und alle Teile - das Herz, die Eingeweide, die Leber, die Fortpflanzungsorgane, die Haut, das Haar und alles übrige - auf eine große Leinwand zu kleben, um eine Collage anzufertigen, die ich dann meinen Lesern zum Geschenk machen könnte. Ich habe überhaupt keine Geheimnisse. Jedes Mal, wenn ich geweint habe, haben meine Leser mit mir geweint. Jedes Mal, wenn ich, wie eine Braut gekleidet, zum Haus meines Geliebten gegangen bin, fühlte ich ihre Augen auf mir. Das war schon seit meiner Jugend so, als ich meine erste Geschichte veröffentlichte und „streitlustig“ genannt wurde. Die Augen meiner Leser folgen mir wie die Augen eines alles sehenden Gottes schon seit vielen Jahren.

Krankheit und Schreiben bewirkten, dass ich zu einer Insel wurde. Menschen mussten ihren eigenen Weg verlassen, wenn sie mich besuchen wollten. Sie kamen in Kanus und in Yachten. Meine Gebete und eine damit verbundene schweigende Meditation verhalfen mir dazu, ein wenig telepathisch zu werden. Wenn jemand, der mich nicht mochte, in mein Wohnzimmer trat, fühlte ich die heimliche Feindseligkeit und weigerte mich, ihn oder sie zu empfangen. Ich zog meinen Kopf unter meine dicke Bettdecke und blieb in meinem abgeschlossenen Schlafzimmer, das gleichzeitig mein Arbeitszimmer war.

Ich wollte nur Liebe und Freundlichkeit. Jede Art Hass hätte meine Arbeit zerstört. Ich hatte nicht einmal die wenige Kraft, die

ich gebraucht hätte, mein Haar zu bürsten. Es wäre nicht klug gewesen, meine Kraft damit zu verschwenden, dass ich mich auf ein Sofa gesetzt und mit Leuten gesprochen hätte, die mich heimlich nicht mochten, sondern nur aus Neugier gekommen waren. Nach und nach blieben alle aus, die nicht intellektuell interessiert waren. Nur echte Freunde kamen mich besuchen. Sie brachten mir frohe Neuigkeiten und Frieden.

Ich tippte fast tausend Wörter in der Woche. Ich schrieb über die Gegenstände, über die mich die Verleger zu schreiben baten. Dabei war ich mir völlig bewusst, dass ich nach herkömmlichen Maßstäben ungebildet war und dass es deshalb nicht meine Sache war, mich in ernste Angelegenheiten zu mischen. Aber wie freudig mischte ich mich ein, um diese besondere Art von Lesern zufriedenzustellen, die mich und mein ehrliches Bemühen mochten. Als Hausfrau war ich ohnehin nutzlos. Ich konnte keine Teekanne heben, ohne nach Atem zu ringen. Aber schreiben war möglich. Und es machte mich überaus glücklich.

48. Die alten Sehnsüchte, die mich gequält hatten, waren erfüllt

Wenn du schwimmen lernst,
Steige nicht in einen Fluss, der kein Meer hat,
In das er fließen kann, einen Fluss, der seine
Bestimmung nicht kennt,
Sondern der nur das Fließen für sein Schicksal hält,
Wie die müden Flüsse des Blutes,
Die den Abschaum alter Erinnerungen tragen,
Sondern geh und schwimm im Meer,
Geh im großen Meer schwimmen,
Wo du als erster Gezeit deinem Körper begegnest,
Der vertrauten Plage,
Aber wenn du sie überqueren lernst,
Bist du sicher, ja, jenseits davon bist du sicher,
Denn dann würde auch Versinken nicht schaden.

Während der langen Wochen meiner Genesung verfolgten mich die Erinnerungen an meine Kindertage, die ich in Nalapat verbracht hatte. In die verschwommene Mittagsruhe, die im Herzen der kleinen Pillen wohnte, die man mir verschrieben hatte, um das Flattern meines Herzens zu beruhigen, waren die Stimmen der Toten und die mir früher in Nalapat vertrauten Bilder gemischt.

Stundenlang hatte ich in dem von der Sonne beleuchteten Teich hinter dem Haus gespielt, hatte mit meinen mädchendünnen Gliedern im Wasser geplätscht, während die Schildkröten in seiner feindlichen Tiefe herumschwammen und Aale mich mit ihren opalenen Augen anstarrten, aber in all diesen unbegrenzten

Stunden hatte ich niemals Angst empfunden, nicht einmal Freude, sondern einen namenlosen Frieden.

Meine Träume glühten wie immer perlweiß, sie schienen kaum sterblich, aber wenn der Abend kam, schlüpfte ich - wie eine Schlange aus ihrer Haut - aus den Silberspiralen der Träume und wachte auf, um einer mir fremden Welt zu begegnen, die von kleinen Sünden sprach. Ich hatte mir gewünscht, einen Sinn dafür, den Mut dazu zu besitzen, mir eine durchschnittliche Identität auszusuchen, ich wollte während der Jahre des irdischen Getöses sanft wie eine Schnittblume altern, bis es Zeit wäre, weggeworfen zu werden, aber ich war umhergewandert, hatte einen anderen gesucht, der mein sein sollte, mein eigen zum Lieben oder zum Zerstören, und der mit mir den trüben Glanz teilen sollte, in dem ich mich wie ein junges Reh bewegte.

Ich war körperlich über die Grenze der Wiederherstellung hinaus zerstört. Aber während mein Körper untätig auf dem Krankenbett lag, sprang mein Geist wie ein Windhund beim Spaziergang und wurde munter. Er hatte sich von seinem Schlaf verabschiedet. Alle alten Sehnsüchte, die früher meinen ranken und schlanken Körper gequält hatten, waren erfüllt. Nicht einmal der bestaussehende Mann der Welt würde jemals wieder in mir Interesse an der Liebe wecken.

Meine Begierden waren Lotusblumen¹²¹ in einem Teich gewesen, die ihre Blüten in der Abenddämmerung schlossen und in der Morgendämmerung wieder öffneten - es war einmal - jetzt dagegen waren sie vollständig tot, verwelkt und abgerissen und es würde für sie kein Wiederaufkeimen mehr geben. Der Teich hatte sich von allen Gewächsen gesäubert. Er war ruhig.

Auch wenn meine Eltern mit mir gesprochen und mich auf den richtigen und den falschen Weg hingewiesen hätten, hätte ich trotzdem so gelebt, wie ich gelebt habe. Ich glaube aufrichtig, man

kann Wissen nur dadurch erlangen, dass man sich dem Leben aussetzt. Ich konnte mich nicht dazu überwinden, mein Leben an den Haken einer Sicherheitskalkulation zu hängen. Ich verhielt mich nie vorsichtig. Ich gab mich mit jedem Satz, den ich schrieb, preis und verbrannte damit alle Schiffe, die mich in Sicherheit hätten bringen können.

Was hat mir schließlich das Leben eingebracht? Nur die vage Hoffnung, dass es ein paar Leser gebe, die meine Bücher sehr gerne gelesen haben, obwohl sie nicht den Wunsch hatten, mir das mitzuteilen. Für jeden von ihnen schreibe ich weiter, obwohl ich mit Schmähbrieffen überschüttet werde. Ich ärgere die Puritaner, aber ich bin ein rührseliges Geschöpf, der traurige Clown, der weiß, dass die Vorstellung vorüber ist und dass die Zuschauer sicher in ihren Betten liegen und all ihr Gelächter vergessen haben. Am nächsten Morgen holen ihre häuslichen Sorgen sie wieder ein. Haben sie denn Zeit dafür, sich an die Späße und das Rampenlicht zu erinnern?

Einige meiner kommunistischen Freunde fragen mich, was ich in meinem Leben für den Mann auf der Straße getan hätte. Hätte ich nicht mit sozialem Gewissen schreiben sollen? Hätte ich nicht einzig und allein von den Armen und Unterdrückten schreiben sollen? Ich schweige auf ihre Fragen.

Morgens tauchen die Armen aus unsichtbaren Löchern auf, tragen die Last ihres Hungers, wandern umher und suchen nach essbarem Abfall. Ich beobachte sie, wenn es mir so gut geht, dass ich auf meiner Veranda stehen kann.

Ich beobachte, wie eine junge verrückte Frau von Herumlungernden gequält wird, wenn sie halb bekleidet schlafend am Fuße eines Baumes liegt. Ich sehe, wie die verstreichende Zeit ihr Gesicht zerknittert und ihren einst rundlichen Körper ausmergelt. Wessen Tochter ist sie? An welchem schrecklichen Ort

hat sie ihre Eltern untergebracht? An manchen Morgen erscheint sie nackt und schlendert mit einem Lächeln auf den Lippen an unserem Haus vorbei. Wir werfen ihr dann einen Morgenrock oder einen Sari hinunter, den sie anzieht, ohne auch nur einmal zu ihrem Geber hinaufzusehen, unbekümmert, als hätte sie erwartet, dass der Himmel nur weiche Kleider auf ihr Haupt regnen lassen werde.

Ich beobachte die kleinen Jungen, die sich um den Karren des Bhelpuriwalas¹²² scharen, nur um das Vergnügen zu haben zuzusehen, wie die Reicheren essen. Ich habe ihre klugen Augen gesehen und ihr langes Nachdenken erkannt. Die Armen sind Fatalisten aus Natur und Tradition. Wenn es anders wäre, wo wären wir, die Selbstüchtigen, Auf-uns-selbst-Konzentrierten, die wir von unseren Gewichtsproblemen, unseren Steuerproblemen und unseren Hautfarbenproblemen besessen sind?

Die Armen hätten sich wie ein Heuschreckenschwarm erhoben und uns inzwischen verschlungen; sie hätten unser überreifes Fleisch von unseren Knochen gefressen und uns in Fetzen auf den Müllhaufen geworfen. Ja, ich sehe die Schrift an der Wand, obwohl sie sehr schwach ist. Ich schaudere einen Augenblick lang, aber ich schaudere in köstlicher Vorwegnahme.

Die Kranken haben viel Zeit dafür, über die ernstesten Angelegenheiten in der Welt nachzudenken. Ich arbeite wenig. Ein- oder zweimal wischt vielleicht meine Hand mit einem Staubtuch über meinen Schreibtisch. Ich kämme auch einmal mein langes Haar, um es zu entwirren, bevor ich abends ins Bett gehe. Aber so wie eine billige Uhr immer selig und laut vor sich hin tickt, tickt mein Gehirn vor sich hin. Ich denke mir Aktionspläne aus, die ich den Regierenden des Landes schicken möchte.

Ich plane eine Kampagne, von jeder Mittelschichtfamilie eine Rupie einzusammeln, um damit Billig-Wohnungen zu bauen, in denen die Slumbewohner wohnen können, sodass wir ihre Kinder

gesund und ohne die äußerste Hoffnungslosigkeit in den jungen Augen aufwachsen sehen können. Ich plane, von den Hoteliers zu verlangen, dass sie täglich ein Zehntel ihrer Einkünfte für die Speisung der Armen bereitstellen.

Als Präsidentin der Jyotsna-Kunst- und Erziehungsgesellschaft¹²³ besteige ich gelegentlich die Bühne, um dem Publikum von meinem Traum zu erzählen. Ich möchte eine Internatsschule gründen, die auf dem Gurukul-System¹²⁴ basiert, wo handverlesene, der Sache ergebene Lehrer aus vielen Ländern unterrichten. Jeder von ihnen soll wie ein Elternteil mit zehn Schülern in einem der vielen Häuser wohnen, die für die Schule eingerichtet sein werden.

Aber niemand tritt hervor, um diese Träume in Wirklichkeit zu verwandeln. Die Welt außerhalb meines Hauses ist immer so damit beschäftigt, Busse zu erreichen, Rechnungen in großen Hauptbüchern auszugleichen, eine Lobby für deklassierte Politiker zu bilden, die Impotenten zu verkuppeln und ihr mit Unrechtun erworbenes Vermögen in den Safes zu verstecken, die sie in ihren Toiletten verbergen.

Niemand hat mich danach gefragt, was ich von Indira Gandhi¹²⁵, Kissinger oder Jayaprakash Narayan¹²⁶ halte. Man sagt mir, ich solle an Gott denken und versuchen, Frieden mit ihm zu machen, damit ich nicht weiterhin die schlechte Behandlung erdulden müsse, der ich bisher ausgesetzt gewesen sei, sondern ein leichteres Leben genießen könne.

49. Wer waren wir, dass wir neben ihren Göttern sitzen sollten?

Die Zikaden schmiegen sich im Bogen
Natürlich ins Rosenlaub. Genauso machen es
Die Männer, die auf die zahnradartigen Baugerüste klettern
Und Häuser für fremde Reiche bauen.
An manchen Tagen wirft uns der heiße Himmel Fetzen
Von Teluga-Liedern zu und wir warten vergeblich
auf die aufrührerische
Botschaft der Niedrigen. In glücklichen Melodien
Brechen ihre Stimmen, nur ein wenig, als
Ob das Glück der Helden eine zu große
Last auf ihrer Brust wäre, eine zu große Lüge
Für ihre Kehlen, zu groß zum Schlucken, aber nach
Sonnenuntergang
Klingen ihre Späße roh, ihr Begehren äußert sich
ohne Umschweife.
Klänglich sind diese Männer, Spielzeuge des Staubes,
Väter lichter
Staubkinder, aber ihre Hände werfen wie trockene Äste
Eines mythischen Unglücksbaumes nur
Kühle Schatten, und mit natürlicher Anmut schaffen sie
Auch für die Ungläubigen geräumigen Schutz.

Als ich eine junge Frau war und in Cuffe Parade wohnte, gab es in Nariman Point noch keine Gebäude, sondern nur das Meer, das in den kleinen Buchten sumpfig war, aber aus der Ferne sauber und blau aussah. Ein oder zwei Boote wiegten sich sanft auf seinen

Wellen. Später wurde das Meer zum Zurückweichen gezwungen, sodass es an einen zurückgewichenen Haaransatz erinnerte, und auf dem gewonnenen Land wurden große Gebäude errichtet.

Die Bauarbeiter in Bombay sind hauptsächlich aus Andhra Pradesh.¹²⁷ Sie sind nun Ortsansässige geworden und sprechen mit ihren Kindern Marathi. Sie sind dunkle, drahtige Menschen mit lauten Stimmen und einem raschen Gang, der dem Beobachter darüber Auskunft gibt, wie sie die Zeit schätzen, denn sie sind immer in Eile. Wenn ein Gebäude errichtet wird, wohnen sie in Hütten aus Lehmziegeln und Wellblech auf dem Baugelände.

Jenseits der Villen der Minister und hinter den großen neuen Gebäuden liegt eine Kolonie, in der die Bauarbeiter wohnen. Es ist ein kleines, selbstständiges Dorf mit Feldwegen, an Pfähle gebundenen Milchziegen und einer Wasserstelle, an der sich abends die Frauen mit ihren Gefäßen versammeln.

Während der Woche, die der Verehrung von Lord Ganesha geweiht ist, errichten die Bewohner eine roh gezimmerte Bühne, auf der sie das Götterbild aufstellen. Abends, wenn die Arbeit, das Waschen und das Kochen vorüber sind, gibt es laute Musik. Einige benutzen kleine Messingzymbeln und rasseln damit zur Melodie der Hymnen, während die rundäugigen Kinder auf dem Boden hocken und bewundernd zusehen.

Aus den benachbarten Häusern protestieren die Angehörigen der oberen Mittelschicht vehement, denn sie wollen durchaus nicht, dass so ein plebeischer Überschwang ihre ruhigen Stunden stört. Sie wollen ihren Abendwhisky in Frieden trinken, sie wollen miteinander über Bücher, Liebesaffären und Beförderungen sprechen. Wenn schon unbedingt Musik sein muss, dann bitte die von Balamurali oder Kumar Gandharva.¹²⁸

Die Armen sind schlechte Sänger. Ihre Stimmen quietschen, als wäre der Staub aus ihrer Umgebung in ihre Kehlen und Lungen eingedrungen. Aber keine Beschwerde kann die Bauarbeiter davon abhalten, das Ganesha-Fest zu genießen. Die Männer trinken sehr viel und sie erheben ihre Stimmen zu Seinem Lobpreis. Die Lieder erheben sich wie eine müde Schlange, die sich schließlich mit ihrem Schicksal abgefunden hat, das darin besteht, sich aus dem Korb des Schlangenbeschwörers hinauszuwinden und hin und her zu schaukeln.

Auch als die gepflegten Stimmen in meinem Wohnzimmer über Dichtung diskutierten, hörte ich den Gesang und empfand die Freude der Sänger. Schließlich konnte ich nicht länger an mich halten und zog eines Abends meinen Mann zur Kolonie, um die Singenden zu sehen. Die Leute senkten ihre Stimmen, als sie uns kommen sahen. Wir waren zwar Außenseiter, aber wir waren willkommen. Wie glücklich die Kinder uns anlächelten! „Setzen Sie sich“, sagte einer der Organisatoren, ein alter zahnloser Mann, und zeigte auf die Bühne. Wer waren wir, dass wir neben ihrem Lieblingsgott sitzen sollten? Ich fühlte mich durch ihre Gefälligkeit beschämt.

Wir setzten uns auf den Boden zu den Kindern, die alle gut gewaschen waren und wie Rosenholzschnitzereien glänzten. Eine Zeit lang wurden die Sänger unsicher, aber dann entspannten sie sich und sangen so laut wie zuvor. Worüber in ihrem Leben konnten sie so glücklich sein? Ich war auf ein neues Sofa für das Wohnzimmer fixiert, während diese großartigen Männer und Frauen von morgens bis abends schwer arbeiteten, indem sie Zement trugen und auf die Baugerüste kletterten. Aber sie hatten trotzdem mehr Lebendigkeit und mehr Optimismus als ich. Ich ging mit dem Bewusstsein nach Hause, dass ich ein triviales Leben

geführt hatte, ein Leben, in dem ich nur an die Möbel in meinem Wohnzimmer und meine Lieben gedacht hatte.

Wie groß war meine Welt in Wirklichkeit! Meine düstere Stimmung lag im hintersten Winkel wie ein schwarzer Hund. Ich hatte die Engstirnigkeit besessen, an mich als Kamala, als ein von allen anderen getrenntes Wesen, zu denken, das ein Schicksal hatte, das sich von dem der anderen völlig unterschied.

Der Gedanke, dass unsere Welt rund und unser Leben ein Kreis sei, stellte uns ein Bein. Wenn wir die Wörter Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft vergessen und unser Leben als Collage sehen müssten, als eine ausgebreitete Ansammlung von Dingen, Menschen und Gefühlen, dann würden wir sofort aufhören, um die Toten zu weinen, aufhören, uns nach den Lebenden zu sehnen, und aufhören, sichtbare Güter anzuhäufen.

Was vorhanden ist, muss weiter vorhanden sein. Nur die Zusammensetzung ändert sich. Morgen wird vielleicht meine Seele in den Bauch einer Bauarbeiterfrau wandern und ich werde zu einem der glücklichen Kinder, die auf dem Boden hocken und den rosigen Ganapati ansehen. Es liegt an mir, sowohl Glück als auch Unglück zu genießen. Ich habe kein Ende. Nichts hat ein Ende. Anstatt eines Endes erleiden wir nur Auflösung.

Ich habe oft mit dem Gedanken gespielt, mich zu ertränken, um meine Einsamkeit loszuwerden, die aber gar nicht einzigartig, sondern allen Menschen natürlich ist. Ich hatte mir gewünscht, im Meer Ruhe zu finden und den Verwicklungen zu entkommen. Aber Ruhe ist eine kindische Laune, ein sehr geringfügiger Hunger. Der Hunger des Hais ist weit größer als meiner.

Es gibt in jedem von uns ein Begehren, das die anderen Begehren nährt, das Grundbegehren, zu zerfallen und uns

aufzulösen und in anderen Dingen als wirksame Teilchen von uns selbst weiterzuleben. Aber schließlich werden wir entdecken, dass wir unsterblich sind und dass nur Systeme und Anordnungen sterblich sind.

Sogar unsere Schmerzen werden sich in denen fortsetzen, die uns verschlungen haben werden. Die oft wiederholten Bewegungen aller zerstörten Zellen werden uns daran hindern, aus dem Käfig der Verwicklungen zu entkommen. Unsere einzige Freiheit ist die Freiheit, uns aufzulösen.

50. Ich habe aufgehört, den Tod zu fürchten

Vor zwei Monaten kam an einem Nachmittag ein hervorragender Kardiologe, der mit uns befreundet ist, zu uns und nahm mein EKG. Er sagte mir mit großer Anteilnahme, dass ich mich so bald wie möglich in die Herzabteilung eines nahe gelegenen Krankenhauses begeben sollte, wenn ich nicht innerhalb kurzer Zeit sterben wollte, denn meine Gesundheit hatte sich Tag für Tag verschlechtert, bis meine Füße und mein Gesicht angeschwollen und ich zu hilflos geworden war, um mein Bett zu verlassen.

Er hielt meine Hand in seiner und fügte hinzu, dass er mich nicht so frei heraus gewarnt hätte, wenn ich weniger intelligent, weniger tapfer wäre. „Weine, wenn es sein muss“, sagte er. „Aber pack vor Abend deine Sachen und lass dich von deinem Mann in die Klinik bringen.“ Dann zündete er sich eine Zigarette an.

Ich schwieg. Ich wollte ihm nicht sagen, dass ich an manchen Tagen mit Schwellungen unter den Augen aufgewacht war und dass ich einige Male, während ich für mein Morgengebet fast eine Stunde lang mit gekreuzten Beinen dagesessen und meine Mantras rezitiert hatte, ohnmächtig geworden und auf dem Boden zusammengebrochen war.

Wenn meine Füße anschwellen, versteckte ich sie unter den Falten meines Saris. Wenn ich einen starken ziehenden Schmerz in der linken Seite oder im linken Arm fühlte, legte ich eine Sorbitrat-Tablette unter die Zunge und fühlte dann, wie ihre Wärme meine Adern entspannte. Mir waren die vielen Warnzeichen durchaus nicht fremd. Aber wieder ins Krankenhaus zu gehen war eine zu unerfreuliche Aussicht.

Ich habe das Krankenhaus immer als einen Planeten betrachtet, der wie eine Sandwichfüllung zwischen der vertrauten Erde und dem fremden Gebiet des Todes liegt. Jedes Mal, wenn ich in ein Krankenhaus eingeliefert wurde, hat mich der starke Wunsch, in Ruhe gelassen zu werden, ergriffen. Ich bin dann wie eine Flitterwöchnerin, die mit ihrem Gatten völlig ungestört zu sein wünscht.

Krankheit ist mein Gatte geworden, der durch die Bande des Blutes, der Nerven und der Knochen mit mir verbunden ist, und ich führe lange geheime Gespräche mit ihr. Ich sage meiner Herzkrankheit, dass ich gerade erst in die Vierziger gekommen sei und dass mein kleiner Sohn noch mit dem rechten Daumen im Mund und der linken Hand unter dem Nachthemd zwischen meinen Brüsten schläft.

Ich sage ihr, dass das Haus meiner Vorfahren, das renoviert wird, wegen des Zementmangels noch unverputzt ist und dass ich vor meinem Tod wenigstens ein Jahr lang darin wohnen möchte. Ich bitte meine Krankheit ernstlich, den Schmerz in meiner Seite zu beruhigen.

Bald nach der Einlieferung kommt der Arzt, der dich behandeln soll, der irrende Ritter, der dir zum Kampf mit dem Todesdrachen verordnet worden ist, an dein Bett und lässt dich von einer Schwester ausziehen. Er versucht, die nicht offen zutage liegenden Symptome zu lokalisieren, was im Laufe der angemessenen Behandlung für ihn die endgültige Diagnose ergeben wird. Bei der Berührung seiner Hände errötet dein Körper tief.

Vor deiner Tür spricht er feierlich mit deinen Lieben. Du hörst nur ein unzusammenhängendes Gemurmel. Im Übrigen hast du inzwischen aufgehört, dich darum zu kümmern. Du bist nur noch eine Nummer. Zusammen mit deinen Kleidern, die die

Schwester dir ausgezogen hat, ist dir alles Persönliche weggenommen worden. Dann stürzen sich die Helfershelfer des Pathologen auf dich wegen der Proben von Blut, Auswurf, Urin und Darmausscheidungen.

Mit all den kleinen gefüllten und versiegelten Marmeladengläsern ist jede Spur deiner falschen Würde verschwunden. Im Röntgenraum wickelt eine andere Schwester deinen Körper aus, während der junge Wärter, der dich hereingeschoben hat, heimlich aus dem Dunkeln zusieht. Das Ausstellen der Brüste ist die legitime Belohnung für seine Mühe.

Eine dröhnende Stimme befiehlt dir, tief, tief einzuatmen. Und während du auf dem eiskalten Röntgentisch liegst, amüsiert du dich heimlich, weil du überhaupt nicht hier wärest, wenn tief atmen so einfach wäre, sondern dann würdest du Hand in Hand mit deinem kleinen Sohn spazieren gehen, oder du würdest dir einen Film ansehen oder unter einem duftenden Baum picknicken.

„Nein, ich denke nicht im Traum daran, wieder ins Krankenhaus zu gehen“, sagte ich zu dem Arzt. Er zuckte freundlich die Achseln. Das Zimmer war von seinem Zigarettenqualm erfüllt.

„Nicht dass ich vor den Spritzen und dem Tropf und alledem Angst hätte“, sagte ich. „Ich habe nur aufgehört, mich vorm Tod zu fürchten.“

Jahrelang hat mich der Gedanke an den Tod nicht losgelassen. Ich bin zu dem Glauben gekommen, dass das Leben nur ein Traum und der Tod die einzige Wirklichkeit sei. Er erstreckt sich endlos vor und nach unserer menschlichen Existenz. In ihn hineinzugleiten wird heißen, eine neue Bedeutung zu gewinnen. Das Leben ist trotz allen emotionalen Verwicklungen ebenso

ergebnislos gewesen wie das Schreiben auf bewegtem Wasser. Wir waren nur Teilnehmer am Traum eines anderen.

Ich bin im Frieden. Ich vergleiche Gott mit einem Baum, der Blätter, Rinde, Früchte und Blüten besitzt, die zwar in Erscheinungsbild und Beschaffenheit voneinander verschieden sind, in denen allen aber das Wesen des Baumes liegt, seine Washeit. Quidditas. Jeder Teil gehorcht seinem eigenen Schicksal. Die Blüten blühen, verstreuen Pollen und vertrocknen. Die Früchte reifen und fallen herunter. Die Rinde schält sich. Jeder von uns wird der großen Weisheit gehorchen, der Pfahlwurzel aller Weisheit und der Quelle allen Bewusstseins.

Ich habe die farbenfrohe Jugend hinter mir gelassen. Vielleicht habe ich meine Vergnügungen ebenso sorglos gemischt wie meine Drinks und habe zu früh auf der Couch des Lebens das Bewusstsein verloren. Aber spielt das irgendeine Rolle? Ich bin müde und lustlos geworden. Mein Herz ähnelt einem zersprungenen Teller, der nichts mehr halten kann. Aber noch immer stehen bei Tagesanbruch die Liebenden an den Hauseingängen. Sie haben nasse Augen, nasse Glieder und sprechen dieselben Worte, die ich einst gesprochen habe.

Vielleicht werde ich bald sterben. Der Schmuck, mit dem ich meinen Körper schmücke, um wie eine Braut auszusehen, die ihren Liebsten erwartet, wird mich überleben. Die Bücher, die ich gesammelt habe, die bronzenen Götterbilder, die ich mit Blumen verehrt habe, und aller Krimskrams, den ich während meines Lebens angehäuft habe, wird bleiben, aber ich nicht.

Aus meinem Scheiterhaufen sollen meine Söhne kleine Andenken von Knochen und Asche heraussuchen. Die Welt wird doch weitergehen. Die Tränen auf den Wangen meiner Söhne werden trocknen. Ihre Frauen werden herrliche Kinder zur Welt

bringen. Meine Nachkommen sollen die Erde bevölkern. Es ist genug für mich. Es ist mehr als genug.

Kamala Das: Iqbal

Noch eine Ananas an die Seite legen und der Korb war fertig. Sie hatte ihn mit einer Schicht Orangen und einer Schicht Äpfel gefüllt und darüber blassgrüne kernlose Weintrauben gebreitet. In ihre Handtasche packte sie zwei Flaschen Apfelwein. Sie fragte sich, ob jemand, der sich von einer Überdosis Schlaftabletten erholte, überhaupt Alkohol trinken dürfe. Aber die Flaschen waren genau die richtige Ergänzung, denn schließlich war der, der im Krankenhaus lag, ein Dichter, vielleicht ein minderwertiger und unbekannter, aber immerhin ein Dichter.

„Dein Fleisch war das Fleisch des Mondes,
mein Liebstes.

Aber ich war eine Waise, die der Mond nährte.

Ich trank die weiße Mondmilch

Und saugte ihn leer.“

Sie rezitierte Iqbals kurzes Gedicht, während sie ihr langes Haar kämmte und zu einem Knoten aufsteckte. Was meinte er mit diesen Zeilen? Sie konnte durchaus nicht verstehen, was ihr Mann an den Versen des Jünglings gefunden hatte, dass er so für sie schwärmte. „Sie haben keine Bedeutung“, sagte sie zu sich selbst und steckte heftig eine Nadel in ihren Haarknoten. Jetzt war sie fertig. Sie sah noch einmal in den Spiegel und als sie die Wölbung ihres Bauches betrachtete, der sich in der schimmernden Seide verbarg, war sie plötzlich stolz. Sie schwang fröhlich mit einem Arm ihre Tasche, an den anderen hatte sie den Korb gehängt, und ging zum Taxistand.

Im Krankenhaus lag Iqbal mit geschlossenen Augen im Bett. Er war in einen kleinen Raum eingesperrt. Die Krankenschwester,

die sie hineinführte, flüsterte: „Er ist jetzt außer Gefahr. Er wird in einem oder zwei Tagen entlassen.“

Sie setzte sich auf einen Stuhl und stellte den Korb auf den Boden. Das weiße Gesicht, das über dem weißen Bettlaken zu sehen war, sah hübsch aus mit seinen schwarzen Locken, seinen vollen roten Lippen und der Nase, die zart und durchsichtig war. Iqbal hätte ein Mädchen werden sollen, dachte sie, sie würde den jungen Männern sehr gefallen. Dann erinnerte sie sich an den panischen Gesichtsausdruck und die Stimme ihres Mannes, als er ihr sagte, Iqbal habe Gift genommen und liege im Krankenhaus. Erst in diesem Augenblick ahnte sie zum ersten Mal die Wahrheit. Während ihrer Flitterwochen hatte er ihr viel von dem jungen Zimmergenossen aus seiner YMCA-Zeit erzählt. Er rezitierte damals oft seine Verse, die alle von Liebe handelten. Sie fragte daraufhin, in welches Mädchen Iqbal denn verliebt sei, und ihr Mann wandte sich ab, ohne zu antworten. Sie empfand damals Eifersuchtsstiche, aber er legte seine blassen, weißen Arme eng um sie und beruhigte sie. „Wie blass deine Arme sind“, hatte sie erstaunt ausgerufen, als er sich das erste Mal vor ihr auszog. „Sie leuchten wie der Mond . . .“

Als sie nach Bombay kamen, wartete Iqbal am Dadar-Bahnhof auf sie. Er stand unter den blauen Bahnsteiglampen und trug ein marineblaues Hemd. Aber er war mürrisch, mürrisch, mürrisch, und sie fragte ihren Mann: „Warum lächelt denn Iqbal, dein lieber Freund, gar nicht?“ Iqbal vermied es, sie anzusehen, während er ihr vorgestellt wurde. Sie ging langsam und ließ die Männer vor sich hergehen, sie ließ sie flüstern. Im Übrigen war der Lärm auf dem Bahnsteig zu dieser Stunde ohrenbetäubend. Sie war viel zu sehr damit beschäftigt, alle die fremden Leute anzusehen, als dass sie sich um ihren Mann und seinen jungen Freund gekümmert hätte.

Eine Woche nachdem sie sich eingerichtet hatten, luden sie Iqbal ein, den Sonntag mit ihnen zu verbringen. Aber der Dichter blieb nur eine Stunde und ging dann. Er erklärte, dass er einen Onkel besuchen müsse, der plötzlich krank geworden sei. Ihr Mann ging bis zum Bahnhof mit und ließ sie alleine zu Hause. Sie hätte gerne gewusst, warum er sie nicht aufgefordert hatte, sie beide zu begleiten. Zwei Tage später fand sie ein Gedicht unter einer Matratze. „Mein Liebstes, dein Fleisch war das Fleisch des Mondes. Aber ich war eine Waise, die der Mond nährte. Ich trank die weiße Mondmilch und saugte ihn leer.“

Als Iqbal es ablehnte, sonntags zum Mittagessen zu ihnen zu kommen, bekam ihr Mann schlechte Laune. „Du bist eine misstrauische Frau“, sagte er eines Tages grundlos. „Was ist denn mit dir los?“, fragte sie ihn. „Ist in deinem Büro irgendetwas schiefgelaufen? Warum hackst du wegen nichts auf mir herum?“

Ihr Mann bat sie, ihm zu verzeihen. „Nein, es ist nicht deine Schuld“, murmelte er. „Ich bin schuld.“ „Wovon redest du eigentlich?“ fragte sie ihn. „Ich weiß wirklich nicht, wovon du redest!“

Als das Kind in ihr wuchs und unter dem Nabel eine Wölbung verursachte, wurde ihr Mann ein ergebener Liebhaber. Er wollte immer wieder sein Ohr gegen ihren Bauch pressen, um das Herz des Kindes schlagen zu hören.

„Wir werden ihn Iqbal nennen“, sagte sie. „Damit werden wir deinem Freund eine Freude machen.“ Ihr Mann vergrub seinen Kopf in ihrem Schoß und eine Minute lang fühlte sie, dass er schluchzte.

Als Iqbal eiligst ins Krankenhaus gebracht worden war, bekam ihr Mann die Nachricht von einem Onkel. Sofort entstand Panik im Haus. Ihr Mann setzte sich an das Bett des Jungen und später, als der außer Lebensgefahr war, kam er nach Hause, hielt sie im Arm und schlief friedlich. Als er ins Büro gegangen war,

hatte sie beschlossen, Iqbal im Krankenhaus zu besuchen. Sie hatte nicht mit ihrem Mann darüber gesprochen.

Iqbal öffnete die Augen und sie sah, wie sie sich vor Angst weiteten. Der Junge hat Angst vor mir, dachte sie mit einem Gefühl des Triumphes. „Ich weiß, warum du das getan hast, Iqbal“, sagte sie. „Ich weiß, warum du das getan hast.“ Iqbal sagte nichts. „Du bist eifersüchtig auf mich“, fuhr sie fort. „Warum sollte ich eifersüchtig sein?“, fragte der junge Mann schwach. Sie lächelte. „Du bist eifersüchtig, weil es für dich unmöglich ist, ein Kind zu bekommen.“ Sie stand auf und zeigte das Zucken eines Blitzes lang die Wölbung ihrer Mitte. Dann drehte sie sich von ihm weg zur Tür. „Verschwinde, du Teufel“, zischte Iqbal. Anstatt sich zu ärgern, fühlte sie ihr Herz leichter werden und ein Lachen sprudelte in ihrer Kehle hoch. Sie schloss die Tür und der Flur erklang von ihrem Lachen.

Kamala Das, Lost in Obscurity. Essay

In ihrem Essay (undatiert und ohne Quellenangabe) schreibt Kamala Das unter anderem:

In den heißen Sommermonaten hatte meine Großmutter in einem strohgedeckten Schuppen einen großen Keramiktopf stehen. Der Topf war voller mit Zitronenblättern gewürzter Buttermilch. Sie war für durstige Passanten gedacht. Den größten Teil tranken die Schulkinder, wenn sie am Nachmittag vorbeikamen. Eine Dienerin stand neben dem Topf. Sie hieß Panchu und wegen ihres niedrigen IQ war sie zu nichts anderem zu gebrauchen, als Buttermilch auszuschenken.

Als ich neulich den Landsitz meiner Vorfahren besuchte, erinnerte ich mich an den Charme, den er einst besessen hatte. Es war die

Zeit, als meine Großmutter darüber wachte. Jetzt sind die Zäune niedergerissen, und wenn die Früchte von den Bäumen der Mangobäume fallen, verfügen die Schulkinder nach Belieben über den Ort, aber keine Frau heißt sie mit einem Lächeln willkommen. Nur die gütige Gabe des Bodens besteht fort. Und die gütige Gabe der Bäume und Büsche, die die Jahre überstanden haben und fruchtbar geblieben sind. Ihre Besitzerin ist alt, grau und faltig geworden. Der Boden bleibt feucht und rot. Die Blätter der Bäume glimmen malachitgrün. Ist die Erde immergrün, ewig und wird von Regen und Sonne und den schweifenden Pollen genährt?

Ich weiß nicht, was mich immer wieder zur alten Heimstatt zieht. Werde ich mit dem allmählich anbrechenden Alter sentimental? Im Südgarten wurden die meisten meiner Vorfahren eingeäschert. Über ihren Scheiterhaufen stehen Kokospalmen. Sie sind älter als ich, viele Jahre älter, und geben immer noch Kokosnüsse.

Wenn ich die Milch einer Kokosnuss von einem dieser Bäume trinke, sage ich den Toten: Ja, ich genieße eure Süße und ich bin euch dankbar.

Dom Moraes, Das Unglück, in Kerala eine Frau zu sein

(Auszüge)

Aus der Tageszeitung "Herald", Goa: Januar 1999

Kerala wurde mir von vielen Leuten als Vorbild dafür vorgestellt, wie ein indischer Staat sein sollte. Ich gebe zu, dass niemand von ihnen aus Kerala stammte. Die dort Ansässigen scheinen den Staat einhellig niedrig einzuschätzen. Man sagte mir, eine gebildete Malayali-Frau sei emanzipiert, genieße Ansehen in der Gesellschaft und werde in jeder Hinsicht von Männern weniger verfolgt als Frauen in anderen Staaten. Aber die Malayali-Frauen, die ich getroffen habe, versicherten mir, dass sei nicht wahr.

In Kerala gibt es sicherlich mehr gebildete Frauen als in anderen Staaten, aber sie haben dieselben Erwartungen. „Sie sind wild darauf zu heiraten“, sagt Leela Menon, eine Redakteurin des Indian Express, Cochin. „Wenn sie mit 30 noch nicht verheiratet sind, hängt ihnen ein Stigma an. So ist nun einmal die Gesellschaft. Wenn ein Mann seine Frau sehr schlecht behandelt, vielleicht sogar schlägt, wird sie sich in der Regel doch nicht scheiden lassen wollen. Seit die matrilineare Gesellschaft in Kerala zusammengebrochen ist, ist die Frau dem Mann stärker untergeordnet denn je. Es ist schon irritierend zu sehen, wie sehr sie sich den Launen der Männer unterordnen.“

Vergewaltigung ist laut Frau Menon ein im Staat verbreiteter „Zeitvertreib“. „Ich muss immer wieder über Vergewaltigungsfälle berichten.“

Eine berühmte Dichterin in Malayalam, mit der ich sprach, meint, das matrilineare System in Kerala habe viele Jahre lang Frauen geschützt, und sie beklagt sein Scheitern und seinen Zusammenbruch.

Von allen, die ich während der drei Wochen meines Aufenthaltes in Kerala getroffen habe, wusste anscheinend niemand, warum das geschehen ist. Ein Erziehungswissenschaftler schreibt es dem Übereifer der Missionare zu. „Die Nair-Frau konnte mehrere Ehemänner haben und mit ihnen geschlechtlich verkehren, wie sie wollte. Natürlich konnte man von den Missionaren nicht verlangen, dass sie das akzeptierten, denn es lag außerhalb der Moral, die man sie gelehrt hatte. Sie verstanden nicht, dass das System einen Sinn hatte. In einer Gesellschaft, in der Frauen als Ware betrachtet wurden, beschützte es sie.“ Die Missionare hatten viel Macht in Kerala. Etwa 20 Prozent der Bevölkerung sind jetzt Christen unterschiedlicher Konfessionen. „Sie taten gute Arbeit“, sagte mein Informant. „Ohne sie hätten wir nicht so viele Einrichtungen für Bildung und Gesundheitsfürsorge. Und dass sie

die matrilineare Struktur der Nairs zerstört haben, sollten wir ihnen nachsehen, denn sie wussten nicht, was sie taten.“ Vielleicht wird dem matrilinearen System zu viel Bedeutung beigemessen. Es hat die wesentliche Tatsache nicht verändert, dass der Malayali-Mann, ganz gleich, welcher Religion er anhängt, Frauen auf sehr „einseitige“ Weise betrachtet. Er teilt der Frau eindeutig definierte menschliche Funktionen und ihre Stellung im Hause zu.

Gleichzeitig akzeptiert Kerala die Dichterin Kamala Das – und ist auch noch ziemlich stolz auf sie. Ihre Gedichte sind nicht feministisch - tatsächlich sind viele Feministinnen nicht mit ihnen einverstanden -, aber sie drücken aus, dass Frauen selbst entscheiden können. Das, so scheint mir, wird in bestimmten Teilen der Gesellschaft Keralas verurteilt. Diese Gesellschaft orientiert sich zweifellos am männlichen Geschlecht. Es beherrscht die Sozialstruktur.

Kamala Das schämt sich nicht, ihre Weiblichkeit zu zeigen, aber auf eine Weise, mit der Feministinnen nicht einverstanden sind.



NACHWORT DER ÜBERSETZERIN

Am 12. Februar 1999 morgens um zehn Uhr ruft der Veranstalter in KAMALA DAS' modernem Apartment in einer fast noch ländlichen Gegend von Cochin in Kerala an. Morgen Vormittag soll sie bei einem Krishna-Fest auftreten, das in einem hundertachtzig Kilometer entfernten Ort stattfindet. Das bedeutet eine vier- bis fünfstündige Autofahrt. Das Fest wird zu Ehren des bekannten Dichters aus dem 16. Jahrhundert gefeiert. Er schrieb in Malayalam, der Sprache der Region und kritisierte die Macht der Brahmanen. Er verehrte Krishna und hatte Visionen von ihm.

KAMALA DAS gilt auch als Krishna-Verehrerin. Bisher hat sie noch nicht zugesagt, denn ihr Arzt rät dringend von der strapaziösen Fahrt ab. Sie hat drei Herzinfarkte hinter sich. Der junge Mann weint am Telefon. Wenn KAMALA DAS nicht komme, müsse er Gift nehmen und sich umbringen.

Ihr Arzt habe es ihr verboten.

Der Veranstalter bezahle ein Taxi mit Klimaanlage und natürlich die Übernachtung im Hotel.

Sie habe Besuch.

Dieser Besuch bin ich. In Goa, wo ich einige Monate wohnte, war ich in einer Buchhandlung auf „My Story“ gestoßen. Ich hatte mich gleich an Ort und Stelle festgelesen und zu Hause kam mir der Einfall: Das würde ich gerne übersetzen! Ich erkundete Kamalas Wohnort und die Telefonnummer und rief an. Sie war am Telefon gleich sehr freundlich und lud mich für eine Woche nach Cochin ein. Sie habe eine kleine Gästewohnung gleich neben der ihren, in der ich ungestört wohnen könne. Wie schön und aufregend!

Den Besuch solle sie mitbringen. Sie wolle keine Rede halten. Das sei nicht nötig, sie brauche nur ihr Gesicht zu zeigen. Sie will nicht seinen Tod verschulden und sagt deshalb zu.

Die Fahrt ist tatsächlich strapaziös. Als wir im Hotel ankommen, gesteht man ihr eine kleine Pause zu, dann stürzen sich Reporter auf sie. Auf diese Weise gerate auch ich auf die Titelseite einer Zeitschrift. Sie stellt mich überall als „German writer“ vor (und tatsächlich schreibe ich an meinem zweiten Buch, dem Roman „Lost in Goa“).

Am nächsten Morgen bringt uns das Auto zum Kultort. Als wir die nach allen Seiten offene Halle betreten, sinkt eine junge Frau in grünem Gewand Kamala weinend an die Brust. Die Teilnehmer sitzen auf Bänken, die auf beiden Seiten eines breiten Ganges in zwei Reihen hintereinanderstehen. Auf der einen Seite

sitzen Frauen und viele Kinder, auf der anderen Männer und wenige Kinder. Alle erheben sich, als Kamala vorübergeht und grüßen sie, indem sie sich mit zusammengelegten Händen verneigen. Wir nehmen neben einigen Herren auf dem Podium Platz. Man reicht uns Trink-Kokosnüsse. KAMALA DAS spricht frei.

Kurz darauf verlassen wir das Podium. Sofort sind wir, obwohl die Ansprachen weitergehen, von einer Wolke von Autogrammjägern umgeben. Fast alle sind jung, einige Kinder. Man stellt der Dichterin einen Stuhl hin. Nach einigen Minuten steht sie auf und man bahnt ihr einen Weg zum Auto. Durch die offenen Fenster werden weiter Zettel und Hefte für Autogramme gereicht. Schließlich gibt der Veranstalter dem Fahrer endgültig das Zeichen zum Aufbruch. Auch noch während des Mittagessens, das man uns in den Zimmern serviert, habe sie ein Interview geben müssen, sagt sie später.

Obwohl bekannt ist, dass KAMALA DAS vom Schreiben und Reden leben muss, hat man ihr kein Honorar angeboten. „Man gibt doch ein Geschenk: ein paar Orangen oder Blumen“, sagt sie später. Für eine Lebensrettung ist das nicht zu viel verlangt, finde ich. KAMALA DAS kommt völlig erschöpft von der vierstündigen Rückfahrt zu Hause an. Sie trinkt ihren Kräutertee und legt sich hin.

Am nächsten Tag hat sich KAMALA DAS anscheinend völlig erholt und plaudert lebhaft und humorvoll beim ausgedehnten zweiten Frühstück. Dann werden wir zum „Baumfest“ abgeholt. Der Veranstalter ist eine Öko-Gemeinschaft, die in der Nähe des Fort Cochin „sehr einfach“ zusammenlebt. Sie besteht zumeist aus jungen Europäern. Geleitet wird die Gemeinschaft von einem indischen Künstler und seiner indisch gekleideten spanischen Frau. Die Teilnehmer stehen und sitzen im Halbkreis um den dicken, alten, mit Blumengirlanden geschmückten Baum. Einige

Ansprachen werden gehalten. Eine amerikanische Schwesterorganisation hat eine Abgeordnete geschickt, die ein langes Gedicht von Walt Whitman vorliest. Dann spricht KAMALA DAS mit junger, sanfter Stimme. Am selben Abend noch wird das ausführlich im Fernsehen gesendet. Auch beim Baumfest drängen sich Autogrammjäger heran. KAMALA DAS weist sie ab, indem sie mit der Hand in Richtung der Musiker zeigt, die zu spielen begonnen haben.

Am Tag darauf muss KAMAL DAS für die Ausschweifungen der letzten beiden Tage büßen. Sie hat Schmerzen in der Brust. Diesmal gehorcht sie dem Arzt, der ihr strikte Bettruhe verordnet hat. Aber nur kurz. Sie schläft und vier Stunden später steht sie schön und ausgeruht vor mir: „Wir gehen zu einer Preisverteilung. Die besten Fotografen werden ausgezeichnet.“ Sie wolle, dass die Leute sie für gesund halten. Sie verkleide sich als Gesunde, sagt sie. Für die feierliche Gelegenheit wird sie einen schwarzen Sari tragen. Sie mag Schwarz. Die Leute hier mögen Schwarz nicht. Der Sari ist reich rot und weiß bestickt.

Es gibt kaum eine Chance, auch nur ein paar Minuten lang ungestört mit KAMALA DAS zu sprechen, weil ständig Besucher einfallen. Jeden Sonntag kommt der junge katholische Zahnarzt fünfundvierzig Kilometer in seinem neuen Maruti mit Klimaanlage und Fahrer, um sich neue Kraft für die nächste Woche zu holen. Er erklärt mir, er brauche „Ammas“ (Mutters) Nähe. Andere gingen in die Kirche, er sitze bei Amma. Er sorgt dafür, dass sie sich eine Mittagsruhe gönnt und spricht mit den - sicherlich enttäuschten - Besuchern.

An einem der Abende kommt eine junge Frau. Sie sei erst kurz in Cochin, habe gehört, dass KAMALA DAS hier wohne und habe sie sehen wollen. „Und, sind Sie nun enttäuscht?“, fragt die Dichterin kokett. Der Mann warte unten. „Hat er Angst vor mir?“

An einem anderen Abend sitzen drei Männer auf dem Sofa. Einer von ihnen war einmal ein extremer Linker - man munkelt, er habe Menschen umgebracht - und gibt jetzt eine kleine Zeitschrift heraus. KAMALA DAS will ihm helfen, indem sie ohne Honorar etwas für sein Blättchen schreibt. Sie unterhält die Männer, die andächtig zuhören. Leider habe sie in ihrem ganzen Leben niemals einen Mann getroffen, der sie wirklich geliebt habe. Sie hätte einen armen Lehrer heiraten mögen, der sie innig liebt. Sie hätte für ihn gekocht, sein einfaches Leben geteilt, er hätte ihr Haar auf sein Gesicht gelegt und sie geliebt. Das sei eine sehr romantische Vorstellung, sage ich. „Ja“, sagt KAMAL DAS, „ich war immer sehr romantisch!“

Zum Schreiben findet sie nur nachts Zeit. Sie isst früh zu Abend und geht dann schlafen. Um drei Uhr in der Nacht steht sie auf, um zu arbeiten. Sie schreibt jetzt vor allem Kolumnen für Zeitungen und Zeitschriften. Nachdem ihre Autobiographie beendet war, wollte sie nicht mehr über sich schreiben. Sie hängte alle Spiegel ab, um sich selbst zu vergessen. Sie wollte nicht mehr nur in ihren Gefühlen, sondern für andere leben. Sie versuchte es mit der Politik. Man holte sie gerne zum Redenhalten, aber nur die Jungen wollten sie wählen, den Älteren war sie zu unkonventionell in ihrem Denken.

„Im Alter bekommt man, was man sich immer gewünscht hat“, sagt sie. Sie habe Liebe gewollt, die bekomme sie jetzt im Überfluss. Wenn junge Leute sich zu ihren Füßen setzen, streichelt sie ihr Haar als Geste der Zärtlichkeit. Die Jungen sind darüber glücklich. „Jemand schreibt ein einziges Buch, das berühmt wird und wird dadurch zur LEGENDE“, sagt sie.

KAMALA DAS erzählt auf eine solche Weise, dass alle gebannt zuhören. Ich gebe hier drei ihrer Geschichten wieder, die Schlaglichter auf ihre Persönlichkeit werfen:

Ein indischer Schriftsteller liest eine Erzählung vor, in der ein einfacher Inder eine Rolle spielt, der für seine Familie auf dem Markt einkauft. Der Autor lässt den Mann gebrochenes Englisch sprechen. Die Zuhörer amüsieren sich königlich. Kamala sagt, der Mann in der Erzählung sei ein guter Familienvater, das sei von Bedeutung. Aber warum sollte er als Inder „gutes“ Englisch sprechen? Der Schriftsteller solle sich schämen, dass er auf Kosten seiner Landsleute den Clown spiele.

„Was hältst du vom Feminismus?“, fragt sie mich. Sie stamme aus einer matriarchalischen Familie. Sie brauche den Feminismus nicht. Vor Jahren war sie zu einer Tagung in Albanee mit dem Thema: „Das Recht der Frau auf Orgasmus“ eingeladen. Als sie an der Reihe war, sprach sie über Indien. Wenn Kinder nicht mehr hungerten, wenn Frauen nicht mehr lange Wege zurücklegen müssten, um Wasser zu holen, dann werde sie sich um Orgasmen kümmern. Nur Frauen aus reichen Ländern könnten solche „Probleme“ haben und diskutieren.

Während eines ihrer Deutschlandaufenthalte wird sie fürs Fernsehen interviewt. Die Reporterin sagt zu ihr: Auch nachdem die Briten abgezogen seien, hätten die Inder ihre Sklavenmentalität behalten. KAMALA DAS darauf: Die Reporterin müsse als Deutsche ja wissen, wovon sie spreche. „Wieso?“ In der Nacht hat KAMALA DAS vor ihrem Hotelfenster amerikanische Soldaten patrouillieren sehen. Das seien Sicherheitskräfte. KAMALA DAS fragt, warum die Deutschen zu ihrer Sicherheit Amerikaner brauchten. Die Inder könnten sehr gut für ihre eigene Sicherheit sorgen. Die Reporterin sagt zur Aufnahme, dieser Teil des Interviews solle gelöscht werden. KAMALA DAS hat dafür kein Verständnis und bricht das Interview ab.

Drei Monate später kommt ein Mann zu ihr nach Cochin, der sich im Namen der deutschen Regierung bei KAMALA DAS

entschuldigt. Sie bezweifelt, dass er tatsächlich von der Regierung geschickt worden sei, aber sie nimmt die Entschuldigung an.

Was ist aus den Menschen und Beziehungen geworden, von denen KAMALA DAS in ihrer Autobiographie schreibt?

Ihre Familie wollte, dass sie den Inhalt von "My Story" widerrufen. Der Stein des Anstoßes war: Eine Hindufrau aus guter Familie bekennt sich zu einem Ehebruch. Ihr Mann war der Einzige in der Familie, der zu ihr hielt, nachdem das Erscheinen ihrer Autobiographie eine gesellschaftliche Katastrophe ausgelöst hatte. Ihm bedeutete ihr literarischer Ruhm - und das Geld, von dem sie nach seiner Erkrankung ihren Lebensunterhalt bestritten - mehr, als ihn die Indiskretionen im Buch störten.

„Er kümmerte sich nicht um den Inhalt des Buches“, sagt KAMALA DAS.

Sie habe zwar geschrieben, ihre Ehe sei „gescheitert“, sage ich, aber ich hätte aus dem Buch den Eindruck einer tiefen Verbundenheit zwischen ihr und ihrem Mann gewonnen. Eine solche Ehe bezeichne man in Deutschland nicht als „gescheitert“. KAMALA DAS freut sich, dass jemand diesen Eindruck aus dem Buch gewinnen könne. Sie sei oft missverstanden worden. Man frage sie immer wieder, warum sie sich denn nicht habe scheiden lassen. Aber das wollte sie gar nicht. „Es war eine tiefe freundschaftliche Beziehung“, sagt sie. „Wir wollten uns gegenseitig beschützen.“ In der letzten Zeit seiner Parkinsonschen Krankheit habe sie eine besonders hübsche Krankenschwester für ihn engagiert, die ihm mit ihrer melodiosen Stimme vorgesungen habe, weil sie als seine Frau gewusst habe, das würde ihm Freude bereiten. Er war ihr dafür sehr dankbar. Als ihr Mann starb, sei sie hoffnungslos traurig gewesen. „In der alten Zeit“ wäre sie gerne ins Witwenfeuer gesprungen.

An der Wand des Wohnzimmers hängt ein Portrait ihres Vaters. Er ist 1980 gestorben. Während der Zeit der Diktatur griff

KAMALA DAS Indira Gandhi öffentlich an. Ihr Vater verlangte, dass sie sich dafür entschuldige. Sie lehnte ab. Da verstieß er seine Tochter.

Die Mutter hat nach dem Tod des Vaters sechzehn Jahre bei KAMALA DAS gelebt und geistig frisch an ihrem gesellschaftlich-literarischen Leben teilgenommen. Vor drei Jahren holte Kamalas Schwester sie in ihr Haus. Sie ist Ärztin und „glaubt daran“, dass alte Menschen Ruhe brauchten. Seitdem vegetiert die Mutter in ihrem Zimmer dahin. KAMALA besucht sie täglich und ist sehr traurig über ihren Zustand. „Was nützt es ihr nun, dass sie einmal die Veden auswendig konnte?“, fragt sie.

Die Söhne sind alle in der Leitung der „Times of India“ beschäftigt. Manu, der älteste, ist Vizepräsident der Zeitung und lebt in Delhi. Er ist mit einer umfangreichen Prinzessin verheiratet, die ihn ständig bedient, während er unaufhörlich liest. Sie haben keine Kinder. Keiner der Söhne ist an den schönen, alten Sachen und der Familienkultur interessiert. Wie ihr Vater sind sie sehr gute Geschäftsleute. KAMALA DAS ist traurig darüber, dass mit ihr die Familientradition sterben werde. Die Enkel sind noch Kinder. Das Nalapathaus ist in KAMALAS Besitz. Sie will es verkaufen, aber die Preise seien in letzter Zeit sehr gefallen, da wolle sie es lieber noch behalten. Es ist etwa achtzig Kilometer von Cochin entfernt. Beim indischen Straßenzustand und -verkehr ist das eine große Entfernung.

Als ich kam, fragte ich KAMALA DAS naiv, ob sie nicht zur Überbrückung der langen Zeit, die zwischen dem ersten Erscheinen ihrer Autobiographie in der Zeitschrift und der deutschen Übersetzung vergehen werde, noch ein paar Kapitel hinzufügen wolle. „Das würde lange dauern“, antwortete sie freundlich und diplomatisch. Ein paar Tage später sagte sie: „Du siehst, wie ich lebe. Ich gebe gerne Gefühle und empfangen gerne Gefühle. Wenn ich in Bombay oder Kalkutta lebte, hätte ich das nicht.“ Jeder in

Cochin kennt sie. Viele sagen „Amma“ (Mutter) zu ihr und berühren voller Verehrung ihre Füße.

„Das kannst du den deutschen Lesern erzählen. Sie werden verstehen.“

„My Story“ ist 1976 zuerst erschienen, als Kamala zweiundvierzig Jahre alt war. Sie erlebte diese Zeit damals wohl (auch) als „Herbstbeginn“, wie das Gedicht am Anfang von Kapitel 42 beginnt (oder überschrieben ist).

Oktober 2009. Kamala starb am 31. Mai, nachdem sie am 31. März (Sie sagte mir, eigentlich sei sie am 1. April geboren, aber sie habe nicht als Aprilscherz durch die Welt gehen wollen) fünfundsiebzig Jahre alt geworden war, am Asthma, unter dem sie schon sehr lange gelitten hatte.

Nachruf in der New York Times

[Am 9. Juni 2009 veröffentlicht]

http://www.nytimes.com/2009/06/10/books/10das.html?_r=1

(aufgerufen am 15.08.13)

Die indische Dichterin und wagemutige Memoirenschreiberin Kamala Das stirbt mit 75 Jahren

Von [MARGALIT FOX](#)

Kamala Das starb am 31. Mai im Alter von 75 Jahren im indischen Pune. Sie war eine bekannte indische Dichterin, Verfasserin von Memoiren und Kurzgeschichten. Bekannt war sie dafür, dass sie das Sexualleben von Frauen offen ansprach. Das war damals, als sie in der Jahrhundertmitte über dieses Thema zu veröffentlichen begann, ein gewagtes Thema.

Die Todesursache sei Atemversagen gewesen, teilte ihr Arzt dem Nachrichtendienst United News of India mit.

Frau Das war eine ideenreiche Schriftstellerin und schrieb die meisten ihrer Gedichte in Englisch. Der größte Teil ihrer

fiktionalen Texte erschienen unter ihrem Schriftstellernamen Madhavikutty. Sie schrieb sie in ihrer Heimatsprache Malayalam, einer nicht indo-europäischen Sprache, die vor allem im südindischen Staat Kerala gesprochen wird.

Sie schrieb einige Memoiren. Die berühmteste, „My Story“, schrieb sie in Englisch und veröffentlichte sie 1976. Darin erzählt Frau Das von ihrer Kindheit in einer musischen, jedoch emotional distanzierten Familie, von ihrer unerfüllten arrangierten Ehe mit einem älteren Mann kurz vor ihrem 16. Geburtstag, von den emotionalen Zusammenbrüchen und Selbstmordgedanken, von denen ihre Jahre als Junge Frau und Mutter durchsetzt waren, die offenbare Homosexualität ihres Mannes – davon erzählt sie in ihrer Geschichte *Iqbal* - und die starke Unterströmung sexuellen und romantischen Sehns, das sich durch den größten Teil ihres Ehelebens zog.

Ursprünglich erschien „My Story“ in Fortsetzungen in einer indischen Zeitschrift. Das Buch besteht aus 50 fragmentarischen Kapiteln. Mit unbeteiligter, traumbefangener Stimme erzählt Frau Das von der brutalen sexuellen Unzulänglichkeit ihres Mannes und ihrer eigenen lebenslangen Begierde, die oft unerwidert bleibt. Manchmal verzehrte sie sich in Affären mit anderen Männern und gelegentlich auch mit Frauen.

Viele Jahre lang war Frau Das eine in Indien der Öffentlichkeit bekannte Person. Sie erlebte Kontroversen und Widerspruch. Feministinnen engagierten sich, weil sie über die Unterdrückung der Frauen schrieb, sie selbst lehnte es allerdings ab, als Feministin abgestempelt zu werden. 1984 kandidierte sie erfolglos für einen Sitz im indischen Parlament und zog sich später vom politischen Leben zurück.

Sie wurde in eine bekannte Hindu-Familie hineingeboren. 1999 konvertierte sie zum Islam und nannte sich Kamala Suraiya. Ihr Übertritt zum Islam wurde in der Öffentlichkeit hochgespielt und

zog wegen einer Reihe von Gründen die Kritik von Hindus, Muslimen und Feministinnen auf sich.

In ihren nicht fiktionalen Texten konnte Frau Das eine absichtlich und künstlerische sehr kühne Erzählerin sein. Zwar verursachte „My Story“ bei ihrem ersten Erscheinen in Indien einen Aufruhr, dabei stellte sie das sensibelste Material indirekt dar. In Frau Das' ruhiger und gemessener Erzählweise spiegeln viele Passagen über ihre romantischen Begegnungen ihre innere unerfüllte Sehnsucht ebenso wieder wie die äußere Realität.

„Sie ist immer unbeirrbar widersprüchlich“, sagte die Privatdozentin für Literatur an der University of California in San Diego Rosemary Marangoly George am Mittwoch in einem Telefoninterview. „In vielen ihrer Gedichte und in vielen Interviews hat sie über die Unterdrückung in der Ehe gesprochen, in anderen Interviews wiederum sprach sie von ihrem Mann und wie sehr sie ihn geliebt habe, wie sehr er sie geliebt habe und wie sehr er ihr fehle, seit er tot sei.“

Ähnlich schwer sind kritische Meinungen über Frau Das zu bestimmen. Einige Kritiker feiern sie als große Figur in der gelehrten Welt, andere lehnen sie als vergleichsweise Dünnbrettbohrerin ab, deren Werk bestenfalls solipsistisch und schlimmstenfalls obszön sei.

“Die männlichen Kritiker sahen sie als aufreizend, eine die kitschiges Zeug schrieb“, sagte Professor George, die Untersuchungen von Frau Das' Arbeit geschrieben hat. „Und die feministischen Kritiker/Innen sagen: ‚Nein, sie protestiert gegen das Patriarchat und der sexuelle Inhalt ihrer Texte gehört zu diesem Protest““.

Frau Das wurde am 31. März¹ 1934 in Malabar, einem Distrikt Südindiens geboren. Ihr Mädchenname war Nalapat. Der Tradition

¹ 1998 sagte KD in Cochin zur Übersetzerin: „Eigentlich bin ich am 1. April geboren, aber ich wollte nicht mein Leben lang als Aprilscherz rumlaufen!“

gemäß kam der Name von der mütterlichen Seite. Ihr Vater V.M. Nair war Journalist und wurde dann leitender Angestellter bei einer Auto-Firma. Ihre Mutter Nalapat Balamani Amma und ihr Onkel Nalapat Narayana Menon waren angesehene Dichter in Malayalam.

Die meiste Zeit wuchs sie in Kalkutta auf und wurde vor ihrer Heirat mit Madhava Das, einem vielleicht 20 Jahre älteren Bankbeamten, privat unterrichtet. Ernsthaft zu schreiben begann sie, als sie etwas über 20 Jahre alt war. Sie erzählt in „My Story“, dass sie jahrelang, lange nachdem ihr Mann und ihre drei Söhne schlafen gegangen waren, Nacht für Nacht am Esstisch saß und schrieb „bis es 5 Uhr war und der Milchmann mit seinem Fahrrad und seinen Eimern am Gartentor schepperte.“

Frau Das' Mann starb in den 1990er Jahren. Informationen über Überlebende konnten nicht bestätigt werden.

Zu den Sammlungen von Frau Das' Kurzgeschichten, die in englischer Übersetzung verfügbar sind, gehören "Padmavati the Harlot" und "The Sandal Trees," dessen Titelgeschichte von einer zarten, jahrzehntelangen Liebesgeschichte zwischen zwei Frauen handelt. Zu ihren Gedichtsammlungen gehören: "Summer in Calcutta," "The Descendants" und "The Old Playhouse and Other Poems."

Ebenso wie ihre Prosa betreffen viele ihrer Gedichte das Begehren und das Unbehagen daran. In "Herons" aus den 1960er Jahren schreibt sie:

Wenn ich Beruhigungsmittel nehme,
Sei ich liebenswerter,
Sagt mein Mann.
Meine Sprache wird ein Nebelgebiet,
Die Worte kommen schlafgetränkt heraus,
Sie steigen aus stillen Schlafgrotten auf
Im unbeeilten Flug wie Reiher.
Und meine Stoffpuppenglieder passen sich besser

Seiner wechselhaften Begierde an. Wenn er könnte, würde er
Der schlafenden Seele seiner Frau Schlaflieder singen,
Süße Schlaflieder, um die Ohnmacht ihrer Seele zu verdichten.
Wenn ich Beruhigungsmittel nehme,
Würde ich liebenswerter,
Sagt mein Mann.

[Das Gedicht steht auch in „My Story“ am Anfang von *Kapitel
45 Rückkehr nach Nalapat: War meine vierundzwanzigjährige Ehe
am Ende?*]

Ingrid von Heiseler hat dieses Buch aus dem Englischen übersetzt.



- Studium der Germanistik, Theologie und Pädagogik: Abschluss an der Universität Göttingen
- Zusatzausbildungen u.a. in Gesprächstherapie (GwG), Gruppenmoderation, Gordon-Lehrer-Training, Systemischer Beratung und Mediation

Foto: Manfred Hensel

- Autorin des „erzählenden Berichts“ *Einer tanzt aus der Reihe* (1990), des Romans *Lost in Goa* (2001), der Autobiografie *Leben10Anfänge* (2011) und des eBooks *Dieser Eingang ist nur für dich bestimmt. Kürzere Texte* auf Amazon.
- Seit 2002 Übersetzungen und Lektorate von Publikationen auf dem Gebiet Frieden und Konfliktbearbeitung: Bis 2013 als Bücher erschienen: John A. McConnell, *Achtsame Mediation*, Johan Galtung, *Neue Wege zum Frieden*, derselbe, *Konflikte und Konfliktlösungen*, derselbe, *100 Lösungsszenarien für Konflikte in aller Welt*, Michael Henderson, *Die Macht der Vergebung*, Pat Patfoort, *Sich verteidigen ohne anzugreifen* (aus dem Französischen), Jean Bricmont, *Humanitärer Imperialismus*, Dietrich Fischer, *Umfassende Sicherheit mit friedlichen Mitteln*, Ira Chernus, *Warum handeln wir gewaltfrei?*, *Mein Leben. Autobiographie des Abdul Ghaffar Khan* und Uri Avnery, *Israel im arabischen Frühling*. Außerdem der Roman (aus Tamil aus Englisch): Salma, *Die Stunde nach Mitternacht*. Dazu Übersetzungen im Internet, u. a. <http://www.peakoilandhumanity.com/> und wöchentliche Übersetzungen des israelischen Kolumnisten Uri Avnery auf aixpaix.de (Febr.2012-Juni2013) und von Artikeln auf <http://www.lebenshaus-alb.de/magazin/008009.html> (dort ein Beispiel).

Anmerkungen

Botanische, geographische, kulinarische und medizinische Begriffe werden in der Regel nicht erklärt.

¹ „die Engländer herrschten noch in Indien“ K.D. ist am 31. März 1934 geboren. Am 15. August 1947 übergaben die Briten die Macht an die Inder. Erst während des Zweiten Weltkrieges bekamen Inder Zutritt zur ‘guten (britischen)‘ Gesellschaft.

² „Nair“ auch ‚Nayar‘, Hindukaste des Staates Kerala. Bevor die Briten 1792 Kerala eroberten, bestand das Land aus kleinen Königreichen, deren Adel der Nayar- oder einer verwandten Kaste angehörte. Während der britischen Regierung wurden die Nayars Politiker und Regierungsbeamte und arbeiteten in den Bereichen Medizin, Erziehung und Recht. Die Tradition war matrilinear, d.h. in der Erbfolge der mütterlichen Linie folgend, mutterrechtlich. Der Besitz gehörte der ganzen Familie, die aus Brüdern, Schwestern, Kindern der Schwestern und Kindern der Töchter bestand. Der älteste Mann war das rechtliche Familienoberhaupt. Zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert herrschten sehr ungewöhnliche Ehesitten. Vor der Pubertät wurde ein Mädchen rituell an einen Nayar oder Nambudiri Brahmanen (vgl. Anm. 114) verheiratet. Nach der Pubertät konnte eine Frau verschiedene Ehemänner haben, die sie besuchten. Auch die Nayarmänner konnten so viele Frauen besuchen, wie sie wollten. Die Frauen wurden von ihrer mütterlichen Familie erhalten. Väter hatten weder Rechte noch Pflichten ihren Kindern gegenüber. Im 19. Jh. wurden die Kinder mehr und mehr von ihren Vätern erhalten, damit sie sie im Alter unterstützten und die Begräbniszeremonie ausführten. 1930 erzwangen Gesetze die Monogamie, teilten das Erbe zwischen Frauen und Männern und gaben den Kindern Unterhalts- und Erbrecht der Väter. In der Mitte des 20. Jahrhunderts wurde es zunehmend üblich, besonders in den Städten, dass Kernfamilien ihren eigenen Haushalt hatten.

³ „Malabar“ Malabarküste: südindische Westküste, heute Karnataka und Kerala.

⁴ „Malayalam“ eine Sprache der nichtarischen dravidischen Sprachenfamilie im Südwesten Indiens, offizielle Sprache Keralas. Die

ältesten literarischen Zeugnisse entstammen dem 13. Jahrhundert.
Schrift: Koleluttu.

⁵ „Ayahs“ ‚Aya‘ Dienstmädchen, Kinderfrau.

⁶ „Mahatma Gandhi“ Mohandas G., 1869 bis 1948. Er nannte die Einheit der Existenz ‚Wahrheit‘ (*satya*). Sie kann durch die Praxis von *ahimsa* (Gewaltlosigkeit; später *satyagraha*: nonviolence, Gewaltfreiheit) verwirklicht werden, die erfordert, dass man sich selbst ganz zurücknimmt und die äußerste Grenze der Demut erreicht. Vgl. Anm. 18 bis 20.

⁷ „Khaddar“ handgesponnene und handgewebte, meist weiße, Baumwolle.

⁸ „Mangalsutra“ Hochzeitskette. Der Mann legt sie bei der Heirat seiner Braut um. Sie darf nicht ohne Not abgelegt werden.

⁹ „Nalapat“ Name der Familie. Er bedeutet: Einer, der die vier Vedas beherrscht: Rigveda, Samaveda, Jadschurveda und Atharwaveda.

¹⁰ „Castor-Öl“ zum Abführen.

¹¹ „Malayali-Familie“ Familie im Malayalam-Sprachraum.

¹² „Hanuman“ Der Oberbefehlshaber der Affenkrieger im Königreich Sugriva. Er wird in Indien als Gott verehrt. Er ist der treue General des Rama, eine der Hauptfiguren im Epos Ramayana.

¹³ „Ram Ram“ missbilligende Äußerung, ‚Du lieber Gott!‘

¹⁴ „Charpoy“ Liege. Rahmen auf vier Beinen mit aus Schnur geflochtener Liegefläche.

¹⁵ „Ottanthullal-Tänzer“ traditioneller Tanz im indischen Bundesstaat Kerala.

¹⁶ „Renuka und Vater Vasuki“ Vasuki, auch Shesha oder Ananta, ‚der Unendliche‘, König über Schlangen und Herrscher in der Unterwelt Patala.

¹⁷ Zerstörung Cochins durch die Engländer: Die Portugiesen eroberten den Ort um 1500. Die holländische Herrschaft dauerte von 1663 bis 1795, danach herrschten die Briten.

¹⁸ „Khadi“ gleichbedeutend mit ‚Khaddar‘, vgl. Anm. 7.

¹⁹ „Thakli“ Spinnrad, von Gandhi propagiert, um das britische Textilmonopol zu brechen.

²⁰ „Harijan-Stiftung“ Harijan, ‚Kinder Gottes‘ nannte Gandhi die ‚Unberührbaren‘, Vgl. Anm. 36.

²¹ „Kumaranasan“ zeitgenössischer Dichter.

²² „Thapasya“ Anstrengung, um ein spirituelles Ziel zu erreichen, schließt Geduld und Disziplin ein.

-
- ²³ „Punkha“ Fächer aus Palmenblättern oder aus Stoff im Rahmen.
- ²⁴ „Hookah“ Wasserpfeife.
- ²⁵ „Blavatsky“ Helena Petrowna B. , 1831-91, russische Okkultistin. Sie gründete mit Henry Steel Olcott die ‚Theosophische Gesellschaft‘.
- „Gurdjeff“ Georg Iwanowitsch G., 1866 -1949, griechisch-armenischer esoterischer Lehrer und Schriftsteller. „Havelock Ellis“ 1897 - 1928, englischer Essayist und Arzt, der menschliches sexuelles Verhalten untersuchte. 7 Bände Studien zur Sexualpsychologie.
- „Varahamihira“ 505-587, indischer Philosoph, Astronom, Mathematiker und Astrologe. Er schrieb Bücher über das Erstellen von Horoskop.
- ²⁶ „Vatteluttu“ ‚Rundschrift‘, alte tamilische Schrift.
- ²⁷ „Durbar“ Empfang bei einem indischen Prinzen.
- ²⁸ „Ekadasifest“ ‚Ekadasi halten‘ bedeutet 24 Stunden fasten.
- ²⁹ „dünne Handtücher“ für Jungen ausreichende Bekleidung statt Dhoti, vgl. Anm. 30.
- ³⁰ „Dhoti“ Lendentuch der Inder.
- ³¹ „Kollyrium“ schwarze Schminke zum Färben der Augenpartie.
- ³² „Rati Samrajya“ ‚Das Königreich der Liebe‘.
- ³³ „Profumo“ John Dennis (1915-2006). Von 1960-63 Heeresminister. Musste wegen Beziehungen zu einem Callgirl, das zugleich Beziehungen zu einem sowjetischen Militärattaché hatte, zurücktreten.
- ³⁴ „Ravana, Sita, Kichaka, Draupadi, Bhima“ Ravana war der Herrscher über die Dämonen. Er entführte Sita. Ihr Gatte Rama, eine Inkarnation Vishnus, tötete den Unverwundbaren mit einem von Brahma (Gott, der Schöpfer, der Allererhöchste) hergestellten Pfeil. Draupadi war mit fünf Brüdern, den Pandavas, verheiratet. Der General Kichaka, Bruder einer anderen Königin, verliebte sich in D. und versuchte, sie zu verführen. D. beklagte sich bei einem ihrer Gatten, Bhima, darüber, der ihn kurz und klein schlug. ‚Mahabarata‘, vgl. Anm. 41.
- ³⁵ „Radha, blauhäutiger Geliebter“ R. ist eine Geliebte Krishnas, zu der er immer wieder zurückkehrt. Sie war verheiratet, sodass sie mit ihrer Liebesbeziehung mit Krishna die soziale Ächtung riskierte. Ein Dichter des 15. Jahrhunderts ließ sie sagen: „Wenn ich zu Krishna gehe, verliere ich mein Heim. / Bleibe ich, verliere ich meine Liebe.“ Krishna ist auf bildlichen Darstellungen an seiner blauen Haut zu erkennen.
- ³⁶ „Parias“ Name einer niedrigen Kaste in Tamil Nadu, Arbeiter mit niedrigem Status, später für alle Personen außerhalb des Kastensystems

angewendet: „Unberührbare“. Ihre Berührung verunreinigte Angehörige höherer Kasten, sodass sie danach aufwendige Reinigungsrituale anwenden mussten. In Südindien galt sogar der Anblick mancher ‘Unberührbarer’ als verunreinigend. Vgl. Anm. 20 und Kap. 33.

³⁷ „Kali“ „Schwarze“, Todesgöttin, Zerstörerin, auch Devi, wiedergeboren als Uma.

³⁸ „Bhagavati-Altäre“ Bhagavati, „die Göttin“. Beinamen der Devi-Uma-Kali.

³⁹ „**N Brahma**“ Gott, der Schöpfer, der Allerhöchste. Das erste Bewusstsein im Universum. Solange Brahma schläft, existiert nichts. Wenn er erwacht, nimmt die Welt Form an. Wenn B. nach einem Tag, der zwei Milliarden Jahren entspricht, wieder einschläft, endet die Erscheinungswelt. Alles kehrt zu seinem Kern zurück. Die Elemente, aus denen sich alle existierenden Wesen zusammensetzen, bleiben bestehen. B. schuf die Götter, Soma (Mond) und Surya (Sonne). Er schuf Agni, Vayu und Varuna. B. ist jedes Wesen, das gleichzeitig in jedem Wesen ist. S **Ananta** ‚Ewig, Unendlichkeit‘ Beinamen der Shesha, der Weltenschlange, mit der die Götter den Ozean quirlten, um das Wasser der Unsterblichkeit zu finden. O **Indra** in vedischer Zeit der höchste Gott; Wettergott, Gott des Lebens. W **Varuna** Wasser(gott). NO **Shiva** Mondgott der Berge, ist mit Vishnu identisch, da beide von Brahma nicht zu unterscheiden sind. Seine drei wesentlichen Eigenschaften (Guna) sind: Sattva, Rajas und Tamas: Wahrheit, Energie und Dunkelheit, drei Schöpfungsprinzipien. NW **Vayu** Wind zwischen NO und NW. **Kubera** Gott der Toten und des Reichtums. Wird nicht angebetet. SO **Agni** Feuer. SW **Ratri** Göttin Nacht. Man ruft sie um Trost und Sicherheit in den dunklen Stunden an. Dazwischen **Yama**, Todesgott.“

⁴⁰ „Manola“ Schminke der Kathakali-Darsteller.

⁴¹ Das „Mahabharata“ großes Epos der Bharata-Dynastie, enthält die Bhagavadgita, ‚Lied Gottes‘, handelt vom Streit zwischen den Kauravas und Pandavas um die Herrschaft, vgl. Anm. 34.

⁴² „Amma“ in Malayalam: Mutter.

⁴³ „Vallathole“ 1878 - 1958, indischer Dichter, von Tagore beeinflusst. Es ging ihm um die humane Bedeutung des sozialen Fortschritts.

⁴⁴ „Sardar K.M. Panikkar“ Sardar Kavalam Madhava P, 1895 - 1963, indischer Staatsmann, Diplomat und Gelehrter, Hrsg. der ‚Hindustan Times‘.

⁴⁵ „James Cousins“ britischer theosophischer Schriftsteller, der in Südindien lebte.

⁴⁶ „Vannery“ Name des Dorfes.

⁴⁷ „Noor Jehan, Mumtaz Mahal, Khurram“ islamische Herrscher in Indien im 16. und 17. Jh. : Mogulkaiser VI Jehangir, 1569/1605 - 1627, Gatte der schönen Noor Jehan, ihr Sohn Prinz Khurram, später Shah Jehan, regierte 1627 - 1658, dessen Gattin Mumtaz Mahal, für die er das Taj Mahal baute.

⁴⁸ „Dvijendralal Roy“ Mit wachsendem nationalen Bewusstsein wurde das Theater eine Plattform für soziale Reformen und Propaganda gegen die Herrschaft der Briten. Unter anderen zeichnete sich D.L. Roy, 1863-1913, darin aus.

⁴⁹ „Kalidas *Sakuntalam*“ Sakuntala oder Der Erkennungsring. Meisterwerk des größten klassischen indischen Dichters Kalidasa (4./5. Jh.); Goethe entnahm daraus die Idee des „Vorspiels auf dem Theater“ . Dt. Übersetzung von H.C. Kellner, Lpzg. 1890, RUB 2751, vergriffen.

⁵⁰ „Bhashas *Swapnavasavadattam*“ Die ihrem Gatten im Traum erscheinende Vasavadatta. Das wohl bedeutendste Drama des indischen Dichters Basha, Ende des 2. Jahrhunderts.

⁵¹ „Ulba“ ‚ulbavam‘ bedeutet ‚Geburt‘.

⁵² „Sita (verschwindet im Boden)“ Sie starb, indem sie in die Erde zurücksank, aus der er einst emporgestiegen war.

⁵³ „Khus-Vorhänge“ Khus ist die aromatische faserige Wurzel des Indischen Grases der Art *Vetiveria*, die für Fächer usw. verwendet wird.

⁵⁴ „Chaprassi“ Türhüter, Portier.

⁵⁵ „Aubrey Menon“ Pseudonym ‚A. Menen‘ des indisch-irischen satirischen Schriftstellers Salvator Aubrey Clarence Menon, 1912 -1989. A quote: "There are three things which are real: God, human folly, and laughter. Since the first two pass our comprehension, we must do what we can with the third." Ein Zitat: „Es gibt drei reale Dinge: Gott, die menschliche Torheit und das Lachen. Da die beiden ersten unser Begreifen übersteigen, müssen wir mit dem dritten tun, was wir nur können.“

⁵⁶ „Bhowal -Sannyasi“ „Bhowal“ ist der Familienname. „Sannyasi“ bedeutet: ‚der der Welt entsagt hat‘; Pilgerschaft im vierten Lebensabschnitt (Alter).

⁵⁷ „Ashram“ Stätte, an der hinduistische Lehrer und Führer ihre Anhänger zu gemeinsamem Leben versammeln.

⁵⁸ „Moralische Aufrüstung“, jetziger Name: "Initiatives of Change" (auch "Initiativen der Veränderung" oder IofC)

1921 von F. Buchman gegründete Bewegung zur Förderung des politischen und sozialen Friedens im christlichen Geist; zuerst *Oxford-Gruppenbewegung*, seit 1938 *Moralische Aufrüstung* genannt; die vier „absoluten“ Forderungen: Ehrlichkeit, Reinheit, Selbstlosigkeit und Liebe. Besonders gepflegte Arbeitsformen der MRA sind: ausgedehnte Propaganda, Meditation und Beichte. Zentrum der MRA ist seit 1946 Caux (Schweiz). (wissen.de)

⁵⁹ „Zamindar“ reicher Grundbesitzer.

⁶⁰ „Manipuritanz“ Manipuri: indischer Staat im Nordosten. Klassischer Tanz ohne pantomimische Handbewegungen. Männer und Frauen tanzen gemeinsam. Tanzdramen, von einem Erzähler erklärt, Teil des religiösen Lebens. Themen: Leben Krishnas.

⁶¹ „Sarat Babu“ Sarat Chandra Chatterjee, berühmter bengalischer Romanautor des 19. Jahrhunderts.

⁶² „Rabindra Sangeet“ Musik und Lieder von Rabindranath Tagore, 1861 -1941.

⁶³ „M.L. Vasanta Kumari, M.S. Subbalakshmi“ klassische indische Sängerinnen.

⁶⁴ „antra puntra“ Beschimpfung ohne Wortsinn.

⁶⁵ „Kunthi, Mutter der Pandavas“ Als Kunthi noch sehr jung war, erwies sie einem Weisen große Ehre, der ihr dafür einen Zaubergegenstand schenkte, mit dem sie den von ihr geliebten Gott veranlassen konnte, sie zu schwängern. Sie wählte den Sonnengott Surya. Er kam in vollem Glanz zur Erde herab. Sie bekam ihren Sohn Karna, ‚Ursächlichkeit‘. Um dem Tadel zu entgehen, setzte sie das glänzende Kind, das in voller Rüstung geboren wurde, am Ufer des Yamuna aus.

⁶⁶ „Sadhu“ Sanskrit ‚der Gute‘, Ehrenname für einen Hindu, der als Eremit oder bettelnder (Wander-)Asket lebt.

⁶⁷ „Pudscha“ Sanskrit ‚Verehrung‘, die einmal täglich in den Tempeln von Priestern durchgeführte feierliche Zeremonie der Götterverehrung, Blumenschmuck und Rezitation heiliger Texte, der Priester vermittelt die Gaben der Gläubigen; wird auch in Privathäusern von Priestern abgehalten.

⁶⁸ „Aufstände in Kalkutta“ Der Führer der Muslim-Liga Jinnah hatte für den 16. 8. 46 aus Protest gegen die Regierungsbildung Nehrus ‚direkte Aktionen‘ angekündigt. In Kalkutta brach unter dem Regime des Liga-Präsidenten Suhrawardy ein großes Morden aus, das bald darauf ‚das Große Töten in Kalkutta‘ genannt wurde. Innerhalb von drei Tagen wurden 4000 Hindus getötet.

⁶⁹ „Sikh“ Sikh: hindustanisch ‚Jünger‘. Anhänger einer von Nanak im 15. Jh. gegründeten indischen Religionsgemeinschaft, deren monotheistische Religion eine Synthese des Islam und des Hinduismus ist. Heute meist im indischen Bundesstaat Punjab.

⁷⁰ „Kala Lakshmi“ Lakshmi: Göttin des Glücks und der Vegetation, Gattin des Vishnu; aus dem Wasser geborene Lotosblume Padma, auf der sie wohnt.

⁷¹ „Idlis“ Reiskuchen; „Vadas“ in Fett gebackene Teigkringel.

⁷² „Cuticura-Salbe“ Salbe der Kosmetikfirma C. Bekannter wegen Talkum.

⁷³ „Biryani“ Reis mit Mandeln und Gemüse.

⁷⁴ Oscar Wilde, Die Ballade vom Zuchthaus in Reading. Die Ballade entstand während Wildes zweijährigem Aufenthalt im Zuchthaus von Reading. Er war wegen homosexueller Aktivitäten dazu verurteilt worden. Sie handelt von der Hinrichtung eines Offiziers, der seine Geliebte getötet hatte. „Wir töten, was wir lieben“.

⁷⁵ „Kathakali“ Klassisches Tanzdrama in Kerala, Themen aus ‚Ramayana‘ und ‚Mahabarata‘, meist im Freien, die ganze Nacht lang. Stimmen singen die Geschichte, die die Tänzer darstellen. Laute Trommeln. Nur von Männern und Jungen dargestellt. Die Gesichter ähneln gemalten Masken. Gute und Böse werden durch besondere Farben gekennzeichnet.

⁷⁶ „Damayantis Not im Jungle“ D. ist eine Prinzessin, Gattin des Königs Nala. Er verspielt alles und muss in die Wildnis gehen. Sie folgt ihm. Er lässt sie allein, weil er will, dass sie zu ihrem Vater zurückkehrt. D. singt ein Klagegedicht, als sie allein durch den Wald geht. Sie erzählt den wilden Tieren von ihren Ängsten. Nebenfigur im Mahabarata.

⁷⁷ „ayurvedischer Arzt“ Ayurveda ist das alte medizinische System Indiens. Es ist die Wissenschaft und die Kunst des richtigen Lebens. Sein Zweck besteht darin, zu bewirken, dass der Einzelne seine konstitutionellen Voraussetzungen versteht, damit er seine Ernährung, seine Lebensweise und seine Lebensumstände darauf abstimmen kann.

⁷⁸ „Bhagavatham, Gita“ Bhagavadgita ‚Das Lied der Gottheit‘, ‚Der Gesang des Erhabenen‘, das ist Krishna. Vielleicht im ersten Jh. entstanden, 606 Verse in 18 Gesängen, wurde in das 6. Buch der Mahabarata eingeschoben.

⁷⁹ „das Horoskop passt“ Auch heute noch werden die meisten Ehen von den Eltern der Brautleute vereinbart. Ein Hindupriester vergleicht die

Horoskope, und wenn sie zusammenpassen, kann die Ehe geschlossen werden.

⁸⁰ „Bhajans of Meera“: religiöse Lieder zur Verehrung Krishnas.

⁸¹ „Ganesha“ Gott aller guten Unternehmungen, der praktischen Weisheit, Beseitigung der Hindernisse. Gott der Schriftsteller.

⁸² „Gujarati Garba, Punjabi Bhangra, Hindistück“ Theaterstücke verschiedener regionaler Herkunft.

⁸³ „Marathi“ indogermanische indische Sprache, vor allem im Bundesstaat Maharashtra, in dem Bombay liegt.

⁸⁴ „Vrindavan“ Vrindavana, ein Wald in Vraja, wo Krishna geboren wurde. Heute: Stadt Brindaban.

⁸⁵ „Sarvodaya“: die Bewegung von Vinoba Bhave, einem Freund Gandhis. Das Wort bedeutet: Geist und Seele sollen sich erheben.

⁸⁶ „Konkani“ ein Dialekt des Marathi, wird in Goa und Karnataka gesprochen.

⁸⁷ „Telugu“: eine der dravidischen Sprachen Südindiens, vgl. Anm. 4 und 107.

⁸⁸ Chapati oder Roti ist ein Fladenbrot. Es wird aus Chapatimehl, einer Vollkornmischung aus Gerste, Hirse und Weizen hergestellt. Es ist das Hauptnahrungsmittel in Pakistan und Nordindien.

⁸⁹ „Parse“ Anhänger des Parsismus, Lehre des Zoroaster: Dualismus zwischen gutem und bösem Geist. Die Lehre soll dem Menschen helfen, den Weg zum Guten zu finden. Feuertempel. Da das Feuer heilig ist, werden die Toten nicht verbrannt, sondern von Aasvögeln gefressen. Heiliges Buch: ‚Awesta‘,

altiranisch. Heute leben die meisten Parsen in Indien.

⁹⁰ „Mathrubhumi“ in Malayalam: ‚Muttersprache‘.

⁹¹ Panchgani ist ein ruhiger und entzückender Hügel-Ort in etwa 1335 m Höhe und nur 98 km von Puna in Maharashtra entfernt. Der Name kommt von den fünf Hügeln, auf denen es liegt.

⁹² Wortspiel: „Remain, just being / Also being a remaining“.

⁹³ „Gorkha“ Volk in Nepal. Bezeichnung für Wächter.

⁹⁴ „Howdah“: ein Sitz für zwei oder mehr Personen, gewöhnlich mit Baldachin, um

auf einem Elefanten oder Kamel zu reiten.

⁹⁵ „Amadakkootam“ Brustharnisch aus Gold als weiblicher Schmuck.

⁹⁶ South East Asia, New Zealand, Australia (SEANZA): seit 1956 Vereinigung der Zentralbanken. Bot „intensive und systematische

Trainingskurse“ für Bankmanager an. Indien gehörte zu den ersten fünf Mitgliedern.

⁹⁷ „Gayatri“ ‚Sänger‘. Als Göttin personifizierte Poesie, Mutter der vier Vedas. Sie ist eine Hymne, die sichtbar gemacht wurde.

⁹⁸ „Upanishaden“ Sanskrit ‚Geheimlehren‘, zum vedischen Schrifttum gehörende philosophische Traktate, um 800 vor Christus. Sie handeln vor allem vom Wesen des Absoluten, des allem zugrundeliegenden Weltgeistes. In ihnen ist auch der Glaube an die Seelenwanderung entwickelt worden.

⁹⁹ „Lungi“ langer Schurz, Stoff, der durch Umschlagen an der Taille befestigt wird, Kleidungsstück eigentlich für Männer.

¹⁰⁰ „Lawrence Hope“ britische Dichterin, die in Südindien lebte.

¹⁰¹ „Nagar“: Stadt.

¹⁰² „Gayatrimantra“ Die berühmte hinduistische Hymne zu Ehren der aufgehenden Sonne, die alle Brahmanen-Priester auswendig lernen und jeden Morgen kurz vor Sonnenaufgang der Retterin Sonne singen. Aus dem Rigveda, zählt zu den ältesten Gebeten der Welt. Vgl. Anm. 95.

¹⁰³ „*The Century*“ Das Jahrhundert.

¹⁰⁴ „Ibrahim Lodi und Sikander Lodi“ Lodi-Dynastie 1451-1526, Delhi-Sultanat. Sikander regierte 1489-1517, sein ältester Sohn Ibrahim 1517-26. Mughal-Regenten.

¹⁰⁵ „Mathura“ eine alte heilige Stadt am Fluss Yamuna. Hier wurde Krishna geboren und hier beobachtete er Radha beim Baden am Fluss. Gemeint ist also Krishna.

¹⁰⁶ „Beedi“ Betel-Blatt-Zigarette.

¹⁰⁷ „Kuun, kuun“ ‚Khoon, khoon‘ in Hindustanisch: ‚Blut, Blut‘.

¹⁰⁸ „O Krishna, o Kanhaiya“ Namen von Krishna, der Inkarnation Vishnus.

¹⁰⁹ „dravidisch“ die Draviden sind dunklere, nichtarische Bewohner Südindiens.

¹¹⁰ „Durgakavacham“ Hymne an Durga, die Göttin, die zum (Waffen-)Sieg verhilft.

¹¹¹ „die Göttin Durga“ Die Göttin Kali wird als Durga, ‚unzugänglich‘ wie eine Gebirgsfeste, genannt. Sie wird als anziehende Frau dargestellt, die auf einem wilden Tiger reitet.

¹¹² „Befreiung von Bangladesh“ 1947 war Ostbengalen als „Ostpakistan“ dem Staat Pakistan zugeschlagen worden. 1970 bengalischer Aufstand, Millionen flohen nach Indien. Da griff

Indien ein und siegte 1971 über (West-)Pakistan. Das befreite Gebiet wurde Bangladesh genannt.

¹¹³ „Sindur“ Zinnober; rotes Mineral, wichtigstes Quecksilbererz, giftig.

¹¹⁴ „Ganapati“ Herr der Ganas oder Zwergdämonen, vgl. Anm. 81.

¹¹⁵ „Bloomsburygruppe“ Nach dem Londoner Distrikt genannter Zusammenschluss von Schriftstellern, Philosophen und Künstlern, 1907-30. Treffpunkt war das Haus von Clive und Vanessa Bell, Schwester von Virginia Stephen, später Woolf.

¹¹⁶ „Nambudiri Brahmane“ herrschende, extrem orthodoxe Kaste in Kerala.

¹¹⁷ „Surya“ Sonnengott, vgl. Anm. 65, „Lakshmi“, vgl. Anm. 70.

¹¹⁸ „Kaurimuscheln“ Kaurischnecken: bis zu 22 mm lange Porzellanschnecken. Das Gehäuse diente in manchen Ländern bis ins 19. Jh. als Zahlungsmittel.

¹¹⁹ „Mahamaran“ ‚großer Tod‘, ritueller Tötungszauber.

¹²⁰ „Oushanasa“ die Wohnung Sukras, ein glückverheißender Planet.

¹²¹ „Lotus“ Der Name ‚Kamala‘ bedeutet ‚Lotus‘.

¹²² „Bhelpuriwala“ Hersteller und Verkäufer scharf gewürzter Kuchen.

¹²³ „Jyotsna Kunst- und Erziehungs-Gesellschaft“ eine Gesellschaft, die Tanz- und Musikunterricht fördern will.

¹²⁴ „Gurukul-System“ ‚gurukula‘ heißt ‚Familie des Lehrers‘:

Zusammenleben von Lehrern und Schülern.

¹²⁵ „Indira Gandhi“ Tochter Nehrus, 1917-84, ab 1966 Premier-Ministerin, Wahlsieg 1971 nach der Befreiung von Bangladesch, Verurteilung 1975, weil sie gesetzeswidrig Beamte für Wahlkampfzwecke eingesetzt hatte. Daraufhin Rücktrittsforderung der Opposition. I.G. ließ den Notstand ausrufen und regierte mit Notstandsverordnungen, die allerdings vom Parlament sanktioniert wurden. Autoritärer innenpolitischer Kurs. Wahlniederlage 1977. Die Oppositionsparteien ohne die Kommunisten schlossen sich zur Janata-(Volks)Partei zusammen. Indira Gandhi wurde, nachdem indische Truppen den ‚Goldenen Tempel‘ der Sikhs zerstört hatten, von zweien ihrer Sikh-Leibwächter ermordet.

¹²⁶ „Jayaprakash Narayan“ hielt die Partei zusammen.

¹²⁷ „Andhra Pradesh“ indischer Bundesstaat im Osten, nördlich von Tamil Nadu.

¹²⁸ „Balamurali“ klassischer zeitgenössischer Sänger aus Madras.

„Kumar Gandharava“ Tanzlehrer, Tanzstil, klassische Musik, berühmter Sänger.
